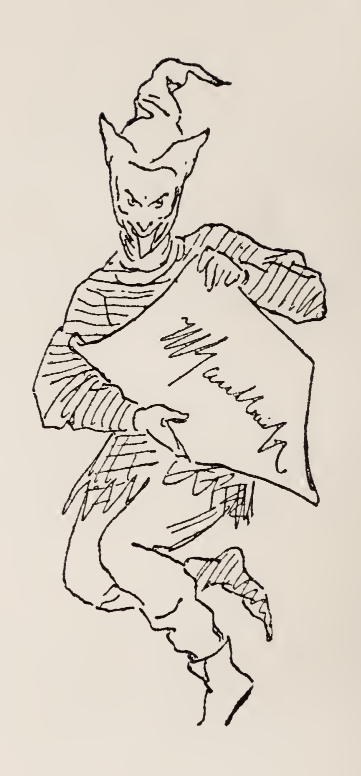
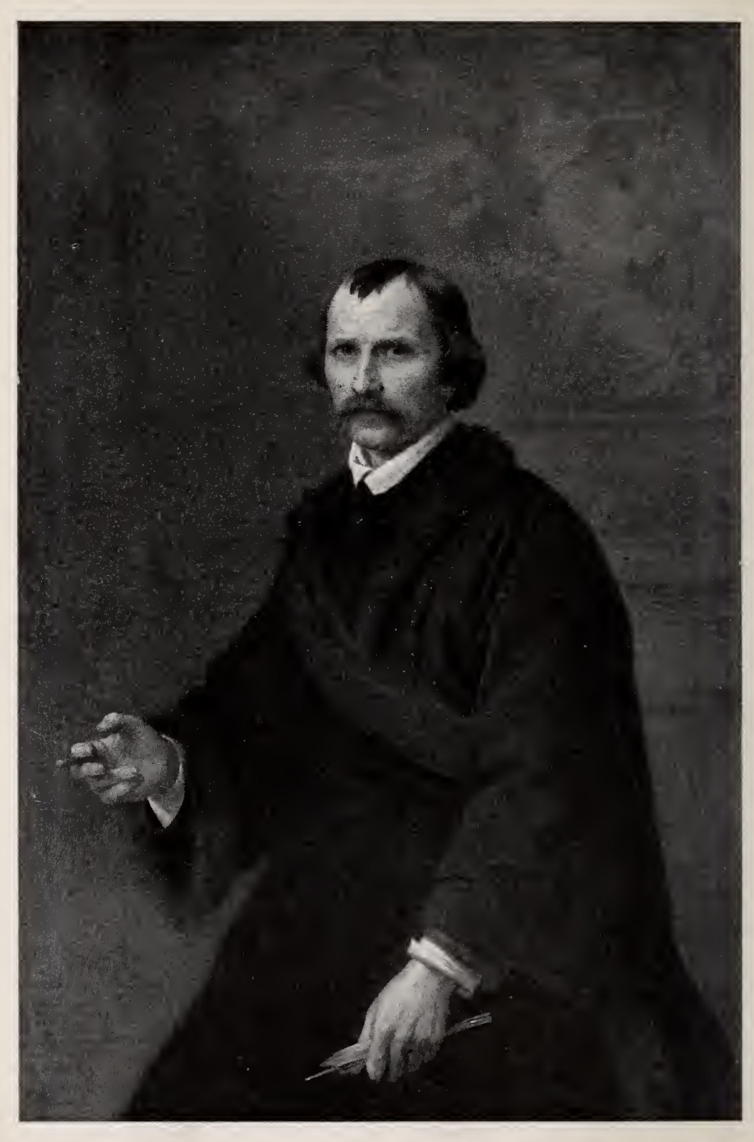
Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach







Wilhelm Kaulbach von Friedrich Kaulbach (Hannover)

Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus

Mit Briefen, 160 Zeichnungen und Bildern

gesammelt von
Josefa Dürck-Kaulbach



Delphin-Verlag München 1918

Dieses Buch wurde bei J. Schön, München, gedruckt
Emil Preetorius zeichnete den Umschlag
Achtzig Exemplare wurden auf Bütten gedruckt
und in Ganzleder gebunden



Die Herstellung jetzt, im vierten Kriegsjahr, gestattete leider nicht die
sonst bei uns übliche Güte in Druck und Bindearbeit

Mein Elternhaus



Zum Geleit

Ein Kritiker sagte einmal irgendwo von einem neuerschienenen Buche: „Hätte der Verfasser all die vielen Ich weggelassen, dann wären von dem dicken Band nur wenig Blätter übrig geblieben". Dies harte Wort trifft auch mein Ich aufs tiefste. Und doch, wie könnte ich von meiner Kinderzeit plaudern – sofern es überhaupt nötig ist – ohne mich zu nennen; und sollte ich mich nicht als Mittlerin fühlen dürfen, wenn ich von meinem Elternhaus erzählen will? Ist doch mein Vater in seinem Heim unmöglich ohne seine Kinder zu denken, ohne mich, die Spätgeborene.

Und wer mich recht versteht, wird bald begreifen, daß diese flüchtigen Skizzen nichts anderes sind und nichts anderes sein wollen als ein Hintergrund für das Bild meiner Eltern. Ob er schlecht oder gut gewählt, gilt mir gleich; jedenfalls ist er wahr und ohne Hintergrund gibt es nun einmal kein rechtes Bild.

Wer aber biographische Kuriositäten, historisch-kritische Orientierungen über Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts in diesen anspruchslosen Zeilen sucht, wird sich enttäuscht finden, denn sie

wollen nichts anders bieten als harmlose kleine Episoden, einfache Lebensbilder aus dem Kaulbach-Hause und der Altmünchener Zeit, nichts anders als einen kleinen bunten Strauß, gepflückt aus dem Garten der Erinnerung, aus dem Garten meiner Kindheit. Es sind lose, ungeordnete Blätter, die ich, dem Drängen treuer Freunde folgend, aus den Tiefen meines Schreibtisches hervorholte, und die, auf daß sie nicht verweht würden, festen Halt bekommen durch — den Kleister des Buchbinders.

Bevor ich jedoch dies Buch in die Welt schicke, möchte ich noch meiner treuen Helfer gedenken. Unter anderen Dr. H. Scholz, der mir freundlichst zur Seite ging und Müh und Arbeit hatte.

Beim zweiten Teil des Buches, dem Briefwechsel, lieh mir schon vor mehreren Jahren mein alter, lieber Freund Oberstleutnant Brix Förster, seine unschätzbare Hilfe, indem er sich dem Ordnen und der Durchsicht des großen Materials annahm.

Die Bilder und Skizzen sind alle aus persönlichem Besitz und wurden aus Skizzenbüchern zusammengetragen. Die kleinen Vignetten sind in Originalgröße wiedergegeben.

Glückt es mir, dem oder jenem mit meinen Erzählungen aus sonniger Zeit in diesen Tagen schwerer Not eine frohe Stunde zu bereiten, so weiß ich mich reich belohnt und doppelten Dank will ich spenden — dem Elternhaus.

München, September 1917

Josefa Dürck-Kaulbach


1869

Das Kaulbachhaus, Gartenansicht

In meinem sechsten Jahre begann ich unter Aufsicht unserer trefflichen Erzieherin und späteren Freundin, genannt „die Fräul'n", ein Tagebuch.

Diese sehr kindlichen Erzählungen, welche jetzt vor mir liegen, sind mir in meinem Vorhaben eine große Hilfe und bieten manchen Anhaltspunkt, bilden Glieder einer langen Kette von Erinnerungen. So sehe ich das Schöne, Herrliche, das ich in der Jugend genoß, in klaren, ungetrübten Farben vor mir. –

Da ist vor allem das hübsche, weinumrankte Elternhaus in der Gartenstraße (jetzt nach dem Vater Kaulbachstraße genannt) mit den etwas düsteren, aber doch gemütlichen Räumen, worunter das alte vertäfelte Speisezimmer mit den abwärts führenden Stufen wohl die erste Stelle einnimmt. Die Vertäfelung (aus dem 16. Jahrhundert) hatte der Vater vor Jahren in Nürnberg aus einem Patrizierhaus gekauft. Sie befindet sich in unserem persönlichen Besitz und bildet mit dem alten Büfett (aus dem 17. Jahrhundert), das in uns unbekannter Zeit aus einer alten Klosterbettstatt in ein solches umgewandelt wurde, mit den vielerlei Andenken darauf, den schönsten und ehrwürdigsten Schmuck unseres Heims.

In Mitte des Eßzimmers stand ein großer achteckiger Tisch, von dem ich auch etwas erzählen möchte.

Als der Vater im Jahre 1836 vom König Ludwig I. das Atelier am Lehel zur Verfügung gestellt bekommen hatte, war darin auch ein achteckiger, alter steinerner Tisch, dessen Platte, ganz mit schöner Mosaik eingelegt, die verschiedenen Wappen der Kurfürsten, deren Namenszüge, Blumen und Arabesken, darstellte. König Ludwig hatte diesen Tisch dem Vater geschenkt, deshalb ließ dieser ihn, als er Direktor der Akademie wurde und das feuchte, ungesunde

Atelier aufgab, in sein Haus an der Gartenstraße schaffen. Dort stand das kostbare alte Möbel nun viele Jahre. Eines schönen Tages aber, ich mochte etwa fünfzehn bis sechzehn Jahre alt sein, wurde der Tisch von der Residenz aus reklamiert, als Eigentum des Hofes. Der Vater willigte selbstverständlich sofort in die Rückgabe ein, wenn auch mit einigen Glossen, und entschloß sich schnell, ihn ganz genau für sich kopieren, anstatt der fürstlichen Namenszüge und Embleme aber diejenigen der Familie Kaulbach anbringen zu lassen. Wochenlang sah ich dann, wenn ich an dem Eßzimmer vorüberging, einen blonden, hübschen jungen Mann, Herrn Fiotti, an dem Tisch arbeiten, mit Mosaiksteinchen und Gips hantierend. Ich ging gern und oft vorüber, wagte aber niemals ein Wort an den geschickten Künstler zu richten. Als endlich der schöne Tisch mit dem Bienenkorb und Spinnrocken, dem Pegasus, dem „kühlen Bach", den Namenszügen und Blumengirlanden aus herrlicher Mosaik fertig vor uns stand, wurden mehrere gute Freunde zu einem leckeren Male geladen, wobei der neugeschaffene Tisch mit manchem Champagnertropfen getauft wurde. Er befindet sich jetzt im Besitze meines Bruders, während der alte Tisch ein ehrenvolles, aber ruhiges Dasein in einem Saale der Residenz oder auf einem der Schlösser führt. Dieser altehrwürdige Tisch dürfte möglicherweise derselbe sein, den v. Heigel in seinem wunderhübschen Büchlein „Nymphenburg" (damals Vorstadt Münchens) erwähnt. –

Nun aber geht's in den großen schattigen Garten, den ich mir ohne meines Vaters Gestalt gar nicht denken kann! Meine frühesten Erinnerungen hängen auch mit dem Vater und dem Garten zusammen; mein Hauptspielplatz war der Garten, und mein bester Spielkamerad der Vater. Kinder um sich zu sehen, war seine größte Freude, und er wurde nicht müde, ihnen Überraschungen und Lustbarkeiten zu bereiten. So finde ich in meinem Kindertagebuch manch kleine Episoden, die am besten zeigen, wie der sich gegen die Außen-

welt oft so schroff und herb zeigende Künstler mit den Kindern Kind sein und sich so ganz in die Kindernatur versetzen konnte. Die kleine Josefa schreibt z. B. im Jahre 1857: „Ich darf immer mit dem Papa um 4 Uhr essen und da bekomme ich Spargeln und Wein, und da sagt er immer: „Komm her, Du kleiner Frosch, jetzt wollen wirs uns schmecken lassen!" – und gestern hat er mich so arg angestimmt und hat gesagt: „Schau den schönen Maikäfer im Gras!" und da bin ich gleich hingelaufen und hab gemeint, er wäre lebendig, und wie ich recht hingeschaut hab, sehe ich, daß er von Schokolade ist, und da hab ich ihm gleich den Kopf abgebissen, die Flügel und die Beine ausgerupft und den Leib mit meinen Zähnen zerschmettert. Ich hab den Papa so schrecklich lieb, ich könnte ihn gleich zerdrücken und immer bei ihm bleiben, das wäre halt meine allergrößte Freud. Gestern bin ich in die Stadt gegangen und hab dem Papa eine Schokoladezigarre gekauft, damit er doch auch eine Freud hat, und da hab ich ihn recht arg angestimmt und hab gesagt: „Gib acht, in diesem Papier ist eine alte graue Ameise eingewickelt, die sticht furchtbar!" Da hat der Papa voll Furcht das Papier aufgemacht, und wie er die Zigarre gesehen hat, hat er sie gleich vor lauter Freud geraucht! – Ich bin schon so glücklich, denn die Erdmännchen haben mir ein wunderschönes Kreuz geschenkt, das hängt an meinem Kastanienbaum, grad an meinem Lieblingsplätzchen, und da hab ich ihnen gleich einen Dankbrief geschrieben und hab ihn in die Felsenritze am Tannenhügel gesteckt, und dann haben sie mir noch ein wunderschönes Gartenmesser geschenkt, da hab ich gleich damit gearbeitet, und recht viel abgeschnitten in meinem Garten."



Im Sommer waren die Eltern meist sehr früh auf. Bei schönem Wetter frühstückten sie oft schon um sechs Uhr im Freien vor dem Haus, und bis ich endlich aus den Federn schlüpfte, hatte der Vater längst seine Wanderung durch den Garten angetreten. Diese Stunden waren ihm heilig. Oft sagte er, der Garten sei seine Kirche, und in jedem Grashalm könne er die Weisheit Gottes bewundern. Diese Auffassung wäre mir allerdings auch außerordentlich bequem gewesen, doch hielt er bei mir sehr darauf, daß ich Sonntags die Kirche besuchte. Einmal erwähnte ich, daß ich am liebsten in die Hofkirche wegen der schönen Musik gehe, da erhielt ich aber strengen Befehl, nur solche Kirchen aufzusuchen, wo keine „so schöne Musik", dafür aber mehr Andacht zu finden sei. – Ganz deutlich sehe ich des Vaters Gestalt vor mir, wie er, die seidene Kappe auf dem Kopf, den grauen Schal um die linke Schulter geschlagen, die Zigarre im Munde, die Hände mit dem Spazierstock auf dem Rücken, gemächlich durch den Garten schlendert. Hie und da bleibt er stehen, hört dem Zwitschern der Vögel zu, beobachtet aufmerksam den geschäftigen Lauf der Ameisen, betrachtet den Bau einer Rose, entfernt das Unkraut aus dem Rosenbeet, dann trägt er wieder Gießkannen mit Wasser herzu, wenn er findet, daß die Blumen „Durst leiden", oder er biegt Zweige zurecht, schneidet sie ab, damit die anderen Luft und Licht kriegen; am häufigsten sah ich ihn aber an einem selbst geschaffenen kleinen Ablauf des Springbrunnens stehen oder in sehr unbequemer Lage am Boden kauern. Er hatte da mit vieler Mühe und Liebe ein prächtiges Vogelbad eingerichtet und konnte sich nun stundenlang damit plagen, die kleinen Steinchen und den Sand auf die Seite zu räumen, damit das Wasser immer schön ablaufe, und die Amseln und Finken, die da in Scharen kamen, stets klares Wasser vorfänden. Auf den Zehenspitzen schlichen wir beide dann hinter ein Gebüsch und schauten dem lustigen Geplätscher der kleinen Badegäste zu, ein Bild, welches den Vater entzückte, und worüber

er seine Kunst und alles andere vergessen konnte. Es war überhaupt eigentümlich, daß er wenig Sinn für große, gewaltige Natur hatte. Hohe Berge, Gletscher zogen ihn niemals besonders an, dagegen hatte er an dem Geäste einer alten Eiche, an dem Wachstum des Efeus in seinem Garten, an dem Gedeihen der Rosen das größte Interesse und konnte ebenso bewundernd und staunend die Verschlingung des Pfeifenkrautes verfolgen, wie ein Hochtourist sich für den größten Gletscher mit seinen Spalten begeistert. Als man mich als Kind einmal frug, was mein Vater sei, antwortete ich sicher und prompt: „Gärtner!" und war dann sehr erstaunt, als mir erklärt wurde, er sei „bloß Maler!"; ich konnte mir den Vater eben gar nicht ohne den Garten denken, es war ein unzertrennlicher Begriff für mich. — Weh dem, der ihn nun bei solchen Gartenarbeiten mit geschäftlichen Dingen unterbrach. Immerhin war es manchmal nicht zu vermeiden, daß die Mutter ihm irgend ein akademisches Schreiben vorzulegen gezwungen war. Das hörte er dann ziemlich gelassen an und sagte höchstens am Schlusse ganz freundlich und froh gelaunt: „Hol sie alle der Teufel!" Da waren wir dann recht vergnügt, daß die Geschäfte so gut abgelaufen waren. Wenn aber Briefe von der Familie, den Kindern aus Nürnberg oder die hübschen urwüchsigen Briefe von den Verwandten aus Westfalen vorzulesen waren, so konnte man sie dem Vater gar nicht schnell genug bringen. Er freute sich über jedes kleinste Detail und ließ sich einzelne Stellen daraus öfter wiederholen, während er, behaglich dazu lächelnd, mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnete und ein wohlgefälliges Brummen hören ließ. Was nun den Garten betrifft, bestand immer ein kleiner Krieg zwischen den Eltern. Die Mutter pflegte schon frühmorgens sehr fleißig in Haus und Hof zu wirtschaften, besonders aber den Speisezettel für des Vaters Mahlzeit (vier Uhr) zu überlegen und die ersten Vorbereitungen dafür zu treffen; da hatte sie weder Zeit noch Laune, im

Garten zu lustwandeln! Wenn nun die Sonne recht verlockend schien, die Vögel lustig sangen und die Rosen im Garten herrlich dufteten – da rief mich der Vater: „Jetzt, Frosch, hol mal die Mutter, sie soll doch herauskommen, was steckt sie denn immer im Haus?" – Natürlich richtete ich dies wörtlich in der Küche aus, erhielt aber nur ein lakonisches: „Ich hab ja keine Zeit!" zur Antwort. Wieder flog ich zum Vater und meldete diese Widersetzlichkeit. Aber nun wurden schon stärkere Saiten aufgezogen: „In drei Deifelsnamen, sie soll meine Rosen anschauen!!" Wenn ich nun mit diesem sehr beliebten und wirksamen Spruch in die Küche trat – da band sie mit einem schweren Seufzer ihre Schürze los, warf noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf die köstlichen Dampfnudeln, die gerade „gehen" wollten, und auf das zarte Hühnchen, das so gerne für des Künstlers Mahlzeit sein Innerstes geopfert hätte, schärfte der Köchin noch Ermahnungen ein, als wenn's ein Abschied für ewig wäre, und folgte mir, die ich sehr stolz auf meine Mission war, auf dem Fuße nach. Nun mußte die Mutter an jeder Rose kräftig riechen, mußte die frischen Knospen bewundern, Teilnahme fühlen für die jungen Triebe, die von Schnecken und Engerlingen zerfressen waren, mußte beobachtend stillstehen, wenn die jungen Amseln und Stare auf der Wiese das schwierige Geschäft des Mückenfangens von den Alten erlernten usw. usw. Kaum hatte der Vater aber den Rücken gewendet, war die Mutter wie der Blitz verschwunden, und nun knüpfte er an diese Beobachtung einige sarkastische Bemerkungen über die Weiber im allgemeinen und besonderen, die keinen Funken Poesie im Leibe hätten, wobei der treue Gärtner Weber und ich aufmerksame Zuhörer waren. Wir alle drei wußten aber ganz genau, daß diese Bemerkungen nicht so ernst gemeint waren. – An schönen Tagen, wenn im Garten viel zu tun oder zu sehen war, ging der Vater oft erst gegen 11 Uhr in sein Atelier im alten Akademiegebäude. Um 4 Uhr kam er wieder

nach Hause und war, da er den ganzen Tag seit dem Frühstück nichts genossen hatte, furchtbar hungrig – so hungrig, daß seine Nerven angegriffen waren. Dies zeigte sich durch sehr üble Laune und leicht erregbares Wesen. Wenn er in solcher Stimmung seine „bösen Augen" machte, die wir alle so sehr an ihm fürchteten, zogen wir uns gerne etwas zurück und kamen erst wieder zum Vorschein, wenn er bei Tische saß, denn sowie er die ersten Bissen gegessen und einen tüchtigen Zug getan hatte, bekam sein Gesicht wieder den alten liebenswürdigen Ausdruck. In dieser Stunde liebte er es sehr, wenn seine Kinder kamen und sich zu ihm setzten. Aber tapfer mußte man mitessen, sonst ärgerte er sich und sagte: „So iß doch nicht soviel vorher, das ist ja töricht!" – Bei diesen kleinen Diners à part, welche Mama mit großer Liebe und höchst geschmackvoll selbst zubereitete, wurde sie durch des Gatten herrlichen Appetit und seine unverhohlene Bewunderung reich belohnt. Sie saß immer dabei mit ihrem Strickstrumpf (wir Kinder aßen mit der Mutter um 1 Uhr) und beobachtete jeden Bissen, den der Vater in den Mund steckte, und begleitete ihn heimlich mit Segenswünschen. Zur Verzweiflung konnte er sie aber bringen, wenn er, begeistert von einem Gericht und etwas übermütig gelaunt, plötzlich ausrief: „Nun sag mir mal, Josefine, wie kocht man denn das?" „Ach, das verstehst Du ja doch nicht!" „Oho! ich, ein Direktor und Ritter hoher Orden, sollte so etwas nicht verstehen? Nein, da hältst Du mich doch für zu dumm. Also vorwärts, wie hast Du diese göttlichen Dampfnudeln gemacht?" „Ach Gott! – man macht ein Dampfl –" „Was? Ein Dampfl? Höchst wunderbar, merkwürdig; das hätte ich nun nicht getan, weiter!" „Dann läßt man es gehen!" „Ja, was Sie nicht sagen! Mir ganz rätselhaft, weiter!" „Das andere sag ich nicht – das ist mein Geheimnis!" – Wie konnte er dann so herzlich lachen und die Mutter necken mit ihrem „süßen Geheimnis".

Das Stündchen nach Tisch bei einem guten Glase Wein und

einer Zigarre war für Papa die schönste Erholungsstunde des Tages. Da wurde über alles Mögliche geplaudert, Gespräche ernsten oder heiteren Inhalts geführt, es wurden Luftschlösser gebaut, große Reisen gemacht und oft sehr heftig und leidenschaftlich politisiert. Später hielt Papa in seinem Zimmer eine kleine Siesta, und während dieser Zeit mußte im Nebenzimmer vollkommene Ruhe herrschen. War dies aber nicht der Fall, so donnerte aus seinem Zimmer ein zorniges „etwas leiser!" an unsere Ohren. Wenn der Vater dann um 6 Uhr wieder erschien und bemerkte, daß inzwischen Besuche dagewesen waren, so rief er, um Mama zu necken: „Josephine, hier riechts nach Menschenfleisch!" Doch hinderte ihn das nicht, sich alsbald behaglich niederzulassen an dem Tische, wo die sorgsame Gattin schon alles für ihn bereitet hatte. Der grüne Lehnstuhl stand schräg an den Tisch gerückt, der Schaukelschemel davor, auf dem Tisch brannte die Lampe, lagen die Bücher, Zeitungen und Zigarren. Auch das Zuckerwasser und der obligate Strickstrumpf der Mutter waren bereit, und nun konnte das Vorlesen beginnen, das in früheren Jahren oft bis 1—2 Uhr nachts gewährt haben soll. Doch als die Mutter mit einem vorübergehenden Augenleiden zu tun hatte, wurde ein Vorleser genommen, der täglich von 7 bis 9 Uhr kam und durch sein eintöniges Lesen sogar den Vater, trotz seines Interesses, in momentanen Schlaf las. Während dieser langen Abende war ich sehr viel allein, unterhielt mich aber auf meine Art ganz ausgezeichnet; denn da ich durch der Mutter große Fürsorge für den Gatten viel auf mich selbst angewiesen war, die Schwestern verheiratet waren, der Bruder in Nürnberg studierte, so hatte ich dies einsame Leben schon sehr lieb gewonnen, was ja gewiß manches Gute hatte, aber auch auf Jahre hinaus mir eine entsetzliche Schüchternheit, eine Scheu vor Menschen und eine Unselbständigkeit gab, die ich erst nach langen Jahren ablegen lernte.

Für mich, als halbwüchsiges Schulmädl, gab es an beachtenswerten Räumen nur drei im ganzen Hause. Das war erstens das oben besprochene vertäfelte Speisezimmer, als zweiter das große Treppenhaus mit den hohen, farbigen Fenstern und den breiten bequemen Stufen, die als Spiel- und Turngelegenheit fleißig von mir benützt wurden; dabei ist als mein beinah einziges Verkehrsmittel das glatte Geländer noch zu erwähnen, auf welchem ich in den schwierigsten, wunderbarsten Stellungen hinunterzusausen verstand. Waren nun im Winter die breiten Stufen mit hohen grünen Lorbeer- und Oleanderbäumen und schönen Pflanzen aller Art bestanden, so konnte man wie in einem köstlich duftenden Laubgange in den oberen Stock gelangen, der sich in Gesellschafts- und Schlafräume einteilte.

Daß diese Einteilung den jetzigen Anforderungen der Hygiene nicht ganz entsprach, sei hier nebenbei bemerkt. Unter anderem Eigenartigen in der Bauanlage war z. B., daß ein ganz verschwiegener Raum, zwischen zwei Zimmern gelegen, wohl ein Fenster ins Freie, aber keinen eigenen Eingang hatte. Das eine Zimmer war ein hübscher kleiner Salon, das andere Papas Schlafzimmer. Da von Wasserspülung damals natürlich auch noch keine Rede war, mußte das Fensterchen immer offen gehalten werden, was wieder als ein großer Vorzug für die — Schwalben angesehen wurde, denn diese etablierten im Lauf der Jahre ganze Kolonien und wurden gehegt und gepflegt und mit aller Rücksicht behandelt. Wir nannten deshalb diesen Raum ganz einfach — das Schwalbennest.

Um nun wieder auf meine Spezialitäten zurückzukommen, so will ich von meinem dritten Reich erzählen — vom Speicher! Dieser erstreckte sich über das ganze Haus, bestand aber aus verschiedenen großen und kleinen Gelassen. Eines von diesen wurde „Mutters Speicher" genannt —, warum, weiß ich nicht. Es war dies ein freundliches, gemütliches Zimmerchen mit mächtigen

Deckenbalken und kleinen Fenstern, aus welchen man einen weiten Blick über Gärten und Baumwipfel hatte. In diesen Raum mich ungesehen einzuschleichen, mit dem holden Bewußtsein – hier sucht und findet dich niemand – war ein besonderer Hochgenuß; allerdings mit leichtem Gruseln verknüpft, wenn auf einmal die Balken krachten, oder der Wind in den Kaminen heulte und an den Türen pochte.

Hier oben hatte ich so manchen schönen Zeitvertreib aufgestöbert. Da war vor allem eine hohe Stellage voll Bücher. Auf dem Boden lagen sie haufenweis, aus den Ecken, aus Körben und Kisten quollen sie hervor! Dann fand ich in Schränken und Truhen alte Kleider, Maskenanzüge, Hüte und Krinolinen. Da lagen Landkarten und Reisetaschen, Globus und Fernrohr; Violinen, Zithern und Ziehharmonika, alte Puppenspiele und Policinells vervollständigten das Eldorado, in das ich mich so ganz vergraben und verlieren konnte. Ein besonders „gut verwahrter Schrank" aber enthielt all die vielen Photographien nach des Vaters Werken.

War es mir nun gelungen, mich aus den unteren Regionen heraufzustehlen, so ging ich vor allem daran, mir aus alten Folianten und großen Büchern einen bequemen Sitz – eine Art von Thronsessel – zu bauen. Wie alle Throne, ebenso wacklig war auch der meinige, doch erhöhte das nur den Reiz der Schwierigkeit. Dann ging's ans Lesen ohne Wahl, was ich eben in die Hand bekam. Dazwischen betrachtete ich die illustrierten Werke, oder ich unterzog die Bilder meines Vaters einer genauen Durchsicht und strengen Kritik. Keines von all den Büchern imponierte mir aber so, wie ein kleines hellblau gebundenes Büchlein mit silbernen eingepreßten Buchstaben und ebensolchem Lorbeerkranz auf dem Einband. Es war ein Preisbuch! Welchem von uns vier Geschwistern das einmalige Glück widerfahren war, ein solches zu erringen, das will ich nicht erforschen oder nicht verraten – von mir stammt

es sicher nicht –. Dieses Ehrenbuch erhielt aber bei meinem jedesmaligen Besuch da oben auch den Ehrenplatz, nämlich ich – setzte mich drauf, was ich wohl für eine besondere Auszeichnung angesehen haben muß. – Hatte ich genug von Kunst und Wissenschaft, so zog ich mir die Krinoline und sonst ein paar Fetzen an, nahm die Zither oder die Violine, setzte mich ans Fenster und – während ich den Flug der Schwalben beobachtete, entlockte ich dem Instrument so jammervolle Töne, daß die weißen Tauben erschreckt aufflogen und die Spinnen am Fensterkreuz sich verkrochen. – Einen ganz ausgesucht feinen Genuß bereitete mir aber die ahnungslose Mutter, als sie eines schönen Tages Körbe mit köstlichen Trauben und Äpfeln in den „Mutterspeicher" zum Aufbewahren brachte, die Äpfel sorgsam auf Stroh bettete und die Trauben über aufgespannte Fäden, gerade über meinem Thronsessel, aufhing. Nun war mir der Raum noch teurer geworden, denn ich konnte zu meinen anderen Spielen auch noch das Schlaraffenland hinzufügen. Beobachtete ich aber von meinem Söller aus, wie die Mutter, durch den Garten schreitend, meinen Namen rief, so war es Zeit, meine Einsamkeit allmählich zu verlassen. Immerhin dauerte es nach meiner genauen Berechnung noch eine gute Weile, bis sie in dem weitläufigen Garten all meine Schlupfwinkel durchforscht hatte; kam sie aber endlich von ihrer Suche zurück und hörte ich die Stimme in unheimlicher Nähe, so war es höchste Zeit. Rasch war der Thron gestürzt, alle Spuren vertilgt, schnell wie der Wind die steile Speichertreppe hinunter und wie der Blitz auf dem Geländer lautlos die große Treppe hinabgeglitten. Auf der letzten Stufe hinsetzen – die zu diesem Zweck immer eingesteckte Grammaire aus der Tasche und – : Que j'eusse été, que tu eusses été, qu'il . . . „Aber Josefa, wo steckst Du denn?" – „Da bin ich, Mama; es war so heiß im Garten – qu'il eût été; que nous. . . ."

Die Großmutter Josefinens war eine geborene Asam, d. h. eine Schwester der Künstlerbrüder Cosmas und Aegid Asam. Sie war berühmt gewesen durch ihre Schönheit und Frömmigkeit und genoß wegen dieser beiden gottähnlichen Eigenschaften den Vorzug bei den jährlichen Fronleichnamsprozessionen, die Königin von Saba, welche bei diesen Umzügen niemals fehlte, darstellen zu dürfen. – Meine Mutter sprach von ihr immer nur als „meine Großmutter, die Königin von Saba". – Zwei sehr gute Bilder der schönen Bürgersfrau sind in unserem Familienbesitz und zeichnen sich durch frappante Ähnlichkeit mit meiner Mutter, Josefine Sutner, aus.

Meine Mutter war in der Zeit, von der ich spreche, eine schöne, stolze und doch unendlich gütige Frau. Sie machte in ihrer äußeren Erscheinung einen merkwürdig imposanten Eindruck, der noch erhöht wurde durch ihre vornehme Art sich zu geben, und die, so glaube ich, nur zu oft als Hochmut ausgelegt wurde. Auch ich, so muß ich gestehen, hatte ungeheueren Respekt, eigentlich Angst vor ihr und war oft recht froh um die angenehme Weitläufigkeit unseres Gartens, wo ich mich so manche Stunde vor dem mütterlichen strengen Blick verstecken konnte.

Obgleich aus den einfachsten Verhältnissen stammend, hatte die Mutter im Laufe kurzer Jahre es verstanden, sich jenen hohen Bildungsgrad zu erringen, den wir so sehr an ihr bewunderten. Damit meine ich aber nicht, daß sie etwa verschiedene Sprachen und Klavier spielen gelernt hätte – Künste, die ihr wie ebenso dem Vater fern blieben, die aber niemals an ihr vermißt wurden –: ich meine die gesunde Geistes- und Herzensbildung, die in unserer schnellebenden Zeit so selten geworden ist.

Durch vieles Vorlesen, während Papa bei der Arbeit saß, bereicherte sie ihr Wissen in ungewöhnlicher Weise: in dem regen Verkehr mit bedeutenden Menschen lernte sie sich mit Anmut und



Die Großmutter Josephinens
„Königin von Saba" genannt

Würde benehmen und fand immer Gelegenheit zu lernen und sich zu bilden. Vor allem bemühte sie sich, und das mit Erfolg, den Münchener Dialekt abzulegen und ein schönes Deutsch zu sprechen. Dabei hatte die Mutter ein Pflichtgefühl, eine Selbstbeherrschung in der Sorge um den Gatten, die etwas Großartiges, Antikes hatte, und woran sich manche junge Frau von heute, die ihren Mann mit ihren Nerven quält, ein Beispiel nehmen dürfte. Man erzählt, daß sie einmal ein heftiges gastrisches Fieber durchmachte, ohne daß der Vater eine Ahnung hatte. Wenn er zum Essen nach Hause kam, stand die Mutter schleunigst vom Bette auf, setzte sich freundlich und heiter an den Tisch und oblag allen ihren Hausfrauenpflichten. Hatte der Vater aber dann das Haus wieder verlassen, so brach sie fast zusammen und legte sich fiebergeschüttelt zu Bette. Dies soll sie längere Zeit so getrieben haben, nur damit Papa, der Krankenstuben haßte, nicht in seinem häuslichen Behagen gestört würde. Daß ich selbst nur so en passant (zwischen Braten und Mehlspeise) auf einem Sofa zur Welt kam, erzählten mir oft meine Schwestern, die sich dieses unbedeutenden Ereignisses wegen der großen Fixigkeit, mit der es erledigt wurde, doch noch erinnern. Sie verstand es, ohne viel Worte zu machen, herb und kalt zu scheinen, konnte aber im nächsten Augenblick durch ihre sanfte Güte, ihr mildes Wesen und ihre klassische Ruhe alle Welt entzücken. Ihre größte Freude war es, für andere wirken zu können und anderen Liebes und Gutes zu erweisen. Im Krankenpflegen war sie unübertrefflich, und beinahe jeden Sommer hatte sie irgend einen kranken Gast von der Bekanntschaft oder Verwandtschaft im kleinen Fremdenhäuschen an der Königinstraße, wo er sich in der Mutter herrlicher Pflege noch vollends erholte. Auf des Vaters leidenschaftlichen, unberechenbaren Charakter wirkte sie besänftigend und beruhigend; es gelang ihr meistens, die stürmischsten Wogen und die tiefsten Falten mit ein paar beruhigenden, gescheiten Worten

zu glätten. So hat Mama in seltener Aufopferung nur für den Gatten gelebt, gedacht und gearbeitet; ihr ganzes Denken, Empfinden und Tun ordnete sie seinem Wohle unter — da ist es beinahe natürlich, daß wir Kinder etwas nebensächlich waren und in mancher Beziehung zu kurz kamen. Dies spürten wir allerdings damals noch nicht, sondern erst, als wir plötzlich die Kinderstube, in der wir ungewöhnlich lange verweilen durften, verließen, uns in die Welt mit ihren kleinen und großen Anforderungen versetzt sahen und uns nun recht ungeschickt und unweltläufig benahmen. Die Kinderstube war aber für uns ein Ideal, und zwar durch die treue Spielgefährtin, die wir in unserer Erzieherin, Fräulein Kreszenz Knoller („die Fräul'n"), hatten. Sie verstand es, wie kaum eine ihresgleichen, wenn der Ernst des Studiums vorüber war, mit uns zu spielen — und was für herrliche, nie dagewesene Spiele! Mit dem Bruder und seinen kleinen Freunden reiste sie viele Male direkt durch den Garten nach dem südlichsten Afrika, auf der Reise die gräßlichsten Ungeheuer und sonstige Gefahren mit Tapferkeit bezwingend. Unter meiner Oberaufsicht kochte sie für die Puppe „Emma mit dem gespaltenen Schädel" die unmöglichsten Speisen, die sie dann dem Kinde mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt einzugeben suchte; oder sie saß mit mir an dem Tannenhügel und lauschte gespannt auf das leise Klopfen der geliebten und doch etwas unheimlichen Erdmännchen in den Felsen. Dann baute sie wieder mit mir eine „echte" Robinsonhütte, und schwur, ganz sicher darin das Ende ihrer Tage abwarten zu wollen, was mich mit ungeheuerer Bewunderung für ihren Mut erfüllte. Mit den größeren Schwestern schwärmte sie für Walter Scott'sche Helden, las mit ihnen die Klassiker und konnte sich für einen Marquis Posa ebenso begeistern, wie für den edlen Indianerhäuptling Chingachcook in Coopers „Lederstrumpf". Ich kann wohl sagen, daß „die Fräul'n" viel dazu beitrug, daß uns die Jugendzeit in

so schöner Erinnerung geblieben ist. Sie ersetzte uns die oft abwesende Mutter, nahm teil an unseren kleinen Freuden und Leiden und machte uns den Aufenthalt im Garten und Haus zu einer Quelle von Freuden, trotz fleißigen Studiums. Als ich mit zwölf Jahren ein Institut besuchte, verließ die treue Gefährtin unser Haus, was ich später oft bedauerte, die ich sozusagen in Freiheit dressiert war, mich nur schwer an die strengen Schulregeln gewöhnend. „Die Fräul'n“ aber ist unsere Freundin geblieben, hat mit unseren Kindern wieder dieselben Spiele gespielt und blieb bis zu ihrem Tode unser guter Hausgeist. Sie genoß das unbeschränkte Vertrauen der Eltern; besonders der Vater hatte beinahe väterliche Zuneigung zu ihr, wie er denn auch im Verkehr mit der Familie durch seine grenzenlose Güte manche Schroffheiten in Mamas Charakter milderte. Damals dachte ich wohl oft, daß die mütterliche Zucht doch gar zu strenge sei, jetzt aber sehe ich freilich ein, daß dies recht notwendig war, denn dem guten Vater war es ganz unmöglich, uns etwas zu versagen. Es war, als wolle er in uns seine eigene verbitterte Jugend in tausendmal verbesserter Auflage nachkosten. Dabei war er aber so abhängig von seinen Stimmungen und so unberechenbar, daß er zu allem mehr, als zum Pädagogen, geschaffen schien.

Einen schwachen Versuch, ihn einmal zu einem mahnenden Wort mir gegenüber zu veranlassen, als ich mit sehr schlechten Noten heimkam, hat Mama nie mehr wiederholt. Er schrieb damals (1864) aus Berlin:

„Ich kann meiner lieben Josefa unmöglich etwas Tadelndes über ihre Noten sagen – verdiene ich doch selbst keine besseren, wie sie hier sehen kann:

Noten für Wilhelm Kaulbach.

Religion . . . . . unter 4
Deutsche Sprache unter der Kanone

Rechnen . . . . . unter dem Hund
Tanzen. . . . . . . OOO
Zeichnen . . . . . so so
Fleiß. . . . . läßt viel zu wünschen übrig
Betragen . . . . man erinnere mich nicht daran
Naturlehre . . . . er kann Fisch vom Fleisch nicht unterscheiden
Anstand . . . . . er schaut oft furchtbar aus"

Mama fand es praktischer, mir diesen Brief nicht zu zeigen.

Zu unserem Bedauern war meine Mutter, ganz gegen die sonstige Gewohnheit alter Leute, nur sehr schwer zu bewegen, aus ihrer Jugend zu erzählen; doch habe ich einiges Wenige, was ich ihr in guter Stunde herauslockte, zusammengestellt und will es hier, sie selbst sprechen lassend, einschalten:

„Der Münchner Bürger führte, als ich jung war, etwa 1810 bis 1820, ein monotones, spießbürgerliches, aber arbeitsames Leben. Der ganze Tag von früh morgens bis abends spät war nur der Arbeit und der Pflicht geweiht; ein Spaziergang an einem Wochentage wäre deshalb als ein großer Leichtsinn und frevelhafter Übermut von der ganzen Verwandtschaft besprochen und kritisiert worden. Dagegen liebte der ehrsame Hausvater es sehr, sich abends nach dem Essen noch auf ein Stündchen zu seinen Freunden an den Wirtstisch zu setzen und etliche Gläser oder auch Krüge Bier zu leeren und dabei die wichtigsten Tagesereignisse zu besprechen. Um 9 Uhr, wenn die Stadttore gesperrt wurden, trennte sich die Gesellschaft; blieben aber einige lockere Gesellen wirklich noch sitzen, so war es um 11 Uhr, wenn die Polizeistunde schlug, die höchste Zeit, durch die dunklen Straßen, mit der Laterne in der Hand, dem sicheren Heim zuzueilen. Der Sonntag war jedoch ganz der Erholung geweiht. Früh ging die Familie zur Kirche, hörte Amt und Predigt mit großer Andacht, dann machte man kleine Gänge durch die Stadt, besuchte den Herrn

Vetter, die Frau Goden, erkundigte sich nach dem werten Befinden der Frau Bas und war Punkt 12 Uhr wieder zu Haus am Mittagtisch beisammen. Nach Tisch, während der Vater ein bißchen einnickte, ging die Mutter mit den Kindern zur Vesper, um dann auf dem Kirchhof die Gräber der verstorbenen Freunde und Verwandten aufzusuchen. Auch das Leichenhaus bildete eine große Anziehungskraft für jung und alt. Im Methaus, Metgarten, auch Lebzelter genannt, von denen das beliebteste der Domberger in der Neuhauserstraße war, stärkte man sich mit dem süßen dunklen Met und den herrlichen Lebkuchen. Ein kleiner Baumgarten von einfachen Galerien, Lauben, umgeben, bildete den Tummelplatz für uns Kinder, die wir es kaum erwarten konnten, bis endlich der Vater kam, uns zu einem großen Spaziergang abzuholen. Wenn es nun nach langer, gründlicher Beratung gar hieß, wir gehen nach Schwabing, so war das schon eine große Partie, und wir wurden erst gründlich untersucht, ob unsere Kräfte, vor allem aber unsere Stiefel, einem solchen Unternehmen gewachsen schienen. Das war nun ein Jubel, und gerne wären wir gleich losgestürmt! Einstweilen hieß es aber gesittet neben Vater und Mutter gehen, solange wir noch in der Stadt waren. Gott sei Dank für uns, waren wir bald am letzten Haus und vor der Stadt angelangt; wo nämlich jetzt die Feldherrnhalle steht, war damals ein großes Haus mit einem Muttergottesbild an der Fassade, mit dem Blick gegen Schwabing. Von da an bestand beinahe alles aus Wiesen und Feldern und unbebautem Land. Zur Linken, wo später die schönen Auslagenfenster von Thierry und van Hees — Ecke der Brienner- und Ludwigstraße — den Vorübergehenden so verführerisch einluden, stand auf einem kleinen bewaldeten Hügel ein kleines Haus, das Schettville-Schlößchen genannt. Rechts die Reitschule, dahinter der Hofgarten mit dem kleinen See, den schönen Schwänen und den herrlichen Anlagen. All diese Pracht

war jedoch für die profanen Augen des Münchener Bürgers verschlossen. – Über duftige Wiesen und Felder wanderten wir gegen Schwabing, traten dort in die kleine Kirche, erlabten uns im nahen Wirtshaus mit Bier und Brot, tollten noch tüchtig herum und traten dann nach gründlicher Rast die Heimreise wieder an. Zu Hause aber schlüpften wir ermüdet in unsere Betten, träumten von dem herrlichen Tage, und die ganze Woche zehrten wir von solch einem Ausflug und wurden nicht müde, die verschiedenen Eindrücke und Erlebnisse nochmal nachzukosten." – Meine Mutter erzählt des weiteren: „Die Mai- oder Frühlingskur war für die damaligen Münchner Bürger ein großes und wichtiges Ereignis. Anfang Mai jeden Jahres kam unser Hausarzt, der Herr Kreisphysikus, um zu melden, daß in den nächsten Tagen der gebräuchliche Aderlaß bei der ganzen Familie vorgenommen werde. An dem bestimmten Tage nun fuhr mit großem Gepolter und Gerassel die mächtige gelbe Kutsche des Arztes vor das Haus, und ihr entstieg zuerst der kleine, lebhafte Bader Trettenbacher und war dann mit vielen Bücklingen und Knixen dem Herrn Kreisphysikus beim Aussteigen behilflich. Mit einem kleinwinzigen Zöpfchen im Nacken, einem braunen langen Rock mit goldenen Knöpfen und Schnallenschuhen angetan, den großen Stock mit schönem silbernen Knopf in der Hand, so trat der würdige Mann, gefolgt von dem zappelnden Bader feierlich in die gute Stube, wo die Familie versammelt war; die Prozedur begann. Zuerst kam der Vater an die Reihe. Der Bader breitete geschäftig sein Handwerkszeug aus, welches aus den verschiedensten Messerchen, aus großen und kleinen messingenen Schüsseln bestand. Das abgezapfte Blut wurde nämlich zuerst in sieben kleine von diesen Schüsselchen gesammelt, wovon jedes eine Unze hielt, und kam dann erst in eine große. Wenn das Blut klar und rein war, so wurde dies mit Wohlgefallen konstatiert. Nach der Reihe wurde dann der Mutter und uns Kindern

zur Ader gelassen, d. h. uns letzteren wurde doch erst vom zwölften Jahre an und dann nur in mäßiger Weise das kostbare Blut entzogen, immerhin war es aber für heutige Begriffe viel zu viel. Wenn nun das Blut alles in den großen Schüsseln gesammelt war, wurde es an einen kühlen Ort gestellt, und die Herren empfahlen sich. Nach ein paar Tagen aber erschienen die beiden Blutsauger (wie die Doktoren später sagten, als diese Be- oder Mißhandlung zu sehr überhand nahm) wieder, und zwar, um das Blut, welches inzwischen eine geleeartige Masse geworden war, genauer zu untersuchen. Kuchen und Wein wurde den beiden Herren serviert, die es sich trefflich schmecken ließen, indem die Tabaksdosen fleißig die Runde machten. Dann wurden die bewußten Schüsseln gebracht, und nun zerteilten und zerschnitten sie „den Blutkuchen“ mit einem besonderen Instrumente auf hölzernen Tellern, betrachteten mit Hornzwickern und Brillengläsern bewaffnet die einzelnen Teile, sprachen lateinisch dazu und waren ebenso überzeugt wie wir von der Wichtigkeit dieses Momentes. Schließlich gratulierten sie der glücklichen Familie zu ihrem gesunden Blute, wünschten gute Nachkur und trafen Anstalten sich devotest zu empfehlen. Nun kam aber der Augenblick, auf den wir Kinder uns das ganze Jahr freuten und welcher eigentlich den Glanzpunkt dieses schönen Festes bildete. Herr Kreisphysikus lud uns in wohlgedrechselter Rede ein, am nächsten Sonntag seinen Wagen zu einer kleinen Spazierfahrt zu benützen! Es war dies eine große Auszeichnung und wurde auch gebührend geschätzt von uns, denn, wenn wir am Sonntag glückselig in die große gelbe Kutsche verbracht wurden, bemerkten wir mit Genugtuung, wie die Köpfe der Nachbarn zu den Fenstern herauslugten und halb mit Neid, halb mit Bewunderung zusahen, wie wir einem weiten Ziele entgegenfuhren, vielleicht gar bis nach Schwabing!“

Über ihren Brautstand erzählt die Mutter folgendermaßen:

„Wir waren sieben Jahre verlobt, denn meine Mutter und die Verwandten wollten nichts wissen von einem Schwiegersohn, der – nur Maler, noch dazu ein blutarmer Maler, der nicht einmal eine Uhr oder einen Frack besitze und wenig Aussicht auf bessere Tage habe. Zudem galt Kaulbach damals für schwindsüchtig, so daß man es den einfachen, nur auf die praktische Seite des Lebens bedachten Bürgersleuten nicht so übel nehmen konnte, wenn sie sich ablehnend verhielten. Freilich war die Art und Weise, wie dies ausgedrückt wurde, vielleicht nicht ganz geeignet, meinen „Eigensinn" zu brechen. Viel hatten wir zu dulden und zu kämpfen; man sperrte mich Tage lang ein, man nahm mir meine Schuhe weg, weil man fürchtete, ich könnte beim Ausgehen mich mit Kaulbach treffen, man versuchte auf alle erdenkliche Weise mich auf andere Wege zu bringen – und mir eine Verständigung mit ihm unmöglich zu machen. – Alles umsonst – die Liebe ist scharfsinniger und klüger, ausdauernder und zäher als die strengsten Kerkermeister. Des Sonntags beim Kirchgang gelang es uns, trotz der Wachsamkeit der Mutter, unsere Briefe durch die Spalte der Kirchentüre auszutauschen. Cornelius, der Kaulbach zuerst auf mich aufmerksam gemacht hatte (nach früheren Berichten war es der Philologe E. v. Lasaulx), als ich in dem kleinen Laden der Eltern unter den „finstern Bögen" Bänder verkaufte – Cornelius war als treuer Freund endlich Vermittler und Mittler. Er begleitete Kaulbach in den Laden und war ihm auch behilflich bei der schwierigen und langwierigen Wahl eines „recht schönen Bandes" – grün sollte es sein – und Kaulbach nahm dies als gute Vorbedeutung.

Nach sieben harten Jahren fand unsere Hochzeit – allerdings ohne die Einwilligung der Mutter, mein Vater war schon längst gestorben – am 22. Juni 1833 statt. Es war eine kleine Hochzeitsgesellschaft, die sich da zusammenfand: Cornelius, Schwind, der

Russe Wrangel, die beiden Heinzmanns, die mir all die Jahre wie zweite Eltern zur Seite gestanden hatten, und noch ein paar junge Freunde Kaulbachs. In der Peterskirche wurden wir getraut und dann vereinigte sich die ganze Gesellschaft zu einem kleinen bescheidenen Mahle in unserer mehr als einfachen Wohnung in der Lerchenstraße 54 im vierten Stock (jetzt Schwanthalerstraße 4). Von einem Atelier war keine Rede; in einem kleinen Zimmer, auf einem großen Tisch, wo ich auch später die Kinder wickelte (und auf welchem jetzt die Urenkel gewickelt werden) zeichnete und arbeitete Kaulbach. Durch die Vermittlung Cornelius' wurde allmählich eine Verständigung mit der Familie erzielt. Einer der Freunde brachte Kaulbach die Werke Chateaubriands über die Hunnenschlacht, und mit Begeisterung ergriff er diesen malerischen Stoff, las und studierte Nächte lang und entwarf einen kleinen Karton, den seine Freunde mit Entzücken betrachteten. Aber wie oft jammerte er, daß es ihm nicht vergönnt sei, dieses Bild, von dem er sich so viel erwartete, größer auszuführen! Eines Sonntags saßen wir wieder, er auf diese Weise klagend, beisammen, als ein Wagen vorfuhr und der Kutscher hinaufrief, ob ein Maler Kaulbach hier wohne! Ich gab vom Fenster aus bejahende Antwort, und bald stand ein Herr vor uns, der sich als Graf Raczynski vorstellte und das Bild zu sehen wünschte. Lange stand er davor, sprach seine große Freude daran aus und bestellte es im großen zum Preise von 4000 Gulden. Dies war das Glück! – Durch Raczynskis Vermittlung bekam Kaulbach nun ein sogenanntes Atelier von König Ludwig I. zugeteilt, worüber wir sehr glücklich und dankbar waren. Es war ein großer, heller, aber sonst jammervoller Raum in der Tattenbachstraße, den Kaulbach noch dazu mit einem Bildhauer Leeb teilen mußte. Die feuchte Luft, die durch die Arbeit des Bildhauers in dem Raum herrschte, das Wasser, das an den Wänden herunterlief, erzeugt durch die schlechte Lage des Hauses, genierte im

Sommer nicht weiter, aber im Winter war es bitter kalt, an einen Ofen aber dachte man nicht! Hier zeigte es sich, welch kräftige Konstitution der „schwindsüchtige" Kaulbach hatte! Graf Raczynski kam jedes Jahr zu uns, speiste immer bei uns und gab auch mir in meiner Kochkunst treffliche Ratschläge. Als der Karton fertig war und in Berlin der gräflichen Galerie einverleibt wurde, erregte er das Wohlgefallen Königs Friedrich Wilhelm IV. in so hohem Grade, daß auch er glückbringend in Kaulbachs Leben eingriff. –

Jenen Sonntag aber, an dem der Graf in der Straße unten rief: „Wohnt hier ein Maler Kaulbach?" – haben wir nie vergessen, und Kaulbach hat ihn immer in gesegnetem Andenken gehalten und sich dankbar daran erinnert als: „an seinen Glückstag".

Eine kleine tragikomische Episode aus den schweren Tagen des Brautstandes meiner Eltern möchte ich hier einfügen.

Eines schönen Sonntags Morgen im Juni 1833 schaut die Frau Theres Sutner (Josefinens gestrenge Mutter) zum Fenster in der Sendlingergasse hinaus. Sie erfreut sich der schönen warmen Sonne und überlegt bei sich, ob man heut nach der Meß mit dem Schorschel und der Josefin in den Metgarten gehen soll, oder ins Leichenhaus, um die schönen Leichen anzuschauen oder gar nach Sendling hinaus, wenn nur der Maler, der Kaulbach, nicht immer um die Weg wär und dem Mädl nicht so nachlaufen würde! – so sinnt die würdige Alte vor sich hin, während sie, im Fenster liegend, die Straße mustert. –

Da öffnet sich im Nebenhause auch ein Fenster, und die Frau Nachbarin begrüßt Frau Sutner und es entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch über die teueren Zeiten, über die Schlechtigkeit der Mägde und was es sonst noch an ewig neuen und doch so alten Themen gibt. – Da plötzlich wird das Gespräch unterbrochen, denn es fährt eine Chaise um die Ecke gegen das Sendlingertor zu.

Frau Sutner legt sich weit hinaus, um dies seltene Schauspiel so lange als möglich zu genießen. Als noch ein zweiter Wagen folgt, ist sie aber voll Staunen und sie ruft zur Freundin hinüber: „Ja, Frau Nachbarin, sagn's nur g'rad, was ist denn heut los, daß gar so viel g'fahrn wird?" Diese aber hat wohl nur auf dieses Stichwort gewartet, um mit heller Stimme Frau Sutner anzuschreien: „Aber Frau Sutner, wissens denn des net, daß heut Ihr Tochter, d' Fräul'n Josefin, heirat!" – Das Fenster soll – nicht von der Zugluft – zugeschlagen worden sein, und der nachmittägige Spaziergang fiel auch ins Wasser.

Es ist wohl einer von den guten Witzen, welche Mutter Natur sich manchmal zu machen erlaubt, daß in der Familie, die so alten künstlerischen Ursprungs ist – die Farbenblindheit nicht selten auftritt – wobei ja allerdings die große Frage offen bleiben muß, welcher von den beiden Teilen nun eigentlich der Farbenblinde ist! – Wenn Frau Sutner mit ihrer kleinen Tochter Josefine um 11 Uhr vormittags den Laden verließ, um zu Hause die Küche zu versorgen und das Hauswesen zu bestellen, wurde der kleine Georg, der jüngere Bruder Josefinens, aus der Schule kommend, beauftragt, während dieser Zeit im Laden zu bleiben und die Kunden höflich und eifrig zu bedienen. Da gab es nun viel Ärgernis, denn verlangte man ein rotes Band, gab der Kleine ein grünes her, und sollte zu einer schönen dunkelblauen Farbe die gleiche Seide gewählt werden, so schleppte der unglückliche Knabe ganze Stöße von schreiendem Gelb daher usw. Man glaubte natürlich nur an Schabernack des Jungen, verließ wütend den Laden und beschwerte sich bitter bei der gestrengen Mutter, die es an fühlbaren Beweisen ihres Ärgers nicht fehlen ließ. Diese zwei Stunden im Laden gehörten denn auch zu den qualvollsten Jugenderinnerungen meines Onkels Georg.

Hier möchte ich ein hübsches Bild meiner Mutter geben, das

L. Speidel 1875 in der „Neuen Freien Presse" von ihr entworfen hat, gelegentlich der Besprechung des Nachlasses meines Vaters, vor allem der Familienbilder.

Aus Kaulbachs Nachlaß (Photographische Nachbildungen). Wenn ich diesen Stoß kleiner Lichtbilder nach Art eines Kartenspieles auf dem Tisch vor mir aufstreife, grüßen mir einige Figuren daraus so traulich entgegen, daß ich sie einzeln zu genauer Betrachtung in die Hand nehmen muß, bevor ich nach den übrigen greife, um auch ihnen die schickliche Rücksicht angedeihen zu lassen. Vor allem ist es aber das Bildnis von Kaulbachs Braut, das mich durch einen eigenen Zauber gefangen nimmt. Zunächst durch den Zauber der Lieblichkeit, dann aber durch den weit stärkeren der persönlichen Erinnerung. Mit der scharfen Bestimmtheit seiner ersten Manier hat sie Kaulbach im Profil hingezeichnet, ein sinniges und sinnendes Mädchen, in dessen noch jungfräulichen Zügen sich schon die charaktervolle Hausfrau ankündigt. Der Kopf, von einem schlanken Hals anmutig getragen, blüht aus einer üppigen Krause hervor. Die Haare sind hinten hoch hinaufgesteckt, während sie vorne, aus einem glattgestrichenen Scheitel hervorquellend, als Locken in die Wangen hereinfallen. Einen leisen Zug von Koketterie und von auflösender Milde tragen die an der Schläfe vom Scheitel sich lostrennenden Haare in das Gesicht hinein; aber die ungebändigten Triebe im Nacken und der wie ein Federchen sich krümmende Haarbüschel über der Stirne – eine reizende Verhöhnung des glättenden Kammes – bezeugen das Eigenwillige, das Unbezähmbare, welches auf dem Grunde einer jeden tüchtigen Natur lebt, ja das man geradezu als die Ursache ihres Daseins betrachten kann. Das Kleid, ein anliegender Überrock mit weiten Ärmeln, ist geschlossen, und als einziger Schmuck hängt auf der Brust ein kleines Kreuzchen am schmalen Bändchen. Die Haare denke man sich dunkel und weich, die Haut bräunlich, samtartig,



Josephine als Braut

mit durchschimmerndem Rot, die vollen Augen braun .... Nun wird mir aber das Bild unruhig, die Gestalt tritt, unter dem schauenden Auge wachsend und wachsend, lebensgroß aus dem Rahmen, regt und bewegt sich, atmet und spricht. Die schöne, frauenhafte Erscheinung, deren Gegenwart selbst den Wildesten bändigt! Eine hohe, schlanke Gestalt, so zart und schmiegsam, daß man meint, ein jeder Lufthauch müsse sie beugen – und doch wie gerade und vornehm weiß sich dieser Wuchs zu tragen! Wie sie schwebenden Ganges kommt und geht, mit vollen und leeren Händen, stets weiche Linien beschreibend, und im ganzen die Bewegung doch voll Charakter! Etwas sanft Gebietendes liegt in ihrem Auftreten, und ihrem lächelnden Ernst vermag Niemand zu widerstehen. Sie hat eine eigne Art, alles in Anmut zu kehren, ja das sonst Entstellende zur Würde zu adeln, wie sie denn, als sie ihren Sohn unter dem Herzen trug – Kaulbach hat sie so porträtiert – ein Bild mütterlicher Hoheit gewährte. Die schärfste Probe auf den Gehalt einer Frauennatur, nämlich wie sie dem anpochenden und eintretenden Alter begegnet, hat Frau Kaulbach mühelos und glänzend bestanden; auch ihm ging sie mit Anmut entgegen, und das Alter hat ihren Gruß erwidert. Die weißen Flocken in ihren Haaren erscheinen nicht anders, als wie die Blüten einer anderen Jugend.

Ich war noch ein grüner Junge, als mir das Glück ward, Frau Josefine Kaulbach, die damals im Anfange der dreißiger Jahre stehen mochte, zum ersten Male zu sehen. Es war in München an einem Sonntag vormittag, um die Zeit der letzten Messe, und von allen Türmen scholl Glockengeläute. Ich zog eben die Klingel an dem Kaulbachschen Hause, als mir die Hausfrau selbst aus der Türe entgegentrat, einfach und geschmackvoll gekleidet, ein Gebetbuch in den Händen und eben im Begriffe, zur Kirche zu gehen. Sie begrüßte freundlich lächelnd den blutjungen Gast und lud ihn

ein, im Hause oder Garten zu weilen, bis sie von der Andacht zurückkehre. Frömmigkeit steht den Frauen so wohl, und ich schaute der prunklosen Kirchengängerin, bevor ich die Türe hinter mir in's Schloß warf, eine Weile verstohlen und mit Wohlgefallen nach. Haus und Garten, die mir mit den Jahren so vertraut wurden, empfingen mich mit einer gewissen Feierlichkeit; sie muteten mich wie Kunstwerke an, die „die jeden Zeugen irdischer Bedürftigkeit ausstoßen". Zwei hübsche Kinder — wie wir sie auch in den Photographien aus Kaulbachs Nachlaß sehen — belebten das stille Haus: Johanna, die ältere, mit den schaulustigen, meergrünen Augen, und die sinnige, schöne Marie, mit den hochaufgebundenen schwarzen Zöpfen (der trotzige Dickkopf Hermann und die sanfte blonde Josefa waren noch nicht geboren).

Frau Kaulbachs Verkehr mit ihren Kindern, nach Bedarf bald streng, bald sanft, ist mir als ein anmutiges Bild im Gedächtnis haften geblieben. Das rechte Salz aber brachte erst Kaulbach selbst in die Haushaltung herein; neben die Grazie stellte er die Energie, neben die frauenhafte Weichheit des Denkens die Schärfe seines Geistes. Man mußte ihn freilich näher kennen, um ihn nach der ganzen Fülle seiner Natur zu schätzen. Damals zeigte er nicht mehr die vollen Formen, wie sie ein in jungen Tagen, mit unverkennbarem Hinblick auf Raphaels „Selbstbildnis", gezeichnetes Porträt aufweist; die Haare fielen ihm nicht mehr voll auf die Schultern herab, und weggenommen war der dämmernde Schleier, der das Auge des Jünglings umhüllte. Stürmische Leidenschaften hatten ihn mittlerweile geschüttelt, Lebenserfahrungen voll Bitternis waren über ihn gekommen, und zumal der künstlerische Ehrgeiz hatte ihn mager gemacht. Seine schlanke Gestalt erschien leise gebeugt und sein geschmälertes Gesicht wurde von den blauen Augen beherrscht. Er trug falsche Haare, und die Locken, die kunstbegeisterte Damen sich von ihm erbaten, schnitt

er, wie er lachend erzählte, von ausgedienten Perücken ab. Es war die Zeit, wo er, neue Bahnen suchend, mit dem vollen Aufgebot seiner Kraft an der Zerstörung Jerusalems arbeitete und nebenbei zur Ausspannung seines Geistes seine Zeichnungen zu Reineke Fuchs entwarf. Wie seine Kunstübung war sein Gespräch; es bewegte sich zwischen hochfliegenden philosophisch-historischen Gedanken und der grausamsten Persiflage der Wirklichkeit und Gegenwart. Er konnte Menschen zerreiben, als ob sie mürbe Sandsteine wären, und sein Sarkasmus schonte keine Höhe. Nur selten erschloß er die weicheren Seiten seiner Natur; es war fast, als ob er sich jeder sanfteren Regung schämte. So konnte man ihn damals sehen: melancholisch, voll Menschenverachtung, mit sich selbst und der Welt unzufrieden, von einem maßlosen Ehrgeiz gequält. Erst als er seine künstlerischen Ziele erreicht hatte, erst, als er, dem Glücke im Schoße sitzend, in seinem Ruhme sich sonnen konnte, stiegen freundlichere Geister aus seiner Seele auf, schloß er, soweit sein polemischer Geist es erlaubte, seinen Frieden mit der Welt. Nun erst konnte er mit souveräner Ironie über die Köpfe der Menschen weg- und, wie über sich selbst, hinausfliegen, die Frage stellen, und die Antwort geben, die ihm ein guter Bekannter notdürftig in Reime gefaßt:

Menschen schuf ich, Götter und Vieh.
Was hat Euch am besten gefallen?
Den Menschen vergaß ich nie
Und hab mich ergötzt an allen.

Das jugendliche Selbstporträt Kaulbachs in seinem Nachlaß ist das Gegenstück zu dem Bildnis seiner Braut. So haben sich diese jungen Menschenkinder im Leben begegnet, als solche haben sie einander geliebt. Es war in München, und Kaulbach hat nicht vergessen, auf dem Porträt seiner Braut das Wahrzeichen der Mönchsstadt, das sogenannte Münchner Kindl, anzubringen, einen

kleinen Kuttenträger, der gleich einem heiteren Wegweiser die beiden Arme von sich streckt. Nicht ohne lange und schmerzliche Kämpfe errang sich Kaulbach seine Frau. Sie war ein Münchner Bürgerskind aus realistischem Hause und er nur ein Künstler von seiner Phantasie zehrend, ohne gesichertes Einkommen. Sie hielten aber so treu zusammen, und namentlich das Mädchen stand so fest in ihren Schuhen, daß der Widerstand der Alten zuletzt gebrochen wurde. Die beiden Brautleute trugen eine Welt von Liebe und Zukunft mit sich herum, und da mochte es wenig auf sich haben, wenn einmal auf einem Spaziergang, den sie machten, Kaulbach von seinem Schneider gemahnt wurde, den Rock, den er trage, doch endlich zu bezahlen. Kaulbach erzählte später noch oft von diesem schnöden Überfall des Kleiderkünstlers und versicherte dabei, indem er hellauf lachte, daß er vor seiner Braut in den Boden hätte sinken mögen. In der Art und Weise, wie Frau Kaulbach bei dieser Erzählung schaute und lächelte, lag alle Freude und alles Leid ihrer Liebe und Ehe. Kaulbach hat eine treue Seele an ihr gefunden, ein Weib, das ihn liebte und verehrte, wie den einzigen Mann dieser Welt; er war neben den Kindern ihre vornehmste Sorge, und mit bitterem Gram hat sie ihm die Augen zugedrückt. Auch er fühlte tief den Wert dieser Frau, wenn es auch manchmal den Anschein nahm, als ob er, der für allen weiblichen Reiz so sehr empfängliche Mann, dessen Geschäft ja das Schöne war, sich zeitweilig von ihr entfernen könne; aber das Heimweh befiel ihn bald, und da hielt ihn weder die Zauberin Circe noch die göttliche Nymphe Kalypso fest. Er konnte sich seiner Frau nicht erwehren, sie ging ihm nach bis in seine Bilder hinein, und die Kinder kamen mit ihr. Was man als gut erkannt, auch als schön erkennen zu müssen, das übt eine Gewalt über Gemüt und Herz und Phantasie, der nicht zu entrinnen ist. Diese Güte und Schöne war Frau Kaulbach für ihren Mann, sein Schutz- und Trutzengel, der ihm

das Haus heimlich machte und widrige Einflüsse von der Schwelle wehrte. . .

Wenn ich nun weiterblättern will in Kaulbachs Nachlaß, wenn ich die Kompositionen zur Sintflut, zur Sachsenschlacht, die vier Evangelisten, vor mich hinlege, so sehe ich nur mit halbem Auge, und aus dem Gedränge von Gestalten steigt mir immer wieder Kaulbach und seine Frau, umgeben von ihren Kindern, auf. Und dann fällt mein Blick von den Bildern hinweg in das Leben, und ich muß der vereinsamten Frau gedenken, welcher Kaulbach den großen Schmerz angetan, vor ihr zu sterben. Ich meine in der Ferne schluchzen zu hören. Meine Gedanken gehen auf die Wanderschaft, und im Geiste kehre ich in dem gastlichen Haus in der Gartenstraße zu München wieder ein. An der langen Tafel im unteren Gelaß ist ein Gewühl von Menschen – Männer, Frauen und Kinder – das sind die Töchter des Hauses, die Schwiegersöhne, die Kindeskinder. Oben an der Tafel sitzt eine schöne, greise Frau, welcher blühende Enkel die Tränen von der Wange küssen. Sie lächelt zwischen Schmerz und Freude. Ich habe diese Frau schon gesehen, und ich kenne ihre Gedanken, ohne daß ich sie erst darum befrage.

Ludwig Speidl



Ich denke noch mit Vergnügen an die längst vergangenen Tage, als ich mit meiner Mutter „in die Stadt" gehen durfte. War solch eine Partie geplant, so wurden mit einer gewissen Feierlichkeit die Vorbereitungen dazu getroffen. Man zog sein Bestes an, man machte sich schön, schürzte den langen Rock zierlich mit den Händen, so daß man gerade noch den kleinen Fuß mit dem weißen Strumpf ahnen ließ und schritt gemächlich an Gärten und Häusern vorbei, die Bekannten freundlich grüßend, mit dem Bedeuten „wir gehen in die Stadt"! — Da wurde zuerst der schöne Laden der Brüder Thierry besucht, die durch ihre stattliche Erscheinung eine gewisse Grandezza an den Tag legten. Dann ging es zu dem liebenswürdigen Ehepaar van Hees, die mit der Mutter auf beinah freundschaftlichem Fuße standen. Überall wurden wir nahezu mit familiärer Herzlichkeit empfangen, und der Gesprächsstoff riß nicht ab. Bei dem regsamen und originellen Ehepaar Gampenrieder, dem ersten Konditor hier unter den Arkaden, wurde ein kleiner Imbiß genommen, bei Queroy, dem Delikatessengeschäft dicht daneben, einige neue Rezepte getauscht, und dann ging es weiter zum Bäcker Seidl. Dort ging die Mutter direkt durch den Laden, wo rückwärts in einem kleinen Stübchen ihre spezielle Freundin, die Frau Bäcker Seidl, ihres Amtes waltete (die Mutter Anton und Emanuel und Gabriel Seidls). Diese herrliche Frau lebt nicht nur im Andenken ihrer Kinder fort, sondern sie wird auch von denen, die sie nur oberflächlich kannten, als das Urbild der gescheiten, tatkräftigen, energischen Münchner Bürgersfrau verehrt. Auf sie paßte so recht das gute Wort Luthers, das er auf seine Katharina anwendete: „Die Augen der Hausfrau kochen besser als Magd, Knecht, Feuer und Kohlen!" Nur schwer konnte man sich von diesem gemütlichen und originellen Stübchen trennen, wo die so hübsche Matrone in Münchner Tracht jedem Eintretenden ein freundliches Wort sagte. — Doch weiter! Denn

wenn wir uns nicht etwas mehr beeilen, kommen wir nicht zu den anderen Freunden allen, denn ach! elektrisch waren damals nur die Wolken bei Gewittern geladen, sonst noch nichts, und auch die Droschken waren dünn gesät. Nun gings zum „Rosipal" auf den Rindermarkt. Das Ideal eines eleganten Kaufherren war der alte Herr C. M. Rosipal. Erblickte er von seinem Beobachtungsposten aus einen ihm nur halbwegs bekannten Kunden, so verfehlte er nie, mit verbindlichem Lächeln und vornehmen Allüren die Honneurs zu machen. Wie ein englischer Lord stand er vor uns, denn er war des Rousseauschen Wortes eingedenk: Mangel an Eleganz ist ein Fehler, den kein Weib übersehen kann. Anderseits wußte er aber durch sein liebenswürdiges Wesen die schüchternsten Seelen zum Sprechen und zum Mitteilen ihrer geheimsten Wünsche zu bringen. Stand unser Sehnen und Verlangen nach einem Schlafrock, so glaubte man in seinen schönen blauen Augen die helle Freude über diesen Wunsch zu lesen; verlangte uns aber nach einem Regenmantel, so meinten wir aus seinem freudigen Lächeln zu erkennen, wie sehr er schon längst gewünscht hatte, uns gerade dieses Kleidungsstück vorlegen lassen zu dürfen. Dann sorgte er für gute und prompte Bedienung, überließ uns den Händen der Damen und empfahl sich mit graziös zierlichen Schritten – das war einmal! Nun aber gehen wir zum Bernheimer. Aber, bitte, nicht zu dem großen Bernheimer von heute, sondern auf den Dultplatz, wo soeben die Dult (ein Jahrmarkt, der sich jährlich zweimal auf dem jetzigen Maximilians- und Lenbachplatz abspielte) stattfindet, zur Freude der Kinder und zum Ergötzen des Alters. – Auf diesen Jahrmarkt kamen von nah und fern die verschiedensten Kaufleute mit ihren Waren und legten sie in rot ausgeschlagenen offenen Buden den Münchener Frauen vor die begehrlich blickenden Augen. Für damalige Zeit war eines der reichhaltigsten Lager an Teppichen, Kleider-

stoffen und Leinwand die Bude von Bernheimer (Vater des jetzigen Kommerzienrates), der als rühriger, intelligenter Mann seine Kundinnen wohl zu fesseln wußte und stets das Neueste und Beste vorlegen konnte; – den Spruch: Geben Sie mir das Teuerste was Sie haben, denn ich bin nicht reich genug, um das Billigste zu kaufen – hatte er sich gut gemerkt und ihn klug zu verwenden gewußt. Seine kleinen Söhne mußten die eingekauften Waren dann im Laufe des Tages bei den Kunden abliefern, und die kleinen Burschen schleppten oft schwer an den Ballen und Paketen, die sie trotz Wind und Regen, Sturm und Sonnenbrand pünktlichst ablieferten. Da gab es dann zum Lohn bei den gütigen Damen meist einen kleinen Imbiß, eine Tasse Kaffee oder Tee wurde dem Boten gerne gereicht, der dann mit neuem Eifer wieder weiter wanderte und sich der freundlichen Gaben stets erinnerte. Der seltene Fall ist nun hier eingetreten, daß der Gutsituierte sich mit Freude und Stolz seiner einfachen Jugend erinnert und sich und anderen gerne diese harten Tage ins Gedächtnis zurückruft. Als das Bernheimer-Palais eröffnet war, das große Publikum sich verlaufen hatte und wieder ruhigere Tage gekommen waren, da bat der Kommerzienrat mehrere alte Damen seiner Kundschaft, ihn doch auch zu besuchen, und es wurde ein bestimmter Tag verabredet. Als die Matronen die pompöse Treppe erstiegen und des Staunens und Bewunderns kein Ende fanden, führte der Kommerzienrat sie an das große Fenster gegen den Lenbachplatz. Wie überrascht waren die Damen aber, als sie hier ein zierliches Tischlein-deck-dich fanden, mit Tee, Kaffee und guten Leckerbissen beladen. Mit liebenswürdigen Worten lud der Kommerzienrat nun die Damen ein und sagte, daß er nicht ohne Absicht gerade hierher das Tischchen habe stellen lassen, hier wo man direkt vom Fenster aus die Stelle sehen könne, wo seines Vaters Bude gestanden habe und die Damen vor vierzig Jahren eingekauft hatten.

Und nun freue es ihn, sich der damals erwiesenen Güte erinnern zu dürfen und bitte auch bei ihm einmal eine Tasse Tee und kleinen Imbiß zu nehmen, er fürchte aber, es werde den Damen nicht so schmecken wie ihm damals vor langer, langer Zeit.

Auf der damaligen Dult aber kaufte man nicht nur schöne Kleiderstoffe und Leinwand; auch für die Küche wurde da vorgesorgt, indem die Hausfrau schönes irdenes und Porzellangeschirr kaufen konnte, was das Herz nur begehrte. In den Eschenanlagen und entlang der Häuser waren diese Kostbarkeiten auf Strohlagern weich gebettet und wurden unter Gottes freiem Himmel dem Publikum vorgelegt. – Und diese prächtigen Sachen, die man da für drei Kreuzer erwerben konnte! Für uns Kinder ein Paradies, das seinen Höhepunkt in dem großen Policinell fand, das stets vor dem Himpselhaus, wo jetzt die Deutsche Bank steht, aufgestellt war – daneben das wunderbare Karussell mit den Schwänen und dem Schimmel, und zuletzt der Schichtl – dieses Museum von Weltwundern und Aufsehen erregenden Naturereignissen, gegen die mir in der Erinnerung das Deutsche Museum doch nur wie eine schwache Nachahmung erscheint! – Ja! diese Zeit war ein Stück Leben für die damalige Jugend, und so etwas Schönes gibt es eben doch nicht mehr – trotz Tennis und Ski, Rodel und Aroplan. –



Des Vaters Stimmungen waren sowohl nach der guten als nach der schlimmen Seite hin ganz unberechenbar, und er genoß das Vorrecht der Künstler, „Stimmungen unterworfen zu sein", in vollem Maße. Er kannte in seiner Liebe und Güte im Schenken und Wohltuen keine Grenzen. Nahte das Weihnachtsfest, so war es seine größte Freude, die Geschenke, mit welchen die Verwandten in Westfalen bedacht wurden, zu betrachten, die Kleider mit kritischem Blick zu prüfen und besorgt zu fragen: „Ist das aber auch ein guter Stoff, Josefine?" und „wie lange kann man so etwas tragen?" Kam es vor, daß jemand ein Geschenk von Vater nicht annehmen wollte, so war er sehr böse und ärgerlich und fand es ganz unbegreiflich, daß man ihm die Freude des Schenkens nicht machen wollte. Daß aber seine Gutmütigkeit gar zu oft mißbraucht wurde, ist selbstverständlich. Im Atelier wurde er von Hilfesuchenden überlaufen, die wohl selten abgewiesen wurden. Trat er aus der Akademie auf die Neuhauserstraße hinaus, so kam Leben in den nahen Droschkenplatz. Die Kutscher wetteiferten, dem Herrn Direktor vorzufahren, den sie alle kannten und aus naheliegenden Gründen gerne hatten. Der Not gehorchend, mußte er dann einen Wagen besteigen, die anderen „Herren" auf morgen vertröstend oder sich mit einer Zigarre loskaufend. Kam er am Hause an, so griff er in die Westentasche, wo die verschiedenen Geldstücke einträchtig zusammen hausten, nahm eine Handvoll heraus und bot sie dem Kutscher an mit den Worten: „Nun lieber Freund, was bekommen Sie? Suchen Sie sich heraus!" Der, wohl ahnend, daß der Herr Direktor sich niemals über die Taxe klar war, hatte plein pouvoir und kam schwerlich zu kurz. — Daß Vater aber so sehr freigebig gegen Arme war, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß er an seine eigene Jugend dachte, wo er mit seinem unglücklichen Vater von Tür zu Tür zog, um Arbeit zu erbitten oder kleine Bilder zu verkaufen.

Ich erinnere mich an einen Mittag, wo er ganz verstört nach Hause kam, nichts essen wollte, sich in sein Zimmer einschloß und später nur in Bruchstücken erzählte: Es war ein alter weißhaariger Mann gekommen, der um ein Almosen bat. Papa war hoch oben auf der Staffelei mit Malen sehr beschäftigt und wies den Mann mit kurzen Worten ab. Erst als dieser die Türe schon in der Hand hatte und im Fortgehen war, schaute Papa auf und es trafen sich die Blicke der beiden; und in diesem Moment war es ihm, als wenn der alte Kaulbach, sein Vater, einen flehenden Blick zurücksende! – Bis aber Papa von der Staffelei herabgestiegen, das Handwerkszeug weggelegt hatte und dem Bettler nacheilte, war der Alte schon fort und trotz allem Suchen nirgends mehr aufzutreiben.

Eine Sonderheit meiner Eltern war es, daß sie, soweit ich mich erinnere, niemals oder doch nur sehr selten und ungern zusammen ausgingen. War es aber wirklich manchmal nicht zu vermeiden, so schritt der Vater immer ein paar Häuser weit seiner Gattin voraus, nur manchmal an den Ecken stehen bleibend, ob die Mutter auch komme. Durch diese fatale Angewohnheit aber wurde ich in ein schweres Dilemma gebracht, denn teils wäre ich gern mit dem Vater vorausmarschiert, teils aber fühlte ich auch die Verpflichtung, die Mutter nicht zu verlassen. So trachtete ich beide durch gute Worte zu vereinigen, was mir aber nur auf Momente gelang; verlangte ich gar „zum Spaß", sie sollten Arm in Arm gehen, so wurde ich einfach ausgelacht, und die Entfernung wurde größer als vorher. So blieb mir denn meist nichts anderes übrig, als in der Mitte zwischen den äußerlich getrennten Eltern hin und her zu hüpfen; für unbefangene Zuschauer muß diese dreiteilige Familie oft ein sonderbarer Anblick gewesen sein.

Ebenso heftig und überschwenglich wie in seiner Güte, war der Vater aber auch in seinem Zorn oder in seiner bösen Laune. Da

war er wirklich zu fürchten und konnte seine Umgebung und seine liebsten Menschen oft recht quälen; ein kleiner Vorgeschmack von übler Laune wurde schon hervorgerufen, wenn der Vater ein paar Zeilen, oder gar, o Schrecken!, einen Brief schreiben mußte! Das ganze Haus fiebrierte da schon vorher, und jedes von uns zog sich gerne in unerreichbare Fernen zurück, wenn es hieß: „Seid stille, der Vater schreibt!" Bis der richtige Stuhl, der passende Tisch, das beste Papier, und nun erst die vorzüglichste Feder gefunden war! Lieber Gott! Diese armen, unschuldigen Gänsefedern! Wie viele wurden da als ganz „niederträchtiges Zeug" fortgeworfen, von „Fräul'n" wieder frisch geschnitten, probiert und endlich doch mit einer modernen Stahlfeder vertauscht. Papa stand mit der Orthographie auf keinem guten Fuß, und so wurden denn die Buchstaben fleißig, aber etwas vorsichtig nebeneinander hingemalt. Manche Worte mußte man ihm vorschreiben, und oft kam es vor, daß er mitten drin rief: „Der Deifel soll's holen, wie macht man denn ein großes R? Bei mir wird immer ein K daraus!" Wie geschmeichelt fühlte ich mich dann (hatte ich überhaupt den Mut, anwesend zu sein), wenn ich mit meiner „Bildung" aushelfen und ihm den widerspenstigen Buchstaben vorschreiben durfte. Gleichwohl hatte Papa eine sehr schöne leserliche und charakteristische Handschrift.



Die alte Sofie Schröder, die frühere Schauspielerin und Mutter der berühmten Schröder-Devrient, wohnte im Tattenbachhause[1]) uns gerade gegenüber. Durch diese Nachbarschaft hatten wir viele genußreiche Stunden. Die alte Dame war sehr viel bei uns im Garten und deklamierte oft aus einem kleinen roten Buche, in welches ihr Sohn mit Riesenbuchstaben (wegen ihrer schwachen Augen) ihre Lieblingssachen eingetragen hatte. Wenn ihre Schülerinnen ihr etwas vordeklamierten und sie Unterricht gab, so mußten diese immer sehr laut reden, denn Frau Schröder war schwerhörig. Da war es dann für mich ein Hauptvergnügen, am Tor im Garten zu stehen und zuzuhören, wie die heftige alte Dame oft dreinfuhr, die Schüler unterbrach und ihnen die Szenen wunderschön vorsprach. Auf diese interessante Art lernte ich hier zuerst die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart kennen. – Eine fatale Zugabe waren aber, speziell für meinen Geschmack, die beiden Schoßhunde Frau Schröders. Diese, wahre Methusalems an Jugend, wurden von ihrer Herrin abgöttisch geliebt und durften nicht von ihrer Seite gehen. Der eine, Bello, war stockblind und ebenso taub, während seine Gattin Maid ein unheilbares Leiden hatte, so daß der Name Schoßhündchen wie Ironie klang. War nun Frau Schröder oft nachmittags lang bei uns im Garten, so ward mir, als der jüngsten der Familie, das bittere Los zuteil, für die lieben Tierchen zu sorgen, und durfte ich es mir noch zur Ehre rechnen, daß ich für sie die niedersten Dienste zu verrichten hatte. Mit lauter Stimme und in schönem Bühnendeutsch mußte ich dann der alten Tragödin berichten, was die lieben Kleinen alles Herrliches geleistet hatten. Manch heimlichen Puff habe ich da den Lieblingen ausgeteilt und wie frohlockte ich erst, als Frau Schröder eines Tages ganz ver-

[1]) Familie des Grafen Tattenbach waren gute Freunde von uns allen, ebenso von der Familie Dürck.

zweifelt herüber sagen ließ: – Maid ist tot! – Meine verheiratete Schwester, die dies nicht wußte, auch Maid nicht so kannte oder sich des lieben Geschöpfes im Momente nicht erinnerte, kam am selben Tage zu Frau Schröder, und als diese ihr in grenzenlosem Jammer entgegenrief: „Maid ist nicht mehr!", sagte Maria, weil sie glaubte, es sei eine ihrer Schülerinnen: „Ach, das arme Fräulein!"



Vor meiner Zeit sollen die Eltern sehr gesellig gelebt haben. Besonders höre ich viel von den Sonntagskindern erzählen; da ich aber nur selbst Erlebtes und nur solches, was zu meiner Erzählung gehört, berichten möchte, so überlasse ich die Schilderung dieser interessanten Sonntage gerne denen, die sie selbst mit erlebt haben, nämlich meinen Geschwistern.

Außer einigen lustigen maskierten Kinderbällen, bei deren einem mein Vater als Konditor eine große und süße Rolle spielte, kann ich mich keiner besonderen Feste im Elternhaus erinnern. Doch hatte es Papa immer gerne, wenn ich Sonntags meine Freundinnen einlud, und schaute oft von ferne zu, wenn wir unsere Spiele im Garten machten. Erst als ich in die Backfischjahre kam, luden die Eltern oft Gäste zu Tisch, wobei ich aber nicht assistieren durfte. Höchstens mußte ich beim Tischdecken und Servieren behilflich sein, und das war für mich eine besondere Freude; denn ich setzte meinen ganzen Ehrgeiz darein, möglichst geräuschlos und umsichtig meine Sachen zu machen und erntete sogar von Mutter öfter einiges Lob, was mich, da dies so selten der Fall, um so mehr beglückte und in meiner Kunst sicherer machte. Aus diesen kleinen Diners entstanden später regelmäßige schöne, lustige Sonntag Mittage, die für uns eine unvergeßliche Erinnerung sind und vielleicht auch manchen Freunden der Familie im Gedächtnisse blieben. Bevor ich aber von dieser späteren Zeit erzähle, möchte ich die oben erwähnten Erinnerungen meiner Geschwister auffrischen und erzählen, was ich hierüber durch Tradition weiß:

Die Sonntagskinder. Der Sonntag Abend war Ende der vierziger Jahre im Kaulbachschen Hause der Geselligkeit gewidmet. Eine große Zahl von Freunden fand sich regelmäßig ein, und mit ernsten und heiteren Gesprächen, mit Musik und Dichtkunst und interessanten Vorträgen aller Art verflossen die Stunden rasch. Die Bewirtung war dabei die denkbar einfachste: es gab jedesmal

Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, allerdings beides von der Mutter mit besonderem Verständnis und so vortrefflich zubereitet, daß heute noch der „Kaulbachsche Kalbsbraten" eine traditionelle Berühmtheit genießt. Nach und nach hatte sich ein Grundstock von Intimen gebildet, die sich den Namen „die Sonntagskinder" beilegten. Um diesen Kreis kristallisierte sich, was von Fremden zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in München war, und es wird wohl keinen Namen von Bedeutung geben, dessen Träger nicht wenigstens vorübergehend der Gast des Hauses gewesen ist. Es existiert noch in unserer Familie ein reichverziertes Album, welches die „dankbaren Sonntagskinder" der Mutter geschenkt hatten. Das Widmungsgedicht ist von Ernst Förster, dem bekannten Kunsthistoriker, illustriert von E. Neureuther, dem berühmten Illustrator. Die Blätter des Buches enthielten Beiträge aller Art von den Malern Rottmann, Teichlein, Dürck (meinem spätern Schwiegervater), Asher und Dietz, von den Musikern Franz Lachner, Speidel, Goltermann, von Franz Liszt, der Fürstin Wittgenstein, von Geibel, Liebig, Graf Pocci, Lasaulx, von Perfall, dem spätern Intendanten, von Bluntschli, dem bekannten Nationalökonomen, und vielen anderen mehr.

Im Jahre 1846 war auch die berühmte Sängerin Jenny Lind, die in München an der Oper auftrat, während dieser Wochen in unserem elterlichen Hause Gast. Die Sängerin wollte nicht in einem Hotel, sondern in einer Familie aufgenommen sein; dies hatte der Direktor des Konservatoriums, C. Hauser, an einem Sonntage im Kaulbachschen Hause erzählt, und der Vater, leicht entflammt, hatte ohne weiteres sogleich seine Gastfreundschaft angeboten. So fuhr denn eines schönen Tages, der eigens für Jenny Lind gebaute große Reisewagen, mit Koffern und Kisten hochbepackt, zum Gartentor herein. Daß hiebei die sorgfältig gepflegten Blumen und die reinlichen Wege verdorben und vertreten wurden,



Osterspaziergang

erregte schon gleich den Zorn des Vaters, der sich überhaupt ein ganz anderes Bild von der schwedischen Nachtigall gemacht hatte. Jenny Lind war eine äußerst liebenswürdige, aber ebenso launische und verwöhnte Künstlerin und unterlag noch mehr ihren Stimmungen wie Kaulbach. Die Mutter mag da wohl manche fatale Stunde durchkostet haben, denn beide Künstler bewegten sich in Gegensätzen: war der eine verstimmt, so war der andere guter Laune; hatte der eine Lust allein zu sein, so wollte die andere Menschen um sich sehen. Der Höhepunkt dieser Extreme war aber an dem schönen Abend erreicht, als Jenny Lind im Freischütz das Ännchen sang. Sie hatte während der Vorstellung das Mißgeschick, ihren Schuh zu verlieren; dadurch kam sie aus der Stimmung, dies wirkte wieder auf das Publikum — das Fluidum zwischen Bühne und Hörern war fort, und der erwartete Erfolg blieb aus. — Zu Hause aber hatte die Mutter eine große Gesellschaft geladen, und alles war gespannt, die berühmte Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wer aber nicht zum Vorschein kam, — war Jenny Lind. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und hörte auf kein Rufen und Pochen. Der Vater, ärgerlich über diese Rücksichtslosigkeit, schloß sich ebenfalls ein und überließ die erstaunten Gäste der Mutter, die sich am andern Morgen ein Vergnügen daraus machte, den beiden zu berichten, wie außergewöhnlich gelungen und besonders heiter der Abend verlaufen sei.

Ungeachtet all dieser kleinen und großen Intermezzi waren die Wochen des Lindschen Aufenthalts doch äußerst interessant und belebend. Gäste kamen und gingen, und es war ein heiteres und sehr musikalisches Treiben im Hause. Nach der Weihnachtszeit reiste die Sängerin wieder ab; ein lebhafter, mehrere Jahre währender Briefwechsel zwischen Josephine und Jenny Lind zeugen von dem guten Einvernehmen der beiden Frauen. Aber trotz der

großen Verehrung und Bewunderung, die Kaulbach und die Sängerin für einander hatten, waren sich diese beiden doch nicht näher gekommen.



Als meine Geschwister einige Jahre älter geworden waren, bildeten auch für sie die Sonntage einen Tag der Freude, denn die befreundeten Familien brachten ihre Kinder, die vom Säugling an vertreten waren, mit. Letztere wurden in die verschiedenen Betten gelegt, die jungen Mütter zogen sich von Zeit zu Zeit von der Gesellschaft zurück, um ihren Mutterpflichten nachzukommen, und nachts wurde dann das kleine Volk wohlverpackt von den dazu gehörigen Eltern nach Hause getragen. – Es war da oft ein Kreis von 20–30 Kindern versammelt. Im Winter wurden alle erdenklichen poetischen Überraschungen und Theaterspiele ausgeführt, wobei der Hofmeister unseres Bruders, Herr Flatz, als Intendant und trefflicher Ratgeber figurierte. Er gründete z. B. eine Zeitung „Der kleine Rosengarten", welche die kleine Schar zu ihren Mitarbeitern hatte und zu der jeden Sonntag Beiträge geliefert werden mußten in gebundener oder ungebundener Form. Herr Flatz, als König Giebich, beurteilte die Arbeiten, und es kam oft zu hitzigen schriftlichen Kämpfen. Im Laufe des Winters wurde dann noch ein großer Kinderball gegeben, dem jedesmal ein hübscher poetischer Gedanke untergelegt war. Z. B. kamen die Knaben als Ritter und erkämpften sich im Turnier hoch auf wappengeschmückten Pappendeckelrossen den Siegeskranz, den die Mädchen, als Blumen aus König Giebichs Rosengarten kostümiert, den tapferen Recken schüchtern überreichten. Ein andermal hatten wir mit Hilfe des Vaters vor dem Gartentor einen Riesenschneemann gebaut, der als Portier mit weitausgreifenden Armen auf das hellerleuchtete Haus wies, wo ein kleines Lustspiel, vom Bruder Hermann gedichtet, von den Kindern aufgeführt wurde. Im Sommer aber bot der große Garten mit seinen schattigen Wegen und köstlichen Schlupfwinkeln, mit dem einsamen Schweizerhäuschen, in dessen Kellerraum es nicht recht geheuer war, und dem plätschernden Brun-

nen mit den bemoosten Karpfen, Interesse und Spielgelegenheit in so reicher Wahl, daß die Kinder die Pläne und Ideen nicht alle in einem Sommer bewältigen konnten und für die nächsten Jahre das Programm längst fertig hatten. – Wehe aber dem, der bei solch lustigen, tollen Spielen die Rücksicht auf Tiere und Pflanzen außer acht ließ oder gar nach Kinderart die ersteren zum Verfolgungsobjekt erkor. So war es auch ein für uns unvergeßliches Strafgericht, das über einen unserer Gespielen, den damals etwa dreizehnjährigen v. K. erging, als er im Garten ein Vogelnest entdeckt und mit bedächtigem Geschick ausgenommen hatte. Wie unser Ältervater Adam wurde er aus unserem Paradiese vertrieben und hatte nicht einmal den Trost, eine Eva als Begleiterin zu haben.



Als im Jahre 1849 der Vater zum Direktor der Akademie ernannt wurde, konnte er endlich seine feuchte, ungesunde „Werkstatt" in der Tattenbachstraße im „Lehel" gegen ein für damalige Begriffe sehr schönes Atelier in der Akademie umtauschen. Diesen ersteren Raum hatte ihm König Ludwig I. auf Veranlassung des Grafen Raczynski im Jahre 1836 zur Verfügung gestellt, um darin die großen Bilder «Hunnenschlacht», «Zerstörung Jerusalems» ausführen zu können. Es war ein hoher, unheizbarer Raum, den er sogar in den ersten Jahren mit einem Bildhauer B. Leeb teilen mußte. Das Haus war an einem großen Wiesenplatz (später Hofküchengarten) gelegen, den der Vater wegen seines weiten Ausblicks und einiger schönen Baumgruppen sehr liebte. In diesem Garten wurden alle möglichen Tiere gehalten: Füchse, Rehe, Hirsche, Hasen, weiße Pfauen usw. – die Modelle für den Reineke Fuchs. – König Ludwig war fleißiger Besucher des tierfreundlichen Menschenfeindes, und auch Königin Therese kam gerne, versäumte aber nie, ihr Kommen durch ein wohlgefülltes Frühstückskörbchen, das ein Diener vorher brachte, anzuzeigen. – Hier war es auch, wo in den Jahren 1847/48 Lola Montez porträtiert wurde, nicht ohne einige originelle Hindernisse, die genommen werden mußten. Lola hatte einen kleinen weißen Schoßhund, der aber eine Art Idiosynkrasie gegen die weißen Pfauen, die besonderen Lieblinge des Vaters, hatte. Bei einer der ersten Sitzungen nun (welchen auch König Ludwig immer beiwohnte, indem er der Tänzerin die Toilette, die nach Kaulbachs Angabe aus Paris verschrieben worden war, ordnete, ihr die Füße mit dem Kohlenbecken erwärmte und die Stellung usw. begutachtete) entwischt das kleine Hündchen in den Garten und beginnt sofort mit der Jagd auf die sechs weißen Pfauen. Diese fliegen kreischend und lärmend hin und her, verfolgt von dem kläffenden Hunde. Lola hört Spektakel,



glaubt ihren Liebling in Lebensgefahr, vergißt Kohlenbecken und König, stürzt, dem Hunde rufend, hinaus. Der Vater aber zittert für seine schönen Pfauen und rennt hinter Lola her, die aber dank ihrem Beruf flinkere Beine hat. Nun erscheint auch der König im Garten; er will nicht müßig stehen und beteiligt sich an der wilden Jagd, die in rasendem Tempo durch den Garten geht, voraus die Pfauen, dann der Hund, Lola, Kaulbach und der König. – Endlich erscheint der Diener als Retter, faßt den Hund ab, sperrt die Pfauen ein, und der Friede ist wieder hergestellt. Aber noch viele Jahre nachher erzählte der Vater gerne dies Zwischenspiel und hatte großen Spaß, wenn er die Situation so recht drastisch ausmalen konnte, dabei sich selbst nicht weniger ironisierend als die anderen Beteiligten. Das große Porträt wurde nach manchen stürmischen Szenen, die aber nicht alle so harmloser Natur waren, wie die eben geschilderte, fertiggemalt, fiel jedoch nicht zur Zufriedenheit des Bestellers aus, denn der Künstler hatte die Tänzerin mit der Peitsche in der

Hand, mit Schlangen umgürtet und mit entblößtem Halse das Schafott besteigend, dargestellt. Solche Auffassung war dem Besteller nicht genehm. Er drang darauf, daß diese fatalen Kleinigkeiten entfernt würden. Zu weiteren Konzessionen wollte der Vater sich aber nicht herbeilassen, und schließlich blieb das Bild im Atelier und wurde nie abgeliefert (es befindet sich jetzt in Privatbesitz zu Paris). Und doch haben gerade wir Münchner dieser Vielgehaßten etwas sehr Schönes zu verdanken: Am Anfang ihres Aufenthaltes hier in München wohnte Lola in einem Hause auf dem Dult-, jetzt Karlsplatz, und zwar da, wo heute das Parkhotel steht. Die Sandwüste, die sich damals vor den schönen Augen der Spanierin ausbreitete, war ihr ein unangenehmer Anblick, und so ließ König Ludwig eine Allee rotblühender Kastanien vor ihren Fenstern anpflanzen – ob die Tänzerin die Blüte dieser jungen Bäumchen noch erlebte – wer weiß es? Man erzählt, sie sei von München aus direkt nach Ebenhausen geflohen, wo sie in dem kleinen Schlößchen der Reschenauer Höhe bei Zell, jetzt Kuranstalt, mehrere Wochen verborgen gehaust haben soll.



Während zweier Sommer 1850/51 hatten die Eltern in Leoni bei Starnberg ein kleines Häuschen gemietet, dem Schriftsteller Hackländer gehörig. — Nicht weit davon entfernt hauste die Familie Dürck, und es entspann sich aus dieser Nachbarschaft ein reizend freundschaftlicher Verkehr, dem sich noch so manche andere Familien anschlossen.

Da war Herr Himpsel, ein geschickter Baumeister, der sich eine reizende Villa dicht am See baute und der die verschiedenen Künstler einlud, das Treppenhaus auszuschmücken; das ließen sich die Maler Kaulbach, Dürck, Asher, Zimmermann nicht zweimal sagen, und so entstanden dort die heut noch zu sehenden «Vier Jahreszeiten», worin die ganze Kolonie möglichst porträtähnlich dargestellt wurde.[1]) Daß es bei solcher gemeinsamer Arbeit sehr fidel und übermütig zuging, läßt sich denken, besonders, da der gute Hilari-Bolgiano, der kgl. Hofkonfektmeister König Ludwigs I., sein möglichstes tat, um die Künstler bei Laune und gut im Futter zu halten. Jedoch die Hauptperson für leiblichen Speis und Trank blieb immer Frau Leoni selbst, die dickste Frau der Welt, die nur vom Lehnstuhl aus wegen ihrer Körperfülle ihr kleines Reich dirigieren und tyrannisieren konnte. Ihre Tochter Resl dagegen, das häßlichste Frauenzimmer der Welt, war Mädchen für alles und sorgte dementsprechend für die anspruchslosen Gäste.

Ein Tagesausflug nach Starnberg-Leoni gehörte damals zu den Ereignissen, an denen man zehrte, denn es war dies eine umständliche Sache; und doch brachten viele Freunde dieses Opfer, denn sowohl bei Dürcks als Kaulbachs gingen und kamen viele große und kleine Gäste. Wenn es hieß: morgen gehts nach Starnberg!, dann mußten vor allem Plätze im Postwagen gesichert

[1]) Die Bilder außen am Hause, gegen den See zu, sind alle von W. Kaulbach und überraschen den Vorüberfahrenden durch ihre frischen, leuchtenden Farben.

werden. Früh morgens 5–6 Uhr stand man schon beim Stachus (Bayerstraße) und wurde vom Postillon fest und warm in den Kasten verpackt. Nun gings mit Jubel und Peitschenknallen in die Weite über Wiesen und Felder, über ödes Land und durch dunkle Wälder. Hatte man endlich nach 3–4 Stunden Fahrt den Forstenrieder Park hinter sich, so glaubte man schon die Reise überstanden und die Freuden des Tages dicht vor sich zu haben. Sah man aber das Wasser in der Ferne glitzern und flimmern, so lebte man wieder auf und sah sich im Geiste schon bei den Wartenden am Ufer! Aber nur Geduld. Bei „Pellet", dem einzigen Gasthof Starnbergs, wurde ein kleiner Imbiß eingenommen, und dann stürmte man an den See, wo die Qual der Wahl um ein Schifflein nicht schwer war, denn es gab nur etwa 5–6 solche kleine Einbaum-ähnliche Gebilde. Endlich strich das Schiff durch die Wellen, und mit Musik und lustigem Geschrei gings dem andern Ufer – Leoni entgegen, wo die Wirte mit der Kinderschar schon die Freunde erwarteten und gespannt waren, wer da wohl alles aussteigen würde. Da kam mal der Musiker W. Speidel zutage, dann M. v. Schwind, Maler Schorn mit Familie, Ernst Förster und so manch anderer, deren Namen der Zeit zum Opfer fielen und doch in der Gegenwart so viel bedeuteten. Wie schnell flogen die Stunden dahin – denn vor Abend mußte man wieder an die lange Heimfahrt denken!

Im Jahre 53 schrieb die Mutter dem Vater nach Berlin, daß das Gerücht gehe, eine Eisenbahn sollte zwischen München und Starnberg gebaut werden; ganz Seeheim war in Aufregung darüber. Und dann, o Wunder, kam nach ein paar Jahren die Nachricht, daß der alte Himpsel auf eigene Rechnung ein Dampfschiff bauen wolle, und Kaulbach sollte für die Figur vorne am Schiff die Zeichnung entwerfen!

Waren nun Partien und Spaziergänge geplant, so wurden

auch sämtliche Kinder und Dienstboten mitgenommen. Da gabs einen geräumigen Kinderwagen, in den oft drei bis vier Kinder verstaut wurden; Fritz und Fine Dürck, oder Marie, meine Schwester, und meine Wenigkeit im kleinsten Format. Eigentlich sollte die alte Gustl (die Dürck'sche Kinderfrau) den Wagen schieben, doch litt das der Vater selten, denn er selbst sorgte für unser aller Fortkommen und schob, manchmal von Asher abgelöst, selbst die große Fuhre. Ging's aber am Abend (natürlich ohne das Kinderzeug) auf die Rottmannshöh, wo weder Zahnradbahn noch gute Wege hinaufführten, so wurde Proviant mitgenommen, unterwegs kleines Holz gesammelt, und oben auf dem Platz, wo sich jetzt der Riesenbau mehr gewaltig als schön erhebt, ein lustiges Feuer angezündet, Kartoffeln gebraten und Kaffee gekocht und dazu musiziert! Die herrliche Altstimme von Frau Dürck gab da den Ton an und bildete das Entzücken meines Vaters. Unter Sang und Klang und Harmonikabegleitung zog man dann durch den stillen Wald heimwärts, und niemand war froher als der Vater: „Kinder, wenn ich jetzt in der Sandwüste in Berlin säße!!"



Auch der silbernen Hochzeit meiner Eltern im Jahre 1859 möchte ich hier gedenken und lasse am besten die kleine siebenjährige Josefa wieder die Feder ergreifen, als die unmittelbare und glaubwürdigste Berichterstatterin:

„Jetzt will ich aber auch von der silbernen Hochzeit erzählen, welche diesen Sommer gefeiert wurde. Das Schweizerhäuschen war ganz mit Blumen und Kränzen geschmückt, und Girlanden hingen vom Dach herunter; an den Fenstern waren Tannenzweige, und das Lieblingsplätzchen von Papa war ganz mit Blumen überzogen und mit Tannen überschattet, wie eine Laube, und um die Hirschgeweihe war Efeu gewunden. In der Mitte war ein Thron errichtet mit schönen Teppichen und Blumen. Wir haben alle weiße Kleider angezogen, auch der Willi und Gretl (Kinder von Johanna Kreling). Mein Haar war gelockt und wir hatten alle Kränze auf. Der Hermann war Hochzeitlader, und wie das Fest angefangen hat, habe ich die Mama und der Willi den Papa bei der Hand geführt zum Schweizerhäuschen auf den Thron. Dann sind wir alle in einem schönen Zug durch den Garten gegangen ins Schweizerhäuschen. Voran ging die Musik und spielte einen schönen Marsch, dann kamen wir mit Hochzeitsgeschenken. Der Hermann hatte einen Stab in der Hand mit Blumen und bunten Bändern. Die Gretl und der Willi haben große Nürnberger Lebkuchen gebracht, und die Gretl hat gleich die Ecken davon abgebissen, weil sie gar so süß waren. Ich habe ein Kissen getragen und Perlenstrumpfbänder, die ich selbst gearbeitet habe. Die Maria hat einen schönen gestickten Teppich gebracht, und die Fräul'n gehäkelte Vorhänge. Der Kreling hat einen wundervollen Pokal gebracht und die Nanni einen kleinen Altar. Die Johanna hat dem Papa eine Hochzeitsweste mit einem schönen Blumenstrauß gestickt und der Mama ein Hochzeitssacktuch, und so marschierten wir voll Jubel den mit Blumen bestreuten Weg hinauf

zum Schweizerhäuschen. Da saßen der Papa und die Mama wunderschön auf dem Thron und schauten ganz stolz auf uns herab. Da haben wir gleich „Vivat Hoch" gerufen und der Hochzeitlader hat ein Gedicht deklamiert und ist mitten drin stecken geblieben, und wie ich meinen Vers aufgesagt habe, da hab ich mich auch so gefürchtet, daß ich nicht mehr weiter konnte und habe zu weinen angefangen; aber der Herr Franz Liszt hat mir immer wieder drauf geholfen. Dann habe ich der Mama die Strumpfbänder überreicht und dem Papa das Ruhekissen. Der Willi und die Gretl haben ihre Lebkuchen gar nicht gern hergegeben, sie hätten sie lieber selber schnabuliert, und die Gretl hat bitterlich geweint. Jetzt ist es erst recht lustig geworden, dann haben wir getanzt im Garten wie die Elfen, und ich bin gesprungen wie ein Reh; dann haben wir Eis gegessen, das ist meine Lieblingsspeise. Am Abend wurde der ganze Garten beleuchtet mit farbigen Lampen, das Schweizerhäuschen strahlte von bunten Lichtern und der Mond schien so schön und schaute uns so freundlich an.

Später sind wir alle in den Salon hinaufgegangen, da waren zwei Klaviere oben und da hat Herr Liszt wunderschön gespielt. Dann haben alle Vivat Hoch gerufen und einige Damen haben dem Herrn Liszt vor lauter Begeisterung einen weißen Pelz umgehängt und haben ihm mit ihren Sacktüchern und Fächern Wind zugewedelt und ihn recht bedauert, weil er so geschwitzt hat. Dann haben wir recht viel Champagner getrunken und Gedichte deklamiert, dem Papa und der Mama zu Ehren. Der Herr Liszt hat auch Walzer gespielt und wir haben gleich wieder zu hüpfen angefangen. Weil der Mond und die Sterne gar so schön geblitzelt haben, sind wir alle noch einmal in den Garten gegangen, und wie wir am Schweizerhäusl stehen, ruft auf einmal der Herr Foltz „ein Komet! ein großer Komet!", und wirklich ist zwischen den zwei Ludwigstürmen ein prachtvoller Komet am Himmel ge-



Das „Schweizerhäuschen" im Kaulbachschen Garten von Hirth du Frênes

standen. Alles hat gestaunt und gejubelt, denn solch große mit solch langem Schweife kommen sehr selten! Papa hat gesagt: „Davon werden unsere Kinder und Enkel nochmal erzählen" – und drum tu ich's jetzt. Ja! das war ein schöner Tag! Ich habe gar nicht ins Bett gehen wollen, und es hat mir recht leid getan, daß ich mein schönes Kleid und den Blumenkranz in den Haaren wieder ausziehen mußte. Die ganze Nacht habe ich noch geträumt von all diesen Herrlichkeiten und mein ganzes Leben lang will ich diesen Tag nie vergessen."

Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß an diesem Abend von Franz Liszt und Dionys Pruckner auf zwei Klavieren zum ersten Mal die «Hunnenschlacht» gespielt wurde. Liszt hatte das Werk eigens für den Tag komponiert und für zwei Klaviere gesetzt. Das große Werk mit den geräuschvollen Tönen und merkwürdigen Intervallen hat aber meinem Vater durchaus nicht behagt. Meine Mutter saß auf Kohlen, denn sie beobachtete die wetterleuchtende Miene des Gatten mit Sorge und fürchtete das Schlimmste.



„Am 15. Oktober wurde der Geburtstag von Papa sehr schön gefeiert. Da war ein großes Fest, und abends wurde der ganze Garten beleuchtet mit hellen Feuerflammen. Ein schöner Fackelzug wurde gehalten, und ich war ein Erdmännchen mit einer langen Kapuze und einem grauen Bart. Ich trug ein goldenes Käſtchen mit Schätzen aus den Bergen, jeder hatte eine Fackel in der Hand, und eine ungeheuer große Fahne mit einem langen Schweif flatterte hoch in der Luft. Alle waren maskiert, und der Zug, Kreling,[1]) Herr F. C. Meier,[2]) Herr Röckel,[3]) Herr Asher[4]) und noch viele andere, ging sechsmal durch den Garten und endlich bewegte er sich langsam die Treppe hinauf in den beleuchteten Saal. Der Papa stand an der Türe zum Empfang und hat vor mir einen tiefen Diener gemacht. Dann wurden die Bilder auf der Fahne erklärt, und da war die ganze Lebensgeschichte von Papa darauf gemalt von der Zeit an, wo er noch ein ganz kleines Wickelkindchen war, bis er zuletzt ein großer Mann wurde. Dann mußten wir alle fürchterlich lachen, denn das war zu lustig. Herr Diez machte den Reineke Fuchs und überreichte dem Papa eine gebratene Taube. Er bekam noch viele andere Geschenke; einen Säbel, einen Gummiball, auf den die ganze Welt gezeichnet war, eine Geißel mit Kartoffeln daran geknüpft, eine Leier und noch viele andere lustige Sachen. Dann haben wir alle tüchtig Punsch getrunken, und ich war sehr betrübt, wie ich gute Nacht sagen und ins Bett gehen mußte; aber es war schon 12 Uhr." —

„Ich muß dem Papa sehr oft eine Vorlesung halten aus meinem Tagebuch, und da sagt er immer: „hm hm, das war sehr interessant!"

[1]) A. Kreling, Schwiegersohn der Eltern; Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg.

[2]) Meier, Maler.

[3]) Röckel, Münzbeamter und Faktotum im Hause.

[4]) L. Asher, Maler aus Hamburg.

„Weil ich doch alles aus meinem Leben beschreibe, will ich doch auch die Schillerfeier beschreiben."

„Dieses schöne Fest wurde am 10. November 1859 gefeiert, und da hat mir der Papa erlaubt, daß ich in das Theater gehen darf, wo ein wunderschönes Stück vom Herrn Schiller aufgeführt wurde, nämlich „Wallensteins Lager". Das ganze Theater war schön beleuchtet und voll Menschen, und die Königin war auch da mit ihrer Hofdame und hat so stolz heruntergeschaut. Wie der Vorhang aufging, war da ein wunderschöner Wald, und der Herr Dahn ist gekommen in einem weißen Mantel und hat den Prolog hergesagt. Das war so schön und ich habe gar nichts davon verstanden und habe zur Fräul'n gesagt: „Wann ist's denn aus?" Auf einmal ist noch ein Vorhang aufgegangen und der Schiller ist dagestanden, von rotem Feuer beleuchtet, und ein Goldregen ist auf ihn heruntergefallen und sein Haupt war bekränzt mit Blumen und Efeu. Da hat ihm der Herr Dahn einen goldenen Becher gereicht, und der Schiller hat ihn genommen und hat den guten Wein gleich ausgetrunken. Dann ist der Vorhang wieder zugefallen und wie er wieder aufgezogen wurde, kam eine alte Dame herein, Frau Schröder, und hat das schöne Lied von der Glocke, das auch der Herr Schiller gedichtet hat, wunderschön hergesagt und wenn sie nicht mehr recht weiter wußte, hat sie in das rote Buch hineingeschaut. Das Zimmer war sehr schön und ein silberner Tisch stand in der Mitte. Die Frau Schröder hat ein schönes schwarzes Kleid angehabt und war sehr betrübt oder gerührt. Ein Diener hat sie hereingeführt und alle haben geweint, die Fräul'n auch, und alle haben Vivat Hoch und fürchterlich Bravo gerufen. Endlich ist der Vorhang zugefallen. Dann wurde ein schönes Stück gegeben: Wallensteins Lager.

Mein Liebling, der Herr Lang, hat auch mitgespielt, und da waren eine Menge Soldaten, die haben Wein getrunken und

gesungen. Das war schon lustiger als das andere Stück; da hat man tüchtig lachen müssen. Ein Kapuziner ist auch gekommen, der hat aber so geschimpft, daß die Soldaten ihre Schwerter gezogen haben und ihn fortgejagt haben. Juchhe! dann war das Stück aus. Wie wir aus dem Theater kamen, wurde ein wunderschöner Fackelzug gehalten. Mein lieber Papa hat mich auf seine Schulter gesetzt, damit ich alles recht gut sehen kann und hat mich durch das Gedränge der Menschen getragen, denn er war mein Pferd! Die große Feldherrnhalle war wundervoll beleuchtet und der Himmel wurde ganz rot. Endlich ist ein langer Fackelzug gekommen mit Musik, und die Studenten trugen Fackeln und hatten recht nette Käppchen auf. Oben in der Halle haben sie dem Schiller zu Ehren ein Lied gesungen, das klang so schön, und zuletzt wurde auch eine Rede gehalten, die hat lange gedauert und ich war entzückt von der schönen Beleuchtung. Dann wurde die Büste vom Schiller bekränzt. Der Papa hat mich noch immer auf dem Arm getragen, und wie das schöne Fest aus war, sind wir voll Begeisterung nach Hause gezogen. Der Papa hat mir zum Andenken einen silbernen Schillertaler geschenkt und ich habe dem Herrn Schiller zu lieb auch ein Gedicht auswendig gelernt, das er selbst gedichtet hat."



„Jetzt will ich eine sehr schöne Geschichte erzählen, die mir der Papa erzählt hat: Es war einmal, da ging Papa in die Blumen-Ausstellung, und auf einmal stürzte der König Ludwig auf ihn zu und rief: „Lieber Kaulbach, leihen Sie mir doch einen Sechser. Ich soll da einen Zwölfer Eintritt bezahlen und habe nur einen einzigen Sechser in der Tasche". Da standen auch mehrere Bauern herum, die waren nicht wenig erstaunt, daß ein König nicht einmal einen Sechser bei sich habe. Sie schlugen gleich an ihre ledernen Hosen, daß das Geld darin klapperte und steckten die Köpfe zusammen und sagten ziemlich laut: „Ja, des is aber g'spaßi, der König hat net a mal an Sechser in der Taschen, die unsern san mit Geld grad so g'stopft." Der Papa mußte auch lange suchen, bis er endlich ein bißchen kleines Geld fand, und weil er keine Brille bei sich hatte, kannte er nicht, was ein Sechser oder Groschen sei, und der König kannte es auch nicht. Das war nun wieder eine große Verlegenheit. Nun gab der Papa dem König zwei Geldstücke, und der König sagte: „Warten Sie ein wenig, ich will an der Kasse bezahlen, und was zu viel ist, bringe ich Ihnen wieder." – Der Papa wartete eine Weile, da kam der König wieder und zog gleich einen Groschen aus seiner Westentasche und sagte: „Sie haben mir neun Kreuzer gegeben, hier ist der übrige Groschen, und einen Sechser bin ich Ihnen noch schuldig." Dann schauten sie die Blumenausstellung an, und am andern Tag schickte der König dem Papa einen schönen, nagelneuen Sechser, und der Papa schenkte ihn mir zum Andenken." –

„Ich habe in dieser Woche ein Fleißbillett bekommen, da hat mir mein lieber Papa einen Gulden geschenkt zur Belohnung und hat gesagt, daß ich soviel Weisheit habe, aber Kunst nicht. Das hat mir gar nicht gefallen, und ich war ein bißchen verlegen und aufgeregt."

„Beinah hätte ich vergessen, von dem schönen Herbstfest zu erzählen, welches wir in unserm Garten gefeiert haben. Schon in

aller Frühe sammelten wir im Garten alle noch übrigen Blumen und Früchte und legten sie in große Körbe, die wir mit Laub verzierten. Dann schmückte uns der Papa mit Blumen. Ich hatte einen Kranz von Immergrün auf dem Kopf, und der Willi, mein kleiner Neffe, bekam ein Fuchsschwänzchen, weil er ein gar so listiges Büberl ist. Nachdem wir alle so schön geschmückt waren, stellten wir uns auf in Reih und Glied. Jeder trug einen Korb voll Äpfel und Birnen oder Pflaumen und Nüsse. Voran ging ich als Sinnbild des blühenden Frühlings, neben mir hüpfte mit zierlichen Füßen das listige Fuchsschwänzchen, und die andern folgten uns. So bewegte sich der Zug durch den Garten. Wir sangen auch sehr schöne Erntelieder vom „guten Kameraden" und „wer will unter die Soldaten", und dann lachten und jubelten wir vor Freude. Die Mama, die Tante und viele Zuschauer standen auf dem Balkon und lachten fürchterlich bei unserm Anblick. Jetzt war es immer schlechtes Wetter, und wir mußten leider in der Stadt bleiben und konnten nicht nach Starnberg. Ich hatte aber doch eine große Freude, denn der Herr Asher und der Herr Speidel sind gekommen, und das sind zwei gute alte Freunde. Der Herr Speidel (Wilhelm Speidel-Stuttgart) spielt so schön Klavier, zum Entzücken schön. Er kann Triller machen, daß man Krämpfe bekommen könnte, so geschwind! —"

„Die liebe Weihnachtszeit kommt immer näher, und ich kann das Christkindl kaum mehr erwarten. Der Papa sagt freilich, die Zeiten wären zu schlecht, aber ich glaube es nicht, denn er sagt es jedes Jahr, und ich habe mich dabei doch recht wohl befunden und wunderschöne Geschenke bekommen. Diesmal sind sehr wichtige Gründe vorhanden, warum wir nichts bekommen. Denn der Papa hat gesagt, es hat sich soviel Unangenehmes ereignet in der Welt, so daß die Zeiten jetzt ganz schlecht geworden sind. Das allerärgste Unheil hat sich in China zugetragen. Der edle Kaiser ist gestorben,

und die allgemeine Trauer um den geliebten Fürsten hat selbst die Seidenwürmer ergriffen, so daß sie kein Fädchen Seide mehr spinnen. Und durch den großen Krieg in Amerika wurde alles so gründlich ruiniert, daß gar keine Baumwolle mehr zu uns gelangen kann. Ja, der Papa machte furchtbare Beschreibungen von den schlechten Zeiten."

„Die Weihnachtszeit ist vorüber, und die Prophezeiung von Papa hat sich gar nicht erfüllt, das ist wirklich zum Lachen. Ich habe einen Tisch voll der schönsten Geschenke bekommen und die Zeiten waren noch nie so glänzend wie diesmal."



„Neulich sind italienische Dudelsackpfeifer in unseren Garten gekommen und die haben fürchterlich ausgeschaut, wie Räuber mit langem Bart, und voll Fetzen und Schmutz, und ihre Haare waren gar nicht frisiert; wie Gesträuche hat das ausgeschaut. Und einer hat eine Pfauenfeder auf dem Hut gehabt und seine Wange glühte vor Durst. Dann haben sie Musik gemacht, und ein Italienerbub hat getanzt voll Vergnügen wie ein Vogel, und das hat mir einen recht netten Eindruck gemacht. Und einer hat ein so verschobenes Gesicht gehabt und hat auf der Pfeife gespielt wie eine Nachtigall. Ein kleines Mäderl war auch dabei, und wie die Mama das gesehen hat, hat sie gleich in der Waschküche Feuer anzünden lassen, und wie das Wasser fertig war, hat sie das Kind hineingestellt. Da hat es aber so geschrieen, daß ich auch angefangen habe, dann ist die Mutter von dem Kind gekommen und hat so viel und schnell italienisch gesprochen. Dann haben alle recht viel gegessen und getrunken und haben noch ein Jubellied gesungen und sind dann fortgegangen. – Ich war auch mit dem Papa in der maskierten Akademie,[1]) wo auch der König Ludwig hingekommen ist und kleine Prinzen mit großen Orden. Da war in der Mitte ein großer Tisch, und da ist das Eis ganz zerschmolzen, aber niemand hat es aufschlecken dürfen. Dann ist ein lustiges Stück gespielt worden. Der Pierrot hat eine Schleifbahn heimlich gemacht, und da sind alle Hochzeitsgäste ausgerutscht und fürchterlich hingefallen vorwärts und rückwärts. Wie sie bei Tisch beim Diner waren, da hat der Pierrot einen großen Fisch und Knödel aufgetragen, und wie er sie auf den Tisch stellte, ist der Fisch durch die Luft davongeflogen und die Knödel sind aus der Suppenschüssel heraus und alle fortgekugelt mit dem Pierrot, und der hat noch heimlich das Tischtuch einem vornehmen Herrn hinten angebunden. Und wie

[1]) Im Residenztheater ließ König Ludwig I. lustige Harlekiniaden aufführen und lud dazu aus den verschiedensten Kreisen ein.

der voll Zorn vom Tisch aufsprang, hat er auf einmal das ganze Diner mit dem Tischtuch auf den Boden gerissen, und alles war voll Scherben und voll Sauce und der Pierrot hat fürchterlich dazu gelacht. Dann war das Stück aus, und das hat mir immer so gut gefallen: wenn der König Ludwig etwas zu einer Dame gesagt hat, ist sie gleich ganz tief in den Boden hineingesunken vor Freude und Respekt. Dann hat der Papa und der König mit vielen schönen Damen gesprochen und dann haben sie gelacht. Aber auf einmal ist der Papa zu mir gekommen und hat gesagt, „So, Frosch, jetzt hab ichs satt, nun wollen wir heimmarschieren", und wir sind um die Wette gelaufen. Der Papa kann furchtbar schnell laufen, wie ein Wiesel, aber ich habe ihn doch erwischt. — Jetzt muß ich noch etwas Lustiges erzählen: Wie ich gestern in die Nähschule gegangen bin, war's schon ein bißl spät, und drum bin ich recht gelaufen und gehupft und plumps bin ich mit einem Fuß in ein Brunnenloch hineingefallen. Da ist ein alter Herr in einem grauen Rock dahergekommen, und wie ich meinen schmutzigen



Stiefel so anschaue, sehe ich, daß es der König Ludwig ist, denn ich hab ihn an seiner Beule auf der Stirne erkannt. Da hat er mich gefragt: wie heißt du Kleine? und ich hab gesagt: Josefa Kaulbach. Dann hat er gesagt: Einen schönen Gruß an Deinen Papa. Und dann bin ich geschwind fortgelaufen, weils schon so spät war, und ich habe nur mehr einen flüchtigen Diener machen können. – Ich habe immer sehr viel zu tun und oft weiß ich gar nicht, wo mir der Kopf steht, denn dem Papa muß ich viel im Garten helfen, Blumen gießen, welke Blätter und Zweige abschneiden, die Vögel füttern und an den Blumen riechen. Dann habe ich doch auch viel Arbeit mit meinen Kindern, denn vier Kinder machen schon Mühe. Ich muß ihnen alle Sonntage frische Wäsche anziehen und sie waschen. Die Gretl (Kreling) wird schauen, was ich für gesunde Kinder habe. Ich bin jetzt aber auch eine wirkliche Mutter, weil ich so viel Kinder habe und Schlüssel zu meinen Schränken und ein ganzes Hauswesen, Küche und Keller. Ich kann auch schon Mandelmilch und Salat und andere gute Sachen kochen, und den Kindern und der Fräul'n schmeckt es und sie werden dick und stark. Meinem Papale bringe ich auch manchmal etwas von meinen Speisen, er sagt dann immer, es sei so kräftig gekocht und er kann nicht so viel davon essen. –

Ich muß meinem lieben Papa bei Tisch immer die Speisen auftragen und bedienen, denn es schmeckt ihm viel besser, wenn ich ihm das Essen bringe und ihn unterhalte; er ist auch sehr zufrieden mit mir, denn er kann sich ganz auf mich verlassen.

Ich habe wieder ein Fleißbillett bekommen und da hat mich der Papa recht beneidet. Er schenkte mir einen Zwölfer und den hebe ich bei meinem Vermögen auf.

Ja! ich habe schon sehr viel Geld verdient, und wenn jemand es nicht glauben will und darüber spottet, so will ich es lieber gleich sagen und auch herzeigen. Ich besitze ein Vermögen von

9 fl. 45 Kr. Das ist doch wirklich eine schöne Summe und alles habe ich mit vieler Mühe verdient. Heute Abend kommt meine Mama von Nürnberg zurück und mein lieber Schwager August (August Kreling, Direktor der Kunstschule Nürnberg), den ich noch lieber haben würde, wenn er ein bißchen mehr Haare hätte."

„Mein lieber Papa hat mir erlaubt, ins Theater zu gehen, weil eine sehr berühmte Schauspielerin, die Fräulein Goßmann, spielte. Das Stück heißt: „Die Grille" und hat mir sehr gefallen. Wir saßen in einer schönen Loge, und die Grille wurde sechsmal herausgerufen und immer kam sie gleich und war sehr erstaunt und erfreut. Der Theatersaal war ganz vergoldet und oben schwebte ein prachtvoller Lüster mit tausend strahlenden Gasflammen. In den Logen saßen viele elegante Damen, und in einer saß auch eine junge Prinzessin. Die habe ich immer angeschaut, weil sie eine Prinzessin ist, sie war ganz unbeweglich, wie eine Statue, nur zuweilen hat sie ihren Fächer auf- oder zugeklappt. Sie hat immer ganz starr vor sich hingeschaut, und wenn etwas Lustiges vorgekommen ist, hat sie gar nicht gelacht. Das war so langweilig."



Hier darf ich vielleicht zweier kleiner Episoden gedenken, die ich vor einiger Zeit aufschrieb und die hier ihren Platz finden können, denn sie spielten in diesen Jahren meiner Kinderzeit. Die erste heißt:

Clementine
Eine wahre Münchener Puppengeschichte

Es war vor nahezu fünfzig Jahren! Da ging es in der Gartenstraße 16 ½ (der jetzigen Kaulbachstraße) gar lebhaft und heiter zu. Im Hause meiner Eltern verkehrten große bedeutende Menschen der verschiedensten Richtungen und Gesinnungen, und besonders Sonntags konnte man dort eine Korona der interessantesten Männer, der lieblichsten Frauen und der holdesten Kinder finden. Einer der treuesten Freunde des Hauses war Professor Bluntschli mit Gattin und Kindern, die alle auch mit uns jungem Volk aufs beste harmonierten und einen sicheren Bestand unseres jugendlichen Freundeskreises bildeten. Als nun eines Tages die Kunde in unser Spielzimmer drang, daß Bluntschlis sich in derselben Straße ein Haus bauen würden, da war die Freude groß und wir bauten ohne Baukommission und obrigkeitliche Genehmigung ein Luftschloß nach dem andern auf dem großen, weiten Felde unserer kindlichen Phantasie. In ein paar Tagen schon sollte der Grundstein zu dem Hause gelegt werden, zu dessen Feier auch wir Kinder geladen waren. Zur Erhöhung der Festesfreude durften wir vorher unter dem sichern Schutze unserer treuen Erzieherin auf die Dult gehen, die damals zweimal jährlich auf dem jetzigen Maximiliansplatze ihre leichten, luftigen Zelte und Buden aufgeschlagen hatte. Das war unser Paradies! Denn was gab es Schöneres und Beglückenderes, als vor den langen, mit rotem Tuch ausgeschlagenen Tischen zu stehen und die ungezählten Herrlichkeiten zu betrachten, die da aufgetürmt in großen Schachteln und Körben lagen! Daß auf einer roten Fahne mit großen Lettern



Studie

geschrieben stand: „Stück für Stück drei Kreuzer" – erhöhte in unsern Augen nur den Wert der Kostbarkeiten! Hier also durfte jedes von uns Kindern sich etwas recht „Schönes" aussuchen, und ich schwankte lange zwischen einem Christus am Kreuz, einem wunderbaren Kaleidoskop und einer kleinen fingerlangen Puppe mit Porzellankopf und ebensolchen Armen und Beinen. Nach ernsten, qualvollen Zweifeln entschied ich mich für die letztere, und glückstrahlend zogen wir weiter, ließen uns mit dem lustigen Kasperl in tiefsinnige Gespräche ein, fuhren auf einem wirklichen Schwan rund um die ganze Welt, bis es uns schwindlig ward, und sahen sonderbar gestaltete Damen und rätselhafte Naturwunder staunend an. Erfüllt von all dem Schönen kamen wir nach Hause, und das erste war, daß ich meiner Puppe einen würdigen Namen zu finden suchte. Mein Vater meinte, solch' kurze Person müsse notwendig einen langen Namen haben, und so nannte ich sie „Clementine". Weniger Kopfzerbrechen verursachte mir ihre Kleidung, denn ich wickelte das liebe Kind einfach in mein Schnupftuch und steckte es in die Tasche. Nachmittags nahm mich dann der Vater an der Hand, und wir zogen alle zusammen die Straße hinunter zu dem künftigen Bluntschli-Haus, zurzeit freilich noch ein öder großer Platz mit einzelnen Maueranfängen und einigen Bäumchen und Sträuchern. Dort waren schon alle Freunde versammelt, unter denen manche waren, deren Name heute noch die Welt erfüllt: Da war der Naturforscher Sieboldt, der berühmte Chemiker Liebig, der Rechtsgelehrte Pötzl, die Dichter Geibel und Grosse usw. Nun wurde eine Blechkiste in die Mitte des Kreises gestellt, und jeder der Anwesenden trat heran und legte eine Gabe hinein, begleitet von schönen poetischen Worten und sinnigen Gedanken. Da gab es Gedichte und Zeichnungen und verschiedene witzige und geistvolle Anspielungen, in irgend einer hübschen Form ausgedrückt. „Nun, Frosch", sagte

plötzlich mein Vater zu mir, „gib du auch etwas für den Grundstein!" Ich war zuerst erschrocken, dann geschmeichelt, und als Herr von Liebig mich freundlich an der Hand nahm, faßte ich mir ein Herz, schritt tapfer in die Mitte des Kreises, zog meine süße Clementine aus der Tasche, enthüllte ihre Reize vor aller Augen und bettete sie sorgsam und mütterlich zwischen die Urkunden und Geistesergüsse. Dann wurde die Kiste feierlich geschlossen und unter Hurra und Jubelrufen in den Grundstein versenkt. – „Papa, wann krieg ich denn meine Clementine wieder?" war das erste, was ich meinen Vater auf dem Heimweg frug. Die Antwort muß nicht recht tröstlich gelautet haben, denn der schöne Tag endete für mich in endlosem Geheul, und unsre „Fräul'n" hatte ihre liebe Not, meine trostlosen Klagen nach Clementine etwas zu beruhigen. Am andern Tag ging sie mit mir wieder auf die Dult, und diesmal wählte ich mir zum Trost „Christus am Kreuz"; denn auch ich hatte schon mein Kreuz zu tragen durch den Verlust Clementinens.

Die Jahre vergingen. Fast alle, die bei dem Feste zugegen waren, sind dahin, und nur wenige mehr werden sich dieses Tages erinnern können. Vor einigen Jahren nun gehe ich eines Tages mit meinem Enkel durch die Kaulbachstraße und sehe zu meinem Erstaunen, daß das Bluntschli-Haus abgerissen wird und man gerade daran ist, auch die Grundmauern abzutragen. Wie bekannt kommt mir auf einmal das ganze Bild, die ganze Umgebung vor! Ohne daß ich mir meiner Schritte bewußt bin, stelle ich mich auf die Trümmer, und nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen – das alles hab ich schon einmal so gesehen, hier stand ich schon einmal, da neben mir mein Vater, und dort, dort muß der Grundstein liegen! –

Ein paar Worte und ein Händedruck dem Polier, und wenige Tage später steht die Blechkiste geöffnet vor mir, ein Haufen vermoderter gelber Blätter, zerbröckelter Trümmer, undefinierbarer

Stücke erfüllen den kleinen Raum, und ein häßlicher Modergeruch steigt mir in die Nase. Ich suche umher in dem Chaos, da, — etwas Hartes, Weißes, ein Arm, ein Kopf, zwei Füße und noch ein Arm, es ist kein Traum, meine Frage: „Wann krieg ich meine Clementine wieder?", heute ist sie erst beantwortet worden: ich halte die Verlorene in den Armen. Freilich ist ihr Leib dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen und nur ihre Seele, der Kopf und die schwellenden Glieder sind der Nachwelt erhalten. Wie mutets mich aber sonderbar an, daß diese paar elenden Reste alles sind, was von den vielen guten Wünschen und hoffnungsreichen Zukunftsträumen übrig geblieben ist! Die freundlichen Geber und all die großen Menschen sind längst dahin — daß Clementine aber vor all den bedeutenden Geistern ihre Auferstehung feiern würde — wer hätte das gedacht?



Eine kleine Episode (nach dem Leben geschildert)

Moritz von Schwind und Wilhelm Kaulbach hatten sich in irgend einer künstlerischen Frage überworfen und keiner wollte, da beide hitzige und empfindliche Naturen waren, den Weg zur Versöhnung zuerst einschlagen — trotz ehrlichster Bemühung der Freunde.

Da fügte es die hohe und unberechenbare Majestät des Zufalls, daß beide Künstler eines Vormittags in der Akademie, wo

sie ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten, zur gleichen Stunde jenes stille Gelaß aufsuchen wollten, welches der Mensch am liebsten allein beherrscht. Die alten Freunde und neuen Feinde treffen sich also vor der unscheinbaren Tür; eine peinliche Verlegenheitspause legt sich beklemmend auf die Szenerie. Dann bietet jeder dem andern mit artiger, aber äußerst reservierter Haltung den Vortritt an; ohne eine Miene zu verziehen versichern beide pantomimisch ein — „nach Ihnen!" — Endlich stürmt Schwind, dem diese zeitraubenden Höflichkeitsbezeigungen schon allzu lange dauerten, die Festung. Doch o Graus! die Tür ist von innen versperrt!! Nun ist guter Rat teuer. Das Komische der Situation macht auf die beiden Humoristen unverkennbare Wirkung, denn es blitzt und zuckt in den verschiedenen Augenwinkeln lustig auf. Doch noch ists nicht so weit! Die grimmigen Gesichter klären sich aber allmählich auf, sie werden heller und sonniger; man findet Worte des Bedauerns, man lächelt, man schimpft gemeinsam auf den stummen Gast da hinter der Tür, man lacht, und als sich endlich die Pforte auftut und — Piloty heraustritt, erstaunt und unschuldig wie Susanne in „Figaros Hochzeit" — da ist beinah das Eis schon gebrochen. Aber höflich wie die beiden in diesem kritischen Momente doch zu sein bestrebt sind, wartet nun einer auf den andern und gehen dann zusammen wieder zu den Ateliers zurück. Hier will Kaulbach sich verbindlich und gemessen von Schwind verabschieden, doch dieser, einer plötzlichen Eingebung folgend, lädt den Kollegen ein, einen Moment hereinzukommen; es sei gar manches Neue entstanden, das er ihm zeigen möchte. Kaulbach folgt der Aufforderung, noch kühl bis ans Herz hinan, und so stehen die beiden Künstler sich wieder einander gegenüber. Aber diesmal umschweben sie milde und holde Geister und hilfreiche Elfengestalten. Kaulbach hatte lang nichts mehr von Schwinds Arbeiten gesehen und nun findet er sich auf einmal mitten in des

Künstlers poetisches Zauberland versetzt. Da hängen die wohlbekannten Skizzen vom Aschenbrödel, dort gucken Zwerge und Nixen, Kobolde und Wichtelmännlein lustig und schalkhaft, drohend und übermütig aus den Büchern und Mappen, die Schwind alle vor ihm ausbreitet; — Kaulbach sagt wenig, aber die Augen, die immer sein Hauptsprachwerkzeug waren, sprechen um so mehr. Und nun bringt Schwind, der diese Sprache wohl gut versteht, noch die Blätter zu den sieben Raben herbei. In seiner bestrickend liebenswürdigen, gemütlich kindlichen Weise gibt er dem Kollegen seinen Kommentar dazu: die Gestalten bekommen Leben unter der begeisterten Schilderung, er selbst ist ergriffen und hingerissen —; wie nun gar am Schlusse die sieben Brüder, von bösem Spuk und Bann befreit, vor der holden Schwester stehen und sie mit all der schönen Liebe umfangen und umjubeln, da wendet Kaulbach sich plötzlich zu Schwind, und mit einem „laß Dich umarmen, alter Freund, Du bist ein gottvoller Kerl" sinken sich die beiden in die Arme, klopfen sich auf den Rücken und drücken sich wieder und wieder die Hände. „Weißt Kaulbach, die Stund aber sollten wir feiern — gehn mir schöppeln!!!" meint Schwind, als sie gleich darauf die Akademie verlassen und ihre Schritte heimwärts zum lecker bereiteten Male lenken. Kaulbach weiß Rat dafür. Nur ein Gläschen Wein und ein paar Austern sollten bei Queroy in der Ludwigstraße, damals dem größten und beinah einzigen Delikatessengeschäft Münchens, verzehrt und dann rasch zum häuslichen Herd geeilt werden. Bei Queroy in dem kleinen Stübchen ist der Wein so herrlich und sind die Austern so schmackhaft, und der Gesundheiten müssen so viele getrunken werden, deshalb sollte — so war die beste Absicht — eine Botschaft an die wartenden Gattinnen gesandt werden. Aber, Frau von Kaulbach wartet, Frau von Schwind wartet — die Essenszeit, drei Uhr, ist längst vorüber, von den Gatten ist nichts zu sehen — und keine Bot=

schaft, keine Absage kommt zu der harrenden Familie. In der Garten-, jetzt Kaulbachstraße, pendelt man vor dem Haustor hin und her, die Tochter wird als Vorposten an die Straßenecke geschickt, um sogleich beim Anblick des Vaters im Galopp der Mutter die Nachricht in die Küche zu melden – „denn der Vater wird einen fürchterlichen Hunger haben!" – Doch umsonst. Es wird sechs, sieben Uhr. Die Gesichter werden immer verstörter und ängstlicher, und betrübt schleicht man ums Tor herum. Da naht der alte Freund Philipp Foltz (Maler und später Galeriedirektor), der um diese Zeit seinen Besuch bei der Familie Kaulbach zu machen gewöhnt ist. Er weiß nichts von den Sorgen und macht sich, nachdem er von allem unterrichtet ist, sogleich auf die Suche, d. h. er rennt auf die Akademie, läßt sich das Atelier aufschließen und sucht – so pflegte später Kaulbach mit Vergnügen zu erzählen – hinter all den großen Kartons, dem Nero, Arbuez, Salamis, nach der Leiche des Künstlers. Foltz kommt wieder zurück, und nun stehen alle auf der Straße und haben an ein paar nachbarlichen Freunden tröstende Gesellschaft gefunden. Es wird dämmrig, und die Wartenden sehen teilnahmlos die Menschen an sich vorübereilen. Wahrhaft peinlich wirkt auf sie in ihrem Schmerze der Anblick von zwei Gestalten, die jetzt in die Straße einbiegen, in offenbar heiterer Stimmung fest ineinander eingehängt. Sie lösen sich aus dem Dunkel immer mehr und mehr los, und Foltz meint halb in Gedanken: „der kleine Dicke hat ganz die Figur von Schwind." – Mit einem strafenden Blick auf den alten Freund spricht Penelope: „Ach dann ist doch Kaulbach sicher nicht in der Nähe!" und wendet sich mit einem gramvollen Seufzer, wenig erbaut von diesen lockeren Kumpanen, dem Hause zu. Aber die beiden kommen immer näher, schon unterscheidet man die Stimmen, und einzelne Worte werden hörbar, wie: „Famoser Chablis – siehst es, des hamma fein g'macht. Der Piloty ist ein

guter Regisseur" – da – sie sinds! Er ist's! Gott Lob und Dank! Und mit einem Jubelruf stürzen Mutter und Tochter auf den Wiederkehrenden zu, der sehr vergnügt und erstaunt über diesen leidenschaftlichen Willkomm die Frage tut: Aber Josephine, hast Du denn meinen Zettel nicht gelesen, worin ich . . . . . . „Nichts ist angekommen, nichts habe ich gelesen, wo warst Du denn um Gotteswillen so lange?" Na da soll doch gleich! – Schwind sag mir nur, wo hab ich denn den Zettel – und alle vereinigen sich, um in Kaulbachs Taschen zu suchen. Frau von Kaulbach bringt endlich ein gefaltetes Papier zum Vorschein, und während Schwind unter Lachen und Klagen jammert: „O wehe weh, wie wird's mir erst gehen, wenn ich heim komme!" – liest sie mit lauter Stimme: „Erwarte mich nicht, komme wegen wichtiger Sitzung erst später. Dein fleißiger Ehegespons."



Des Vaters Atelier in der alten Akademie war, wenn man die heutigen raffiniert und luxuriös ausgestatteten Räume der Künstler betrachtet, eher eine Werkstatt, ein Arbeitsraum zu nennen. Es zeichnete sich durch Einfachheit, beinahe Nüchternheit, aus, und fast der einzige Schmuck des hohen weiten Raumes waren eben des Vaters Bilder, die an den Wänden hingen oder auf dem Boden kulissenartig standen. Weil ich mich des Vaters im Winter nur in pelzgefüttertem langen Rock erinnern kann, wenn ich ihn besuchen durfte, schließe ich, daß es dort wohl auch nicht allzu warm gewesen sein mag. Ein Abguß des Koloß von Rhodus (wohl 7—8 Meter hoch), von dem das Atelier den Namen Koloßsaal hatte, und mehrere andere Gipsstatuen machten den Raum gerade auch nicht wohnlicher. Da man aber in damaliger Zeit noch nicht den ausgebildeten Sinn für Atelierausstattung hatte, fiel es niemand ein, etwas anderes als eben nur die Bilder darin zu suchen. Jetzt ist es oft umgekehrt. — Als dann der Vater im Jahre 1869 gelegentlich der Heiligsprechung des Inquisitors Arbuez in Spanien unter dem Eindruck seiner Erregung über einen solchen Akt des Fanatismus die gewaltige und große Kohlenzeichnung „Peter Arbuez läßt eine Judenfamilie wegen ihres Glaubens verbrennen" an eine leere Wand des Ateliers warf, da bekam der Raum dadurch etwas Unheimliches, Dämonisches. Durch dieses Bild machte er sich in gewissen Kreisen zu einem der bestgehaßten Menschen, doch hielten die paar neuen guten Freunde den vielen Feinden die Wage. Zum Beispiel ist in diesem Jahre die innige Freundschaft mit Stiftsprobst v. Döllinger entstanden, die bis zum Tode währte. Wir besitzen eine ganze Arbuez-Literatur, und es ist höchst interessant, in den Papieren zu blättern. Damals wallfahrteten die Menschen in das Atelier; es mußte eine Barriere vor dem Bilde gemacht und Polizei aufgestellt werden, damit die Schreiber der vielen Drohbriefe nicht etwa „Lied zur



Das Atelier Wilhelm Kaulbachs

Tat" machen konnten. Der Karton, den der Vater dann nach diesem ersten Entwurf zeichnete, ist nach Amerika gekommen, die Kohlenzeichnung an der Wand aber fiel der Zeit zum Opfer, und es brauchte nur den dicken Pinsel eines bescheidenen Anstreichers, um das leidenschaftliche, vielumstrittene Werk zu beseitigen.

In seinem Atelier bekam der Vater oft hohen Besuch und hatte sich das Vorrecht eingeräumt, sich niemals bei der Arbeit stören zu lassen. Besonders beehrte ihn oft die Königin Marie. Ob der Vater nun hoch oben auf der Leiter stehend oder unten an einem Bilde arbeitete, es war ihm ganz gleich, wer ihm dabei zuschaute, ja, er vergaß oft ganz die Anwesenden und gab halb gedankenlos Antwort. So war er eines Mittags zu einem Diner bei König Ludwig II. eingeladen gewesen, hatte aber gar keine Lust und Laune hinzugehen, ließ sich also wegen Krankheit entschuldigen. – Am selben Tage, während er intensiv an seiner Arbeit im Atelier sitzt, kommt die Königin. Nach der ersten Begrüßung nimmt der Künstler den Pinsel wieder zur Hand und ist weit weg in seinem Phantasienlande. Da sagt die Königin: „Apropos, lieber Kaulbach – ich höre, Sie sind krank! Was fehlt Ihnen denn, Sie sehen doch so frisch und gesund aus!?" – „Ich?" sagt Kaulbach zerstreut, „ich war noch nie so wohl wie heute, Majestät!" Die Königin soll nicht lange im Atelier verweilt haben, und zum Diner wurde der Künstler auch nicht mehr geladen.



An den langen Winterabenden liebte es Papa sehr, während ihm vorgelesen wurde, auf kleine Blättchen Papier Zeichnungen meist satirischen Inhalts zu skizzieren. Auch befaßte er sich gelegentlich mit dem Korrigieren meiner Zeichnungen; da er aber immer wollte, ich sollte „hier diese Zuckerdose", „dies Tintenfaß" oder gar den Venuskopf, seinen Liebling, abzeichnen, und ich damals noch gar keine Lust hatte, so kam ich bei solch gründlichem Studium unter seiner Aufsicht nicht recht weit. Er ließ sich aber von mir, die ich damals ganz hingerissen von Dielitzschen Indianergeschichten und von Coopers Lederstrumpf war, geduldig einzelne besonders interessante Stellen vorlesen und machte mir sogar sehr schöne Zeichnungen vom kühnen Pfadfinder und dem edlen Indianerhäuptling Chingcachcook. Als ich dann in meiner Begeisterung nichts Geringeres unternahm, als einen Urwald zu komponieren, half der gute Vater mir mit rührender Geduld, aus verschiedenen Büchern die Pflanzen und Tiere, wie sie eben in einem ordentlichen Urwald gebräuchlich sind, auszusuchen und auf das Bild schön nebeneinander hinzustellen. Mit der Ausführung der wilden Tiere beehrte ich meinen Vater, die Menschen, die den Mut hatten, sich in dieser Wildnis aufzuhalten, durfte mein guter Kamerad, Bruder Hermann, zeichnen, ich selbst aber übernahm die Pflanzen und Bäume; denn diesen fühlte ich mich vollauf gewachsen, besonders seit ich auf Papas Rat im Palmenhaus des Botanischen Gartens Studien nach der Natur gemacht hatte, um mein herrliches Bild recht realistisch zu gestalten. Einmal gab ich dem armen Vater ein ganzes Buch Indianergeschichten mit in sein Atelier und bat ihn, doch ja darin zu lesen, wenn er gerade müde vom Malen sei. Von dem Buch sah ich natürlich niemals wieder eine Spur, denn des Vaters Ordnung auf dem berühmten Tisch war geradezu genial, obwohl er behauptete, er fände jede Stecknadel, und er sonst von peinlicher Akkuratesse war.

Trotzdem Papa zu Hause gerne über seine Bilder und Pläne sprach, liebte er es doch nicht sonderlich, wenn wir ihn oft in seinem Atelier besuchten. Nur wenn er es besonders wünschte, ging Mama mit mir hin, und ich durfte in allen Ecken herumstöbern und mir alles betrachten. Er war dann immer sehr gut gelaunt und ließ uns interessante Blicke in seine Werkstatt tun. Solche Besuche kamen aber doch verhältnismäßig so selten vor, daß sie immer für mich ein Ereignis waren, besonders da Mama sie mit einer gewissen Feierlichkeit in Szene setzte. Diese heilige Scheu vor Künstlerateliers habe ich mir deshalb, ganz gegen alle Mode, nicht mehr abgewöhnen können.

Als Kind jedoch mußte ich öfter dem Vater als Modell dienen. Zu einem der Kinder auf Werthers Lotte, zum Dornröschen, durfte ich ihm sitzen, und bei „Lillys Park" war ich insoferne beteiligt, als ich in unserem Garten die Hühner, Tauben, Enten zu jagen und zu locken suchen mußte, damit Papa, der in der Nähe saß, sie zeichnen konnte.

Einmal aber erinnere ich mich sehr genußreicher Stunden, die wir an einem Vormittag im Atelier zubrachten. Franz Liszt „mit Gefolge" war in München, und Papa hatte die ganze Gesellschaft, darunter den ausgezeichneten Violinspieler aus Ungarn, Remenyi, und einen jungen Schüler Liszts eingeladen, in seinem Atelier zu musizieren. Die Eltern hatten einen Konzertflügel dahin schaffen lassen, ein feines Frühstück war bereit, und nun wurde in dem schönen akustischen Raume ganz wunderbar musiziert. Papa schwamm in Entzücken, und alles war begeistert und animiert.



Daß Papa ein sehr gütiger und nachsichtiger Vater war, glaube ich schon bewiesen zu haben. Er war immer meine letzte Instanz, an die ich mich niemals umsonst wandte mit meinen kleinen Angelegenheiten, und Mama hatte da so manches wieder auszugleichen. Ein einziges Mal aber habe ich diesen guten Vater mir gegenüber sehr zornig gesehen. Ein Gegenstand der größten Angst war für mich als Kind der Schimmel des Malers Feodor Dietz. Öfters kam Herr Dietz auf dem gutmütigen Tier in den Garten geritten, aber ich dummes Ding fürchtete mich immer ganz greulich. Papa verlangte nun einmal, um mir diese Angst abzugewöhnen, ich solle auf dem Schimmel spazieren reiten. Ich dieses hören, und ohne lange zu zögern Reißaus nehmen, war eins! Papa aber, der sehr gut laufen konnte, mir nach, und so ging die Jagd durch den ganzen Garten. Ich suchte natürlich immer die engsten und krummsten Wege auf, da ich hoffte, Papa als der Ältere werde wohl endlich müde werden oder gar stolpern und hinfallen! Das war jedoch Täuschung; denn auf einmal hatte er mich beim Flügel. Ich sehe ihn noch vor mir stehen: seine klaren blauen Augen blitzten ordentlich und er war sehr, sehr böse, das gab er mir furchtbar deutlich zu verstehen! Dann führte er mich in sein Zimmer, wo ich den ganzen Tag eingesperrt bleiben sollte; nur eine Semmel durfte ich mit meinen Tränen netzen. Da saß ich denn und heulte. Doch blieb mir Zerstreuung nicht aus. Dem Fenster gegenüber, im Taubenhaus, wurde es auf einmal lebendig Dort hatten Papas Lieblinge ihr schönes, luftiges Heim. Mein Bruder und sein Freund Rudolf K. hatten der Versuchung nicht widerstehen können, das Taubenhaus zu erklettern und die Jungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Die geängstigten Tiere flatterten und piepsten ganz jämmerlich und erregten dadurch Papas Aufmerksamkeit, der alsbald Schimmel und Tochter vergaß und die beiden Buben mit gewaltiger Stimme herunterbefahl. Wie

ich sicher annehme, ereilte sie alsbald ein großes Strafgericht auf dem wohl nicht ungewöhnlichen Wege. Ich in meiner Klausur wurde aber durch diese größere Untat zur stillen Dulderin. Entweder war Papas Zorn verflogen oder er hatte mich vergessen, kurzum, ich witschte lautlos (von unsichtbarer Hand wurde leise die Türe geöffnet) hinaus und ließ mich an diesem Tage vor Papas Antlitz nicht mehr blicken. Sicher aber ist, daß ich später noch oft auf dem Schimmel geritten bin! –

Meine Eltern hatten beide große Liebhaberei für jegliche Art von Tieren (Mäuse und Ratten ausgenommen, die dem Vater so entsetzlich waren, daß man in seiner Gegenwart kaum den Namen aussprechen durfte). Außer einem großen Hühnerhof mit den kostbarsten Hühnern und Enten, die aber alle weniger von uns als von den Mardern und Katzen verspeist wurden, hatten wir die erwähnten weißen Tauben, die Papa immer selbst fütterte; dann, zur Verzweiflung der Nachbarn, schöne Pfauen, im Springbrunnen alte, bemooste Karpfen und Goldfische. An der Kette lag ein Marder oder ein Fuchs. In den Zimmern krabbelten langweilige Schildkröten und Igel. Ein zahmes Eichkätzchen trieb sich vergnügt auf Sofa, Tischen und Stühlen umher, teilte treulich unsere Mahlzeiten und beschloß sein Leben in dem Muff meiner Schwester Maria, die es eines Tags als kleine Leiche darin fand. Auch mehrere reizende Goldhähnchen waren unsere Spielkameraden. Daß alle diese „Haustiere" zu gleicher Zeit unsere Genossen waren, glaube ich nicht, doch erinnere ich mich, daß das Gartenzimmer viel von einer Menagerie hatte und kann mir denken, daß die Mutter mit ihrer peinlichen Reinlichkeit und Ordnungsliebe viel Arbeit und Schererei mit dieser unserer und ihrer Liebhaberei hatte. – Besonderes Interesse hegte der Vater für die Kreuzspinnen, die von ihm sorgsam gepflegt und gehütet wurden. Ein solches Riesenexemplar, welches am Hause sein Netz gespannt

hatte, wurde im Laufe des Sommers so zahm, daß es auf meinen Pfiff sich in Bereitschaft stellte und mir dann die Fliegen, die ich ihm brachte, ganz zierlich aus der Hand nahm. In Käfigen hielt die Mutter gerne verschiedene Singvögel. Die Schwalben nun gar fanden bei uns freies Asyl und stets offene Fenster! In des Vaters Schlafzimmer nisteten jedes Jahr ein oder zwei Paare, und jeden Morgen um drei Uhr öffnete er seinen Schlafgenossen das Fenster. Während eines Sommers beherbergte er sogar einmal eine einzelne unverheiratete Schwalbe!

Meine Schwester Maria erinnert sich, daß, als einmal ein heftiges Gewitter im Anzug war, der Vater einen Regenschirm nahm und im Garten verschwand. Als nun aber das Unwetter immer toller wurde, große Hagelkörner vom Himmel schossen und Papa immer nicht erschien, wurde nach ihm geforscht, und siehe da! — er stand ganz ruhig und geduldig an der Mauer, wo eine kinderreiche Amselfamilie ihr Heim aufgeschlagen hatte, und hielt während des ganzen Unwetters den aufgespannten Schirm über das Nest. Er selbst triefte natürlich vor Nässe, war aber sehr glücklich über seinen „gescheiten Einfall" und über das Vertrauen, welches ihm die kleinen Herrschaften entgegengebracht hatten. Denn sie hielten sich ganz still und schauten beruhigt dem Tosen des Sturmes und den herniedersausenden Hagelkörnern zu. Als sie aber groß und in ihrer musikalischen Ausbildung vollendet waren, lohnten sie die gute Tat, indem sie ihre schönsten Lieder auf dem großen Baume vor Papas Schlafzimmer sangen. Die Feinde der Vögel, die Katzen, wurden mit Leidenschaft verfolgt, heimlich und offen umgebracht. Die Kadaver wurden dann unter den Bäumen, vorzugsweise Obstbäumen, vergraben, und wenn wir uns das Obst recht schmecken ließen, sagte Papa, um uns zu necken: „Ja, das glaube ich wohl, daß das gut und saftig ist; es liegt aber auch ein herrlicher Dünger drunten, nämlich drei Katzen!" — Meine Mut-

ter erzog dann noch für uns oder für Freunde junge Hunde, und last not least erinnere ich mich noch dunkel an ein Schlangenzimmer, welches im Fremdenhäuschen etabliert war. Drei bis vier Schlangen krochen da auf dem Boden herum und wurden von meinem Bruder mit viel Liebe gehegt und gepflegt, bis sie eines Tages alle in den Garten entschlüpften. Der König dieser Menagerie aber und der Stolz der Familie war unser großer Neufundländer Ilsan. Bei einer Hundeausstellung im Glaspalast wurde er mit einem großen Preis ausgezeichnet und kam dann, mit Blumen und Würsten bekränzt, von dem treuen Gärtner Weber geführt, stolz nach Hause.



So regelmäßig wie die Schwalben stellten sich allsommerlich im Hause Wilhelm Kaulbachs einige durchreisende Freunde ein, darunter auch der Märchendichter Andersen. Er war eine merkwürdige Erscheinung: Von ganz ungewöhnlicher Größe und Magerkeit, hatte er in seinem Äußern etwas, das entschieden für die Darwinsche Theorie sprach: glattes, bartloses Gesicht, vorstehende Augen, die von großen Augendeckeln überschattet waren, prachtvolle Zähne und ganz unendlich lange Arme und Beine, die er niemals unterzubringen wußte und die ihm bei all seinen Bewegungen recht hinderlich waren. Dabei hatte er aber einen reizend liebenswürdigen, kindlichen Ausdruck, und wenn er in seinem etwas unbeholfenen gebrochenen Deutsch etwas beschrieb oder schilderte, und sich seine unschönen Züge belebten und vergeistigten, konnte man den Blick nicht von ihm wenden und war wie gebannt.

Allerdings war Andersen von einer Eitelkeit, die wohl manchmal ans Komische grenzte; doch zeigte sich diese bei anderen Menschen so fatale Eigenschaft bei ihm in liebenswürdiger, naiver und kindlicher Weise; er war so hocherfreut, so dankbar für die Ehren, die ihm dargebracht wurden, daß man ihm gewiß nicht böse sein konnte und jeglicher Spott verstummen mußte neben dem großen Kinde. Aber freilich, man durfte ihn nicht mit gewöhnlichem Maßstab messen; man mußte die Fähigkeit haben, ihn ganz anders als die Durchschnittsmenschen zu nehmen und sich in seine Welt, die immer eine Märchenwelt war, hineinzuversetzen. Seine Beschreibung des feierlichen Aktes, als der König von Dänemark ihm einen Orden überreichte, wußte er z. B. so poetisch und reizvoll zu gestalten, daß ich damals lange glaubte, es sei dies auch eines seiner Märchen und vergebens darnach in des Dichters Werken suchte; — welch glücklicher Mensch! — Seine Schwärmerei für das Ballett war auch ganz harmloser Natur. Er versäumte keine Vorstellung, in welcher die leichtgeschürzte Muse irgend welche

Rolle spielte; am nächsten Tag schnitt er uns Kindern aus Papier all die schönen Damen aus, die da ihre Künste gezeigt hatten, und konnte nicht genug erzählen von all' der Herrlichkeit. – Zu des Dichters sonderbarsten Eigenschaften gehörte aber wohl seine entsetzliche Furcht vor Hunden jeglicher Größe. Meine Eltern waren es so sehr gewöhnt, Andersen jeden Sommer zur bestimmten Zeit bei sich zu sehen, daß es ihnen sehr auffiel, als ein Jahr verging, ohne den alten Freund gebracht zu haben; und doch wußten sie, daß er durchgereist war. Im darauffolgenden Sommer aber erschien er mit gewohnter Pünktlichkeit und wurde von alt und jung mit Jubel begrüßt. „Aber Andersen", frug meine Mutter, „warum sind Sie im vergangenen Sommer nicht gekommen?" – „Ach, Frau von Kaulbach", erwiderte er etwas verschämt lächelnd, „ich war schon in dieser Straße, da steht ein ganz kleines Hund vor Ihr Haus und hat so bös geschaut, da bin ich schnell fortgegangen". Um solchen schrecklichen Fällen vorzubeugen, wurde später, war Andersen in Sicht, der große Neufundländer immer an die Kette gelegt – trotzdem getraute sich der große Mann nicht so ohne weiteres zum Gartentor herein; er läutete an, und wenn durch die Türspalte ein paar lange Arme erschienen, die hereinwinkten und in der Luft herumfuchtelten, da hieß es: „Aha, das ist der Andersen; führt ihn herein;" und man holte ihn ab und brachte ihn mit sicherem Geleite zur Familie.

Hatte sich nun Andersen auf diese Weise eingeführt, so lud der Vater, selbst ein großer Jugendfreund, sogleich eine ganze Kinderschar in's Haus; man versammelte sich im Garten und zog dann erwartungsvoll in das Gartenhäuschen, wo alle sich in einem großen Kreise herumsetzten. Die Spannung stieg auf's höchste, als endlich der Dichter mit freundlichem Lächeln hereintrat, sich einen ganz niedrigen Stuhl geben ließ, um näher bei uns zu sein, und dann begann, den atemlos Lauschenden seine herrlichen Mär-

chen vorzulesen. Es mag das Ganze wohl ein hübsches Bild für einen Künstler gewesen sein. So hörten wir, von Andersen selbst vorgetragen, das erhebende Märchen von dem häßlichen jungen Entlein, das eine angenehme Metamorphose durchmacht, indem es endlich als Schwan die Welt in Entzücken versetzt; dann die gruselige immer wiederkehrende Geschichte von dem Huhn, das sich eine Feder ausrupft und durch die böse Welt im Hühnerstalle zu einem entsetzlichen Fall Lex Heinze gestempelt wird; dann die merkwürdigen Erlebnisse der fünf Bohnen in einer Hülse, die durch Zufall und Geschick in alle Welt verstreut werden, und viele andere schöne Märchen mehr. Vierzig und mehr Jahre sind seitdem vergangen. Alle die, von denen Auerbach so hübsch sagt: „Gesegnet sei die Hand, die einem Kinde Freude bereitet" — sind tot. Und die Kinderschar? Zerstreut, in alle Winde verweht — gleich wie die „Fünfe aus einer Hülse".

Meine Schwägerin S. K. erzählt hier des weiteren eine hübsche Episode mit Andersen, den sie bei einem kleinen Familienessen im Elternhause traf.

„Man spricht stets von seiner Eitelkeit, und im Grunde des Herzens war er nicht eitler, als wir Menschen es alle sind, wir, die man eben frühzeitig lehrte, dieser Untugend ein dickes Mäntelchen umzuhängen. Er war nicht eitler als seine Kollegen, die modernen „Übermenschen", wenn sie hinter einer hohen, schwarzseidenen Halsbinde ihre Wäsche, ihre Gedanken, ihren Weltschmerz und — ihre Eitelkeit verstecken. Nein, Andersen versteckte nichts und so zeigte er auch offen seine Freude über das geringste Lob aus dem einfachsten Herzen. Daß er die Anerkennung ab und zu etwas provozierte — was lag daran, er verdiente stets noch mehr, als man ihm zu spenden imstande war. . . . . . . Während der Mahlzeit konnte ich wenig von dem Gespräche verstehen, welches auf der Seite, wo Andersen saß, geführt wurde. Nach Tische zog

sich der Dichter, welcher nicht rauchte, mit uns Damen in den Salon zurück und bat um eine Schere und einen großen Bogen Papier. Letzteres legte er sehr sorgfältig mit seinen weichen, geschmeidigen Fingern oftmals zusammen und schnitt mit großem Geschick die reizendsten Sachen aus, welche er an uns verteilte. Dabei erzählte er von seinem Leben, um dann unwillkürlich (wie es schien), den festen Boden des Daseins zu verlassen und ins Märchenland hinüberzuschweben, uns alle auf seinen ausgebreiteten Flügeln mit sich tragend. So erzählte er, wie er oftmals am Ufer des Meeres gesessen und in das Wasser geblickt habe. Einmal sei er auf der Mole weit hinausgegangen, habe tief unten ein Wrack liegen sehen, in welchem die Fische ein und ausschwammen. Da habe er bemerkt, wie ein großmächtiges Tier etwas im Maule mitschleppte, was ihm die anderen nicht gönnen wollten, und als er genauer hinsah, war es eine kleine, goldene Krone — und nun setzte seine Phantasie ein und entrollte Bild um Bild. Wir saßen atemlos lauschend. Manche von uns verbargen heimlich ihre Tränen, denn wir erlebten auch Trauriges mit unserem Dichter, der da vor uns saß und mit seinen rastlosen Fingern die Schere dirigierte, um — Ballettänzerinnen auszuschneiden. Als er mit seiner Erzählung zu Ende (oder endete er, weil er mit seinem Papier fertig war?), breitete er vor uns einen ganzen Zug ausgeschnittener Ballettmädchen aus, die sich an den Händen hielten, die Füße in der Luft, und Andersen war selig über sein gelungenes Werk. Er freute sich mehr über unser Lob darüber, als über den Eindruck, welchen seine Geschichte gemacht hatte.

Zwei Jahre später traf ich den Dichter ebenfalls bei Kaulbachs. Er hatte einen Dänen bei sich, den er als seinen Begleiter und Schüler vorstellte. Der junge Mann war mein Tischnachbar und wußte viel von dem Zusammensein mit dem Meister zu erzählen; allerlei kleine, liebenswerte Züge, die ich glaubte, niemals verges-

sen zu können, und welche nun doch durch die Zeit auf der Gedankentafel ausgelöscht oder verwischt wurden. Als das Diner beinahe beendet war, meldete man, daß die Kinderfrau mit meiner kleinen Tochter, die damals etwas über ein Jahr alt war, im Garten sei. Kaum hörte Andersen davon, als er den Wunsch aussprach, die Kleine zu sehen. Da ich aber wußte, wie ungnädig das Kind gegen Fremde, besonders gegen das stärkere Geschlecht sein konnte, hoffte ich, der Meister würde seine freundliche Absicht in fünf Minuten vergessen haben. Aber bewahre! Kaum wurde die Tafel aufgehoben, war er schon an meiner Seite und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Jetzt wollen wir das kleine Tochter aufsuchen!" Da ich neuerdings durch den Artikel des Herrn Clemenceau erfahren habe, daß Andersen ein Kinder*feind* gewesen, freut es mich doppelt, hier das genaue Gegenteil feststellen zu können. Wie groß war damals sein Eifer, mit dem er, um die Wette mit mir, den Namen der Kleinen in den Garten hinausrief! Wir fanden es im Grase neben der Wärterin sitzend und mit einem hölzernen Hanswurstel spielen, der seine Arme und Beine in die Höhe warf, wenn man an einem Faden zog. Andersen kniete sich neben das Kind, aber — statt eines ungnädigen Empfanges, wie ich befürchtet, streckte es ihm sofort seinen Hampelmann entgegen. Andersen ließ ihn tanzen, im Grase hüpfen, und die *beiden* Kinder lachten und jubelten. Als ich erinnerte, daß es wohl Zeit sei, zur Gesellschaft zurückzukehren, schien es, als müsse sich Andersen erst einen Moment besinnen, um aus den Kinderträumen in die Wirklichkeit zurückzukehren. Er nahm die kleine Hand meines Töchterleins, wandte sich zu mir und sagte: „Ich würde sie gerne küssen, aber ich bin eine alte Mann, sie möchte sich erschrecken, aber", — und dabei nahm er den Hampelmann und drückte dessen nicht mehr ganz sauberes Gesicht an seine Lippen — „aber wenn sie wird groß sein, so groß, um meine Märchen zu

lesen und ich lange schon tot bin – lange schon – dann erzählen Sie ihr von mir und wie schön wir zusammen spielten. Dann sagen sie ihr, daß ich diesen Spielzeug geküßt – und du – sprach er zum Hampelmann, hebe das Küßchen bis dahin auf und gebe es ihr wieder – hörst du?" Dabei standen Tränen in den guten, kindlichen Augen des großen Mannes. Der Hampelmann fand aber noch am selben Nachmittag, daß das Leben kurz sei, besonders wenn es, wie bei ihm, nur an einem Faden hing. Ich rettete noch seinen Kopf und habe ihn bei meinen „Souvenirs sentimentales" aufgehoben. Das Baby aber von damals liest jetzt ihren Kindern die Märchen des großen Dichters vor, und ab und zu bekommen sie noch die Extrageschichte erzählt vom Andersen und dem Hampelmann!



Ein treuer Freund und Zugvogel war auch der gute alte Freund Louis Asher aus Hamburg. Israelite von Geburt, zeichnete er sich durch große Belesenheit und Schärfe des Verstandes aus; dabei hatte er einen köstlichen, trockenen Humor, der oft die tiefsten Falten auf des Vaters Stirn glättete. Seine Kunst, Anekdoten zu erzählen und sie vor allem richtig anzubringen, ist uns allen unvergeßlich. Er war Maler, doch brachte er, da er allzu kritisch und nie zufrieden mit sich war, selten etwas fertig, malte vielmehr Jahre lang mit rührender Geduld und Ausdauer an einem und demselben Bilde. Jedes Jahr brachte er dies unfertige Werk mit nach München und versicherte jedes Jahr: „Ja, nun hab ich's gefunden, nun werde ich in vierzehn Tagen fertig sein." Von ihm, respektive über ihn, existieren in unserer Familie manche Anekdoten, die seine etwas geniale Ordnung und seine jugendliche Begeisterung für die Kunst charakterisieren.

Auf einer Partie nach Oberaudorf, welche Papa mit Kreling, Asher, meinen Geschwistern und noch mehreren Freunden machte, sollen sich die drei Maler im Walde gelagert haben, um Skizzen zu malen. Asher, der seine Farben, Pinsel und Palette aus der Rocktasche zog und alles auf dem Waldboden ausgebreitet hatte, suchte sich nun mit den anderen einen schönen Vorwurf. Da kam eine muntere Viehherde, und ehe der Künstler es sich versah, waren sämtliche Malrequisiten zu einer breiigen Masse zertreten. Die letzte der Kühe fand sich sogar veranlaßt, gerade auf der Palette des Sprachlosen ein sichtbares Zeichen ihrer Anwesenheit zurückzulassen. Als er dies beobachtete, sah er fröhlich auf das Zerstörungswerk und rief dann in heller Begeisterung: „Aber sieh mal, Kaulbach, was das für herrliche Töne geworden sind. Sieh nur, wie diese Farbenmischung prächtig wirkt, ich hätte ja niemals solch' Rembrandtsche Stimmung auf die Palette zaubern können." — Der Aufenthalt Ashers im Elternhause war jedes Jahr auf

vierzehn Tage berechnet, dehnte sich aber immer bis in den Spätherbst aus, und nur ungern sahen wir alle ihn dann scheiden. — Auch Ferdinand Kürnberger[1]), der geistreiche Sonderling, brachte oft mehrere Wochen bei uns zu. Er sprach oft tagelang kaum ein Wort, um dann plötzlich von geistvollen Reden und interessanten Bemerkungen zu sprühen. Ich sah ihn zeitweise stundenlang im Garten auf und ab gehen uud heftige, leidenschaftliche, von Gebärden begleitete Gespräche mit sich selbst führen. Kürnberger kam noch im Jahre 1879 als kranker Mann zu Mama und hoffte sich in deren guter Pflege zu erholen. Er wohnte mehrere Wochen im kleinen Fremdenhäuschen an der Königinstraße, doch verschlimmerte sich sein Leiden derart, auch war die Pflege durch Kürnbergers Sonderbarkeiten für Mama so erschwert, daß der Arzt darauf drang, den Kranken ins Krankenhaus zu transportieren, wo er dann nach mehreren Wochen starb.

Des Vaters Lieblingsaufenthalt war im Sommer die große Veranda an der Königinstraße, von der aus man eine herrliche Aussicht auf die Wiesen und den Kanal mit den Möven im Englischen Garten genoß. Da aber durch das Wachstum der Bäume die Aussicht in Gefahr war, ganz zuzuwachsen, so ließ Papa im ersten Morgengrauen die größten, von ihm bezeichneten Äste heimlich absägen, auch die frischen Wunden, die zu Verrätern werden konnten, mit Teer bestreichen und freute sich, nachdem das Manöver oft wiederholt werden mußte, wie ein Kind an seiner selbstgeschaffenen Aussicht. Dann lud er den Inspektor des Englischen Gartens freundlichst ein, den Blick von der Veranda aus zu betrachten, was der Ahnungslose, sehr geschmeichelt, gerne annahm. Das „Reineke Fuchs-Gesicht" des Vaters bei diesem Besuch ist mir unvergeßlich.

[1]) Bekannter Schriftsteller.

Der Vater hatte große Freude an Musik, soll auch als junger Mensch hübsch gesungen haben. Doch konnte er sich nur für wirkliche Melodie, wie er es nannte, erwärmen. Als die „Meistersinger" hier zum erstenmal gegeben wurden, war er auch im Theater und sagte dann zu seinem Gaste, Kapellmeister Herbeck aus Wien: „Wie schön müßte das klingen, wenn diese Musik nicht dabei wäre!" Dagegen machte ihm eine Beethovensche Sonate großen Genuß; er hatte darunter seine besonderen Lieblinge. Z. B. nannte er das Andante aus der des Dur-Sonate das Goldbrokatene, das meine Schwester Maria ihm unzählige Male vorspielen mußte. Auch das Septuor hörte er unendlich gerne, und wenn er guter Laune war, probierte er oft zu singen; wollte dies aber nicht so recht gehen, konnte er ganz böse werden und rief aus: „Ach, wenn ich Stimme hätte, ich würde prachtvoll singen, da solltet ihr euer blaues Wunder hören und sehen." Das Quintett aus „Cosi fan tutte" war nun gar sein höchstes Entzücken, und wenn es irgend möglich war, mußten wir ihm dies vorsingen. Auch unter den Liedern hatte er viele, die er jeden Sonntag von mir hören wollte. Da kam zuerst Schubert, Schumann und dann Hornstein[1]) an die Reihe. Wenn ich probierte, etwas neues einzuschmuggeln, merkte ich schon an seinem Gesicht, daß ihm dies nicht gefiel; er war zerstreut und paßte nicht recht auf. Dann rief er endlich: „Ach sing' doch mal wieder das von der Nachtigall, oder das mit den schönen Akkorden!" (Abendrot von Schubert). Da hatte ich dann keinen eifrigeren Zuhörer, als den Vater. So wurde also viel und gut musiziert im Elternhause, und jeder tat sein bestes, ihm ein befriedigtes Lächeln, ein freundliches Brummen abzugewinnen. Doch konnte er, wenn er sich etwas in den Kopf setzte und sich einbildete, das und das müßte schön sein oder melodisch klingen, seine Umgebung oft recht quälen. So gedenkt

[1]) Baron Hornstein, Musiker.



Studie

mein Mann noch mit Schaudern an einen Nachmittag, in meinem Elternhaus. Er war damals ungefähr zwölf Jahre alt und hatte erst vor kurzem das Violinspiel angefangen. Zufällig war davon die Rede, und Papa sogleich ganz begeistert bei dem Gedanken, wie herrlich das klingen müßte. „Diese schönen, klagenden Töne, ach, das muß ja gottvoll sein! Ich bitte dich, mein Junge, gehe nach Hause, hol deine Geige und spiel mir etwas recht Melodiöses vor!" Es half nichts, daß die ganze Familie dem kleinen Künstler in seiner Versicherung beistand, daß er noch lange nicht schön spiele, denn in einem halben Jahr sei dies bei der Violine nicht möglich; nichts wirkte, Papa blieb unerschütterlich. „Tut nichts, spiele mir nur eine ganz einfache Melodie." Papa hatte sich's in den Kopf gesetzt, und so mußte der unglückliche Junge rasch sein Instrument holen. Zitternd fing er dann mit Marias Begleitung zu spielen an, doch es dauerte nicht lange, so änderten sich schon Papas Züge, und plötzlich rief er: „Hör' auf mit deinem Eulengekrächze!" Das war nun freilich eine starke Enttäuschung, und mit den Tränen kämpfend, packte der junge Virtuose seine Geige zusammen und lief fort. Auf der Straße ließ er dann seiner Tränenflut freien Lauf und schluchzte so laut und herzbrechend, daß der Wachtposten am Kriegsministerium sein hartes Soldatenherz erweichen fühlte und hinüberrief: „No, was ist denn da passiert?" Am anderen Morgen aber kam mein Bruder, von Papa gesandt, zu dem Unglücklichen und richtete viele Grüße aus, er möge doch kommen. Obwohl nun K. kurz vorher bei seiner Männerehre einen furchtbaren Schwur getan hatte, nie mehr dieses Haus zu betreten und die ganze Familie mit Verachtung zu bestrafen, so fügte es ein guter Geist, daß der gräßliche Schwur nicht ausgeführt wurde, denn zur selben Stunde sah man die beiden Freunde Arm in Arm in die Gartenstraße einbiegen. Am Tor des Kaulbachhauses aber stand Papa, ein großes Stück Zwetschgenkuchen in der Hand hal-

tend. „Nun, mein lieber Junge", sagte er zu dem etwas verlegenen Karl, „was ist dir lieber, das Stück Kuchen oder ein Kuß?" Welche von den beiden Gaben der verkannte Künstler gewählt hat, weiß ich nicht mehr; hoffen wir — beides! Jedenfalls muß ich aber zu seiner Ehrenrettung konstatieren, daß der Vater in späteren Jahren noch oft mit unendlicher Freude dem „Eulengekrächze" zuhörte und in Melodien, die mein Mann ihm auf der Violine vorspielte, schwelgte. Meistens geschah dies an den früher schon erwähnten Sonntagen nach Tisch. Zuerst war Familienessen, wozu oft Freunde oder interessante Gäste geladen wurden. Zu den beinah ständigen Tischgenossen gehörte Direktor Halm[1]), Baron Lilienkron[2]) mit seiner schönen Gattin, und andere mehr. Dann erinnere ich mich am Sonntagstisch gesehen zu haben: Pater Hyacinth[3]), Professor Johannes Huber, den altkatholischen Bischof Reinkens, den Historiker Dr. Gregorovius, den Maler Feodor Dietz, Professor Riehl, Stiftsprobst Döllinger, Professor Carriere, Ernst Förster, Andersen, Familie Dürck, den Dichter Alfred Meißner, in früheren Jahren Hans von Bülow mit Frau Cosima, Otto v. Leixner, L. Schnegans, Karl Stieler und seine beiden Brüder Professor Eugen Stieler und Doktor Guido Stieler und noch viele hervorragende Menschen, deren Namen mir entfallen sind. Bei Tisch wurde sehr lebhaft und anregend gesprochen, und ich bedauere jetzt, damals zu jung gewesen zu sein, um einzelne interessante Gespräche mir gemerkt oder notiert zu haben. Papa verstand es ausgezeichnet, das Gespräch zu animieren, oder ihm durch kleine kurze Bemerkungen eine interessante Färbung zu geben, obwohl er ja niemals längere Reden hielt; denn diese Kunst war ihm zu seinem Bedauern ganz versagt. Er freute sich, wenn man im Essen und Trinken

[1]) Direktor der Staatsbibliothek.

[2]) Musiker, später Dompropst in Schleswig.

[3]) Hyacinth (Charles Loison), französischer Prediger, Bekämpfer des Unfehlbarkeitsdogmas.

eine gute Klinge zu schlagen verstand und ging mit gutem Beispiel tapfer voran, indem er uns zutränk und vergnügt rief „Evviva, ihr Kinder, ein Lumpenkerle, wer nicht austrinkt!" Beim Champagner gab es dann oft ein ganz lustiges Getöse, und wenn dann Papa noch das große Venezianerglas vom Büfett herunterholte und, auf dem Rande leise streichend, bis es wie eine Glocke klang, intonierte: „Infolge dieses freudigen Ereignisses", da war die Stimmung wohl auf dem Höhepunkt angelangt. Die Mutter hatte sich trotz allgemeinen Protestes schon lange auf ihr Zimmer zurückgezogen, und auch Papa stand nach einiger Zeit, wenn ihm die Geschichte zu toll wurde, auf, rief uns noch zu: „Ihr seid mir zu dumm!" und fort war er. — An solch' glücklichen Tagen lag es nahe, daß er sich auch manchmal zurückerinnerte an seine harte Jugendzeit. Zwar sprach er niemals gerne davon; denn es verstimmte ihn auf viele Stunden; aber sei es, daß er sich sein gegenwärtiges Glück durch solche Erinnerung noch teurer machen wollte, oder dachte er, uns, die wir in den Tag hineinlebten, eine kleine Mahnung zu geben, kurz, es kam manchmal vor, daß er uns von den früheren Tagen erzählte. Da ich dies beinah immer wörtlich aufgeschrieben habe, lasse ich hier am besten den Vater selbst erzählen:

„Mein Urgroßvater war, so erzählt die Sage, ein Wachtmeister, der vom Heere Gustav Adolfs nach Westfalen verschlagen wurde und sich dort niederließ. Eine andere Version sagt, zur Zeit Friedrich Wilhelms I., des Vaters vom alten Fritz, haben drei Brüder Kaulbach in der Pfalz auf dem Felde eines schönen Sommertages gearbeitet. Da kamen die Werber und wollten die Brüder ins Heer stecken, denn es waren die richtigen „langen Kerls". Die aber wehrten sich ihrer Haut, erschlugen die Werber und flohen nach Westfalen, wo der eine davon mein Urgroßvater sein soll. Doch wollte ich euch eigentlich von meinem anderen Urgroßvater mütterlicherseits, Brenken, erzählen. Der war ein wohlhabender

Bauer und ich kann ihn euch ganz genau schildern: Die weißen schönen Haare von einem Kamm zurückgehalten, den langen Rock mit den silbernen Knöpfen, die blumige Weste, die kurzen Beinkleider, die weißen Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen Schnallen und die lange Pfeife im Munde – so sehe ich ihn noch vor mir! Besonderen Reiz hatte für mich das Erntefest. Das Bild eines solchen, besonders schönen, begleitet mich durchs Leben. Ein herrlicher blauer Sommertag. Die Lerchen zwitschern und jubilieren, alles ist voll Leben und Freude; über Wiesen und Stoppelfelder geht der Getreidewagen, der so schwer ist, daß die Pferde die große Last kaum ziehen können und tüchtig arbeiten müssen. Sie sind phantastisch aufgeputzt mit Bändern und Blumen; auch die stattlichen schönen Kerls, die sechs Söhne, die Knechte und Mägde, haben ihr Bestes angezogen. Voran gehen die Musikanten, und während alles singt und tanzt, lacht und springt, sitze ich hoch droben auf dem Wagen, tief in das duftende Korn eingegraben, und schaue mir still die ganze Geschichte an. Wir kommen dann in die Nähe unseres Hauses, und ich sehe schon von weitem den Urgroßvater vor dem Hause sitzen, die lange Pfeife im Munde. Er ist ein stolzer Mann, drum darf er sich's nicht merken lassen, wie sehr es ihn freut, daß gerade heute bei seinem Erntefest so schönes Wetter ist und die Nachbarn seinen Reichtum sehen und bewundern können. An den Sonntagen ging die ganze Schar, denn mein Urgroßvater hatte elf Söhne, in die Kirche. Der Weg ist weit und führt über große Felder; und wenn im Sommer das Korn recht hoch stand, so sah man oft wohl nur den oberen Teil des Kopfes oder in besonders guten Jahren sah man gar nichts von den Menschen. Da nun die elf Söhne wahre Hünengestalten waren, so will das schon was heißen! Wenn dann die Glocken anfingen, zu läuten, nahmen sie alle die Hüte ab und trugen sie auf ihren Stöcken über ihren Köpfen. Von weitem sah man also dann nur zwölf

Hüte in der Luft über die Felder schweben. So gingen sie weiter, alle in andächtiger Stimmung. Wenn ich als 16jähriger Bursche von Elberfeld nach Düsseldorf wanderte, kam ich immer an einem wundervollen Garten vorbei. Der gehörte einem reichen Baron. Da stellte ich mich oft lange an das Gitter und schaute den schönen, rotbackigen Kindern zu, wie sie da spielten. Ach, ich wäre auch sehr gerne eines von diesen glücklichen Kindern gewesen, die da tanzten und jubelten! Nach mehreren Jahren, als ich in Düsseldorf studierte, wurde ich von einem Freunde, ich glaube es war Maler Eberle, an eine reiche Familie als Zeichenlehrer empfohlen. Um etwas zu verdienen, nahm ich natürlich diese Stelle an und ging in meiner etwas abenteuerlichen Tracht, Barett, lange Haare, Samtröckchen, in dies Haus. Von meiner Schüchternheit und entsetzlichen Verlegenheit machte sich kein Mensch einen Begriff, besonders da die jungen Damen fortwährend kicherten und leise lachten. Mir kamen die Gesichter so bekannt vor, der Name auch, und endlich erfuhr ich, daß es dieselben waren, die ich damals in dem schönen Garten spielen sah. Das waren nun große, stattliche Mädchen geworden. Ich war auch ein hübscher Kerl, aber arm, arm wie eine Kirchenmaus. Als ich nach der ersten Zeichenstunde Eberle begegnete, machte er mir Vorwürfe, daß ich in diesem Anzug zu der vornehmen Familie zu gehen wage, und schleppte mich trotz meines Widerstrebens zu einem Manne, der Kleider zu verleihen hatte. Da wurde ich nun in einen Frack gesteckt, der bis zum Boden reichte. Die Ärmel waren viel zu lang, mußten deshalb umgeschlagen werden. Die langen Haare ließ ich mir durchaus nicht abschneiden; aber einen scheußlichen alten Hut mußte ich wohl oder übel aufsetzen. Ich sah schändlich aus, aber es schickte sich so besser! So ging ich denn hin, konnte aber kaum gehen und stehen, so unbequem saß alles. Aber als ich in das Zimmer der Damen trat, brachen die in ein wahres Hohngeläch-

ter aus und konnten sich gar nicht mehr beruhigen. Ich, das hören, umkehren, Türe zuwerfen, und fort aus dem Hause, war eins! Es war mir fürchterlich, von jungen Mädchen ausgelacht zu werden, denn ich war eitel! Ich rannte hin, warf all das Teufelszeug in die Ecke und war der alte. Zu den Damen ging ich aber nie mehr wieder!"

„Ich hatte eine kleine Schwester, die ich ungeheuer lieb hatte, und das Kind hing auch sehr an mir. Meine Eltern schickten mich oft weit fort, um das Geld einzukassieren, denn mein Vater war ja so arm, daß wir nichts zu beißen hatten, und dem waren die Leute auch noch schuldig; eben weil er ja nur ein armer Mann war. Der konnte schon warten! So kam ich denn auch einmal nach mehrtägiger Wanderung müde nach Hause, — ja nach Hause. Ich fand die Wohnung leer, und die Eigentümer teilten mir halb mitleidig mit, daß meine Eltern ausziehen mußten, weil sie den Wohnungszins nicht mehr zahlen konnten. Sie hätten sich wohl eine andere Wohnung gesucht, meine kleine Schwester aber sei unterdes gestorben! In meinem Jammer wußte ich nicht wohin, und ging in den leeren, ärmlichen Räumen umher. Da fand ich ein kleines Bild, welches man in der Eile vergessen hatte, es war meine kleine Schwester! Da nahm ich das Bild, setzte mich auf den Boden und weinte, weinte recht nach Herzenslust! Ja, ihr Kinder wißt nicht, was das heißt, in Not und in Elend aufwachsen! Meinen jetzigen Wohlstand habe ich immer in meiner Jugend als goldenen Traum gesehen. Immer bildete er den Hintergrund bei all meinem Arbeiten und Schaffen. Glücklich werden, glücklich, das war meine Sehnsucht! Worin das eigentliche Glück bestand, das machte ich mir erst später klar. Als Junge, ja da glaubte ich, das größte Glück für mich sei es, wenn ich mich mal an Butterbroten recht satt essen dürfte!"

„Als wir ein Jahr verheiratet waren, wurden wir beide vom

König Ludwig nach Kreuth geschickt: „Kaulbach hat die Schwindsucht, Kaulbach soll nach Kreuth!" Zweihundert Gulden bekamen wir von ihm, und nun verlebten wir in dem stillen Tal viel schöne Tage in einem kleinen ausgesuchten Kreis von liebenswürdigen Menschen, in dem die Vespermann [1]) die Hauptrolle spielte. Dort wurde viel tolles Zeug aufgeführt. Z. B. erinnere ich mich eines Maskenballes, bei welchem die Mutter als Jungfrau von Orleans großes Aufsehen erregte. Ich selbst kam damals als „Paganini", der aber seine Geige zu Haus gelassen hatte! Ich soll ihm sehr ähnlich gewesen sein, allerdings an Magerkeit gab ich ihm kaum etwas nach!"

„Wie das Narrenhaus entstanden ist, wollt ihr wissen? Na also, paßt auf, aber lustig ist die Geschichte nicht! Wir, Eberle, Schelling, Förster, Dalton, der Neffe Rauchs und andere, deren Namen ich vergessen habe, waren alle junge schöne Leute, Eberle und ich die jüngsten. Lange, schwarze Haare, Samtbaretts, wahre Rafaels im Äußern! In diesem schönen Kreis wurden nun auch alle schönen Künste getrieben, und wir waren ein Herz, eine Seele und ein – Geldbeutel. An schönen Tagen wurden große Spaziergänge gemacht von Düsseldorf nach Bonn, von Bonn nach Drachenfels, Heisterbach, wo man göttlichen Wein trank. Oder wir badeten in den herrlichen Fluten des Rheins. Die ganze Sippe machte dann die tollsten Geschichten im Wasser und trieb Allotria. Bei solch einem Bade machte ich auch die Bekanntschaft vom Turnvater Jahn. Schon von weitem sah ich da einen stattlichen Mann auf uns lossegeln; bei jedem Atemzug hebt er sich weit aus dem Wasser heraus und bläst sich auf wie ein Puterhahn. „Ah, da kommt Jahn", rufen die anderen, umringen und begrüßen ihn mit Jubel und Geschrei. Jahn nähert sich mir, und ich, verschämt über mein paradiesisches Kostüm, schlage schüchtern die Augen nieder. „Das

[1]) Berühmte Sängerin.

ist Kaulbach", schreien die anderen, und wir machen gegenseitig unser Kompliment im Wasser und schwimmen und tollen weiter. Jahn mitten unter uns. Des Abends wurde dann musiziert. Da lernte ich zuerst den „Freischütz" kennen und war natürlich ganz begeistert. Doch waren die Meinungen darüber sehr geteilt, und es wurde viel hin und her gestritten. Wenn wir zuletzt recht trockene Kehlen hatten vom Streiten, Singen, Reden und Schreien, wurde Maitrank gebraut. Das waren aber schon besondere Festtage, wenn wir uns solch eine große Ausgabe erlauben durften, und es kam dies höchst selten vor.

Eines Tages kam der Arzt des Hospitals zu uns und sagte: „Nun, ihr jungen Rafaels, kommt mal mit!" Er führte uns in die Kirche der Anstalt und zeigte uns die leeren getünchten Wände, was für uns maldurstigen Seelen ein verlockender, herrlicher Anblick war, denn wie konnte man da loslegen und den Pinsel spazieren führen! Ich hatte keine Idee von Freskomalerei und brannte deshalb erst recht darauf, dieses neue Feld kennen zu lernen. Der Arzt stellte uns die Wände ganz zur Verfügung, und so malten wir frisch, frech und froh drauf los, eine Himmelfahrt Mariä. Was ich aber dabei gemalt und was die anderen, das wüßte ich wahrhaft nicht mehr zu sagen. Als Lohn hatten wir uns Brot und Käse nach Belieben ausgebeten, für einen Kunsthändler von heute wohl ein herrlicher Kaufpreis. Da aßen wir uns denn nach Herzenslust satt und tranken Wasser dazu. Als das Bild fertig war, nahm der Arzt Eberle und mich beiseite und sprach: „Nun will ich euch noch eine Lehre mit auf den Weg geben; so jungem übermütigen Volk wie euch, kann das nichts schaden. Ich will euch die armen Kranken zeigen!" Und nun führte uns der Mann von Zelle zu Zelle und erklärte und erzählte uns die ganze Lebens- und Leidensgeschichte eines jeden! Heute noch hoffe ich, daß er, um uns vor schlechten Streichen zu bewahren, übertrieben hat.



Das «Narrenhaus»

Ach, es war so entsetzlich, so traurig! Da die armen geisteskranken Menschen, und hier der Arzt, der leise flüsternd die furchtbarsten Bilder menschlichen Elendes entrollte. Wir junges Volk hatten ja keine Ahnung von solchen Schicksalen und hatten so ruhig in den Tag hineingelebt. Nun mit einem Male lernten wir das Leben, und gerade von der grausamsten Seite, kennen. Es ist das einer der schrecklichsten Tage meiner Jugend. Aber wie recht hatte der Arzt! Er hatte uns einen Denkzettel mitgegeben, den ich wenigstens nicht so schnell vergessen konnte. Als wir aus dem Hause in die freie Natur traten, fiel der Bann, und wir weinten wie die Kinder, und mich verfolgten diese unglücklichen Geschöpfe monate-, jahrelang im Traum und im Wachen. Es war wie eine Krankheit! Erst hier in München wurde ich das Bild los, indem ich mich entschloß, es aufs Papier zu bringen, und seht, so entstand das Narrenhaus!"

Es ist dieses Blatt wohl das erste, womit der Vater anfing, sich einen Namen zu machen, denn es wurde damals nicht allein in Laienkreisen unendlich gepriesen und erregte Aufsehen, sondern auch die Ärzte rühmten es als vorbildlich für die studierenden Psychiater. Es erschien z. B. ein wissenschaftliches Werk, das die einzelnen Typen aus dem Bilde brachte und daran interessante, belehrende Worte knüpfte über die verschiedenen Krankheitserscheinungen, die der Künstler in seltener Naturbeobachtung geschildert hatte.



Mama erzählte viele Jahre nach des Vaters Tode: „Als wir, der Vater und ich, Ende der fünfziger Jahre nach Arolsen kamen — der Vater litt damals an tiefer Melancholie — da führte er mich an das Haus, wo er geboren war. Er wollte es mir nur von außen zeigen, aber durchaus nicht hineingehen! Denn der Besitzer, ein Onkel, der Schreiner war, hatte ihn als Kind schlecht behandelt, und der Vater haßte ihn! Die Erinnerung war ihm fürchterlich. Das war, als die Eltern nichts zu leben hatten, da wurden sie vom Großvater um Gotteswillen aufgenommen. — Das Haus hatte nach der Straße eine breite, schöne Fassade, aber da wohnten sie nicht, sondern nach rückwärts ging ein kleines Zimmer, das wurde ihnen angewiesen, und da hat die Mutter den Wilhelm geboren. Als der Junge größer wurde, durfte er nicht bei den Großeltern essen, sondern in einem anderen Zimmer bei den Knechten und Mägden. — So gingen wir also am Hause vorüber. Doch ehe wir noch weiter gegangen waren, sahen wir, daß der Onkel zum Fenster herausgeschaut hatte, und gleich darauf stand er schon bei uns und rief: „Wilhelm". Da kehrten wir um, denn es ging wohl nicht anders. Der Onkel war sehr herzlich und sagte: „Ja Wilhelm, Du bist's und Du willst vorübergehen? Nein, das darf nicht sein, Ihr müßt hereinkommen!" Da folgten wir ihm denn, und der Vater hatte doch auch Freude daran, denn inzwischen waren von allen Seiten ungefähr dreißig Menschen herbeigekommen, lauter Kaulbachs, die hatten gehört Wilhelm, der so berühmt geworden ist, sei da, und den wollten sie nun alle sehen und begrüßen. Es war wirklich ein großer Jubel. Wir luden sie alle zusammen in den Gasthof zum Essen ein, und da war es nun sehr lustig und sie ließen es sich prächtig schmecken. Der Wirt, bei dem wir abgestiegen waren, hatte schon bei unserer Ankunft zum Vater gesagt: „Sie müssen ein Kaulbach sein, ich erkenne Sie am Familienzug" — und so war es natürlich vorbei mit dem

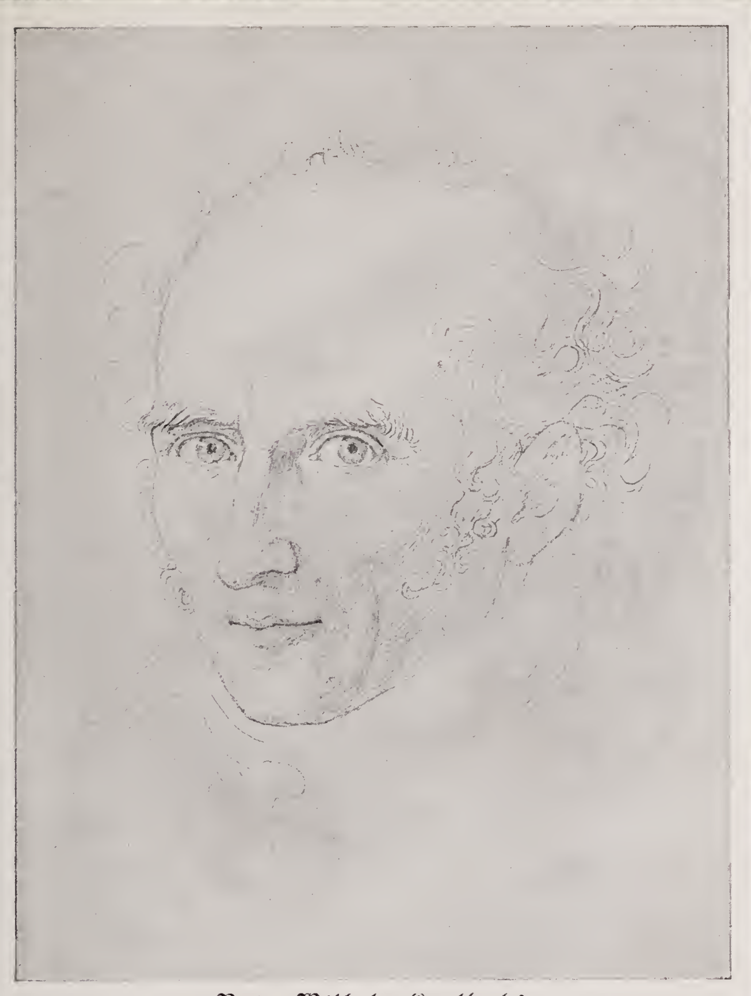
Inkognito in dem kleinen Städtchen! Man bat uns dann, am Abend nicht auszugehen, denn es käme eine Überraschung, und wirklich brachten die guten Arolser dem Vater einen sehr schönen Fackelzug und der Liederkranz sang dazu sehr hübsch. Der Vater ließ Champagner hinunterbringen, sprach mit den Leuten und machte sich alle zu Freunden. So hat dieses traurige Kapitel in dem Leben des Vaters doch auch einen versöhnenden Abschluß gefunden."

„Der alte Kaulbach war wohl eine Art Genie, aber er brachte es zu nichts und war bald Graveur, Ziseleur, bald Kupferstecher und Maler. Er malte viele kleine Porträts, wie sie damals üblich waren und ging damit über Land und suchte sie zu verkaufen. Bei diesen schweren und oft fruchtlosen Gängen mußte der kleine Wilhelm ihn begleiten, und wenn sie nichts zu essen hatten, so sagte der Alte, der Freimaurer war, oft: „Warte, ich will da hinaufgehen, da wohnt ein „Bruder", der wird helfen". Dann bekamen sie wieder etwas, oft aber wurden sie auch wie Bettler fortgejagt. – Die Mutter Kaulbachs stickte sehr schön und damit unterhielt sie viele Jahre die Familie; auch die Schwestern halfen, was nur in ihren Kräften stand. – Doch einmal hatten sie wirklich einen ganzen Tag lang nichts zu essen, und da gab die Mutter den Kindern Charaden und Rätsel auf, damit sie den Hunger vergäßen. Auf diese Weise wurden die „Essensstunden" glücklich hinübergebracht, und die arme Frau mußte in ihrem Kummer heiter, froh und erfinderisch sein. Der „Charadentag", wie er von den Kindern genannt wurde, wiederholte sich wohl noch manchmal und lebte lange in der Erinnerung des Vaters fort, und oft sprach er davon. Von Düsseldorf aus schickte der Vater seinen kleinen Verdienst nach Hause und suchte auf alle Weise die Not zu lindern. Diese traurigen Jugendeindrücke hatten den Vater, als er nach München kam, zu einem finsteren,

melancholischen Menschen gemacht. Er hatte in seinen Augen beinah etwas unheimlich Ernstes, war dazu sehr menschenscheu und nur selten heiter. Darum wunderten sich die Leute, wie ich mich mit solch einem sonderbaren Menschen einlassen konnte, und warnten mich vor ihm. Damals hätte ich ja auch nie gedacht, daß der Vater noch so heiter, vergnügt und kindlich froh werden könnte. Das war „das Glück", welches sich ihm so treu zugesellt hat, das legte sich weich und warm um sein Herz. – In der Schwanthalerstraße kam der alte Kaulbach zu uns und blieb zwei Jahre. Es war dies keine schöne Zeit, denn er prahlte gerne und renommierte mit seinem Können. Vor allem aber brachte er seinen Sohn zur Verzweiflung, wenn er in dessen Atelier zu den Bewunderern der Bilder sagte: „Ja, ich hab's erkannt, daß er ein Genie ist; er wollte lange nicht dran, aber ich hab's ihm eingeprügelt!" Als er wieder fortging, waren wir beide recht froh. – Tante Fine, die Schwester des Vaters, war ein liebenswürdiges, aber sehr exaltiertes Wesen, die durch eine unglückliche Liebe noch absonderlicher geworden war. Sie lebte lange bei uns und starb nach einem gräßlichen Todeskampfe an der Lungenentzündung. Ich habe damals alles, was sie in den letzten furchtbaren Stunden gesprochen, aufgeschrieben, denn es regte mich so sehr auf, daß ich nicht anders konnte; es waren entsetzlich schwere Tage und Stunden."

Meine Mutter erzählt weiter:

„Es war um das Jahr 1848, als das Zigarrenrauchen hier auf der Straße und besonders vor den königlichen Gebäuden streng verboten war! Der Vater verdiente damals schon so viel, daß er sich manchmal eine besonders gute Zigarre erlauben durfte, und das gehörte zu seinem üppigsten Vergnügen. So ging er eines schönen Tages nach getaner Arbeit wohlgemut gegen den Englischen Garten zu spazieren, und weil ihn die Lust anwandelte, zündete er sich mit Behagen eine Zigarre an, ahnungslos und gedankenvoll am



Vater Wilhelm Kaulbachs

Prinz-Karl-Palais vorbeischlendernd. Plötzlich sah er sich von zwei Wächtern des Gesetzes aufgehalten: „Die Zigarre oder das Leben!“ Beides wollte der Vater nicht lassen, und da nun sollte er einfach zur Polizei geführt werden. Diese Unterbrechung des hübschen Spaziergangs behagte ihm aber noch weniger, und er probierte auf gut Glück, sich den beiden Herren vorzustellen: „Ach lassen Sie mich doch laufen, ich bin ja bloß der Maler Kaulbach!“ — „Ei, das könnt jeder sagen“, meinten die beiden Schlaufüchse, waren aber nun erst recht ratlos, was sie mit ihrem Verbrecher machen sollten und sahen sich vergebens nach einem Arrestlokal um. Da kam der Retter. Die Schildwache vor dem Prinz-Karl-Palais hatte die ganze Szene beobachtet und rief nun herüber: „Tut den Maler halt einstweilen in mein Schilderhäusl, während ihr zur Polizei lauft.“ Und so geschah es. Der Vater kroch in das Schilderhäuschen, und während die Schildwache außen auf und ab patrouillierte, rauchte der Vater ganz gemütlich seine Zigarre zu Ende. Als endlich die Beweise kamen, daß er wirklich Kaulbach und weiter kein revolutionärer Charakter sei, war der Ärger sowohl als auch die Zigarre in Rauch aufgegangen, und der Vater wurde in Freiheit gesetzt! Ihr könnt Euch denken, daß diese Situation aber Anlaß zu der schönsten Karikatur gab. Ich weiß nicht mehr, hat Pocci[1]) oder Kaulbach selbst die Szene dargestellt: Der Angeklagte steht mit Armersündermiene im Schilderhäuschen, pafft aber heftig drauf los; oben in dem kleinen Dach ist ein mächtiger Schornstein angebracht, aus welchem dicke Rauchwolken hervorquellen, die alle möglichen Gesichter und Fratzen schneiden. Links und rechts stehen die Schergen mit greulichen, unheilverkündenden Mienen. Von der Zeit an konnte der Vater ungestört seine Zigarre rauchen, und wäre es sogar vor der Residenz gewesen. —“

[1]) Graf Pocci, Maler und Dichter.

Mama erzählt weiter:

„Peter Cornelius hat dem Vater, seinem Schüler, viele Arbeiten verschafft; schon in Düsseldorf, und dann später in München die Arkaden und das Odeon. Für die Arbeiten unter den Arkaden bekam er monatlich 50 Gulden und für das Bild im Odeon «Apollo mit den Musen» 500 Gulden. Mit dem «Narrenhaus» war Cornelius schon sehr unzufrieden; die Realistik in dem Werke empörte ihn. Im ersten Jahre unserer Ehe zeichnete der Vater dann den «Verbrecher aus verlorener Ehre», der unter den furchtbaren Jugendeindrücken entstanden ist. Als Cornelius aber dies sah, da war er wirklich wütend und hat es dem Vater nie verziehen, daß er so auf Abwege geraten ist. Der Vater mag aber wohl auch Schuld haben an der Verstimmung, und gute Freunde, die hin und hertragen, gibt es ja immer. Kurz, in Berlin sahen sie sich kaum; aber als Cornelius später nach München kam, begegneten sich die beiden einmal auf der Straße. Der Vater wollte auf seinen einstigen Lehrer zugehen und ihn in alter Weise begrüßen; da blieb aber Cornelius ganz steif stehen und streckte ihm den Zeigefinger und den kleinen Finger der linken Hand entgegen. Das nennt man in Italien „dem bösen Blick ausweichen!" — dann haben sie sich nie mehr gesehen!"



Friedrich Dürck, Porträtmaler, Schüler von Stieler und treuer Freund Kaulbachs schreibt: „Mit der Maltechnik, die er nie vollständig beherrschen lernte, quälte er sich oft arg und scherzte zuweilen, daß er das doch gar nicht lernen könne; so erinnere ich mich, daß ich ihm in meinem Atelier ein nahezu vollendetes Bild zeigte und er mir unter anderem den Rat gab, ein blaßrotes Gewand mit Lack zu lasieren." Ich entgegnete: „ich habe das auch schon auf der Farbenskizze probiert, es scheint mir aber nicht gut auszusehen."

„Zeig mir doch die Farbenskizze!" – ich tat es und er rief lachend: „Pfui Teufel! das sieht ja gerade aus, als hätte ich's gemacht!" – Daß Kaulbach, trotz seines Selbstbewußtseins, den klaren Blickhatte, seine Achillesferse – die Maltechnik als solche – genau zu taxieren und zu kritisieren, das ist gerade bei ihm nicht hoch genug anzuschlagen. Charakteristisch hiefür ist auch seine stete Klage, daß er zu viel auf das Zeichnerische und zu wenig auf das Malerische erzogen war, und so kam es, daß er sich für die junge Schule und die aufstrebenden Talente der modernen realistischen Auffassung aufs höchste interessierte und begeisterte. – Hatte er doch, als es sich darum handelte, seinem Sohn Hermann einen tüchtigen Meister zu geben, ohne Besinnen C. v. Piloty gebeten, sich des jungen Talentes anzunehmen, – denn nur bei ihm könne er sein Ränzel vollpacken: „ich wollte, ich könnte auch noch auf der Schulbank sitzen." – Den jungen Makart bewunderte Kaulbach mit all seiner frischen Begeisterung. Die kleine Skizze zur «Cleopatra» erwarb Kaulbach für sich und konnte stundenlang vor dem Bilde sitzen und in Farben schwelgen.

Kaulbach erzählte einmal, daß König Ludwig I. bei ihm anfragen ließ, ob er den Barontitel annehmen würde. Da meinte er: „Ach, zu was?! Meinen Kindern könnte solch ein Anhängsel mal recht

lästig und hinderlich sein auf ihrem Lebensweg; und mir und meiner Frau genügt der Name – Kaulbach."

„Es hat wohl wenige Künstler gegeben, die einen so außerordentlichen Formensinn und infolge dessen ein so eminentes Formengedächtnis besaßen, wie Kaulbach. Ich habe viele aus der Erinnerung gezeichnete Porträts von ihm gesehen, welche, ohne karikiert zu sein, so frappant ähnlich waren, daß man nicht zweifelte, sie seien nach der Natur gezeichnet. In seinen jüngeren Jahren benützte er dies Talent häufig zu künstlerischen Scherzen. So entwarf er eine lebensgroße Kohlenzeichnung an der Wand seines Ateliers in den Arkaden, die ganze Akademie darstellend, vorne Cornelius auf dem Hausmeister reitend, hinter ihm P. Heß als Kapuziner, Schnorr als Nibelunge; der fromme Bildhauer Eberhardt eine Statuette der Madonna ans Herz drückend, dann der Kunstkritiker Schorn mit der Feder hinterm Ohr und in die Trompete stoßend. An einer anderen Wand war gleichfalls das treffliche Bild Hermanns (die Gefangennehmung Friedrich des Schönen in der Schlacht bei Ampfing) im modernen Kostüm durch Kaulbach dargestellt, die Personen alle Porträts seiner Freunde: der Schlachtenmaler Monton als Ludwig der Bayer mit hohem Zylinder und Regenschirm, Eberle die Hände auf den Rücken gebunden, die langen Haare über das Gesicht herabfallend, als Friedrich der Schöne, Röckl als Bischof von Bamberg, Gasser und Lindenschmitt als stämmige Bäckerknechte."

Ludwig Speidel erzählt: „Besonders hinreißend war Kaulbach, wenn er sich im kleinsten Kreise, umwölkt vom Dampf der Zigarre, der Unterhaltung im Gespräch hingab. Da lauschte jeder in gefesselter Andacht, wie er seine geistreichen Bemerkungen ausstreute und jedes Thema mit einer nie alternden Phantasie anschaulich ausmalte. Kaulbachs Wort hat – wie allgemein bekannt war – von jeher Salz gehabt, wenn er auch kein Redner in großen Ver-

sammlungen gewesen ist. Seine Begeisterung glühte mehr nach innen. Man fühlte, daß er nur Autodidakt war und niemals schulmäßig im Vortrag sein konnte. Aber der Zauber seiner Redeweise wirkte bestrickend auf alles.

Der Reiz von Kaulbachs Gespräch beruhte in ganz anderen Dingen als in der zuströmenden Wortfülle und in der grammatischen Untadelhaftigkeit der Satzbildung. Es ist ein rein geistiger Reiz. Mag die Rede jetzt zögern, jetzt flüchtig überhineilen; mag sie bald auf einem Fuße hüpfen, bald wie ein Stummer oder Stotternder in die mimisch deutende oder Gestalten beschreibende Hand fahren; mag sie in einem plötzlichen Wort erstarren wie ein Eiszapfen oder sich in ein bedeutsames Lächeln verlieren — das alles ist bloß Außensache und berührt die Sache nicht. Am Ende beherrscht Kaulbach seine eigenen Gedanken ebenso gut, wie nur immer ein nach München eingewanderter Troubadour oder ein Peripatetiker die Gedanken anderer Leute, und bei näherm Zuschauen sieht man in seinem Gespräche nur einen an langem Faden befestigten Vogel flattern, den die Hand des Haltenden schließlich doch einfängt. Selbst das anfangs Befremdende an solcher Redeweise wird später zu einem eignen Reiz, den man nicht missen möchte. Die bloße Phrase, das Flickwort und die rethorischen Schulblümchen schließt sotane Gesprächsart von vornherein aus: man hat vielmehr das wunderbare Vergnügen, einem geistigen Zeugungsprozeß beizuwohnen, und die noch feuchten und triefenden Gedanken aus dem Kinderbrunnen der Seele herausschöpfen zu sehen. Nur Selbstempfundenes, Selbstgeschautes kommt zutage, und Kaulbachs Urteile sind meistens treffend, stets aber selbständig eigentümlich und interessant. Tatsachen, Bilder, Gleichnisse, den verschiedensten Wissensgebieten entnommen, stehen ihm zu Gebot, denn man muß wissen, daß Kaulbach, trotz des federleichten Schulsackes, den er ins Leben mitgebracht, durch Lektüre

und bedeutenden Umgang sich ein Kapital von Kenntnis erworben, das ihn unter den geistig vermöglichsten und am höchsten besteuerten Männern seiner Zeit einen hervorragenden Rang anweist. Totes Schulwissen natürlich wird bei ihm niemand suchen, sondern alle Kenntnis ist ihm zur Bildung geworden und trägt das Gepräge seiner bedeutenden Persönlichkeit. Man muß Kaulbach einmal unter vier Augen von künstlerischen Entwürfen sprechen hören. Er setzt einen zu malenden Vorwurf auseinander und scheint, ihn mündlich darstellend, gleich zu malen. Halb geschlossenen Auges richtet er seine ganze Denkkraft nach innen, in jäh fließenden aber plastisch bezeichnenden Worten beschreibt er seinen Gegenstand, wobei die Hände ihn in der Luft zu umreißen und zu ballen scheinen. Gestalt um Gestalt ringt sich aus seiner Phantasie los, bis endlich das ganze Bild ihm leibhaftig gegenüber steht, auf welchem nun sein freudig erweiterter, lichtstrahlender Augenstern mit Befriedigung ausruht. Fabel und Historie, geschichtliche Figuren und duftige Märchengestalten sind Kaulbachs Einbildungskraft gleich geläufig. Die Tonleiter vom Erhabenen an bis herab zum Komischen spielt er mit virtuoser Hand und voll und wohltönend greift er die Akkorde der in sich gesättigten reinen Schönheit. Durchaus einen Widerhall dieses universalen künstlerischen Vermögens bildet Kaulbachs Gespräch, und wie sein künstlerisches Schaffen ist auch sein Wort frei von Einseitigkeit und verhärteter Borniertheit. Wie er die eigenen Schwächen belächelt und persifliert, so tut er es auch mit Fremden, er ist gegen sich selbst wie gegen andere ein Schalk."

Karl Stieler schreibt: „Kaulbachs eigentliche Größe beruht nicht nur darin, daß er etwa irgend eine bestehende, seit Jahrhunderten gepflegte Richtung auf den höchsten Punkt ihrer Vollendung hob, sondern darin, daß er eine Richtung in der Kunst geschaffen, die in ihm ihre Verkörperung und ihre Vollendung fand und die auch nicht einer unter Lebenden fortsetzt. Denn auch das schönste Talent

ist nicht imstande die Erbschaft des Genius zu übernehmen, erst nach Jahrhunderten kommt oft der Erbe, der diesen ruhenden Schatz sein eigen macht und wieder lebendig anknüpft an diese große Verlassenschaft."

Karl Stieler erzählt weiter: „Wir stehen vor einem der tiefsten Schatten in diesem Bilde, vor einer der schwersten Pflichten, die diese Darstellung uns auferlegt, wenn man nicht bloß vom Standpunkt der Forschung, sondern von dem des Gemüts ausgeht. Wie peinlich ist es, in einem so großen und reichen Leben all jene Qualen aufzudecken, die aus dem eigensten Kreise hemmend in die Entwicklung desselben greifen! Da wo nur das äußere Dasein davon berührt ward, mag es gestattet sein sie zu umgehen, aber nie und nimmer wo der innerste Charakter eines Mannes, ja selbst sein Schaffen, dadurch beeinflußt ward. Und das war bei Kaulbach der Fall, das Familienunglück war so sehr ein entscheidender Faktor seiner ganzen Entwicklung, daß die Spur desselben niemals völlig verschwand.

Wer dieses Moment beiseite läßt, dem fehlt nicht nur ein wesentlicher Zug in diesem Bilde, sondern geradezu der Schlüssel für die Entwicklung seines ganzen Lebens; es handelt sich nicht nur um eine Pflicht, die wir der historischen Wahrheit schulden, sondern um eine Pflicht gegen den Meister selbst. Das was er getan, wissen alle, aber das was er gelitten, nur wenige, und doch ist auch das für ein gerechtes Urteil kaum minder wichtig. Wie mancher herbe Zug im Wesen bedeutender Männer, den die Späteren kaum mehr verstehen, hat hier seine Quelle; wie kurzsichtig ist der Glaube: Die wahre Pietät bestehe nur im Verschweigen!"

„Kaulbachs heimische Verhältnisse waren tiefer als je zerrüttet, die bitterste Not bedrängte seine Familie, und vergeblich strebte der Vater in seiner rastlosen erfinderischen Weise noch einen Ausweg zu schaffen. Durch einen letzten, verzweifelten Versuch, seine

Familie dem Elend zu entreißen, kam er mit den Gesetzen in Konflikt, und als Wilhelm wieder nach Hause kam, fand er ihn nicht mehr daheim. Er war in Werden interniert, wenige Stunden von Mülheim – dort, wo vor jedem Fenster ein eisernes Gitter lag, mußte der Sohn den Vater suchen.

Der Eindruck, den diese Katastrophe auf das Gemüt des Jünglings machte, war vernichtend; das überbot allen Kummer, den er bisher erlebt, und doch war sein Leben an Kummer nicht arm! Bis in die spätesten Jahre ging es ihm nach, als er längst auf den Höhen des Glückes stand – und mitten im heiteren Gespräch verstummte er plötzlich, wenn manchmal eine ahnungslose Hand auf solche Erinnerungen traf. Da ward es schwül und finster in seinem Angesicht, er konnte sich betrüben bis zum Weinen – tigerhaft bäumte sein ganzes Wesen sich auf vor diesem eisernen Gitter. Nur mit wenigen hat er je darüber gesprochen, aber sicherlich mit keinem, der nicht erschrocken wäre vor der wühlenden Kraft, womit sich dieser Kummer damals in sein Herz gebohrt. –

Was nun? Mit doppeltem Eifer ging er jetzt an die Arbeit, die ja sein einziger Trost blieb, mit doppelter Sorge dachte er jetzt ans Elternhaus, dem er die einzige Stütze war. Und, statt zu wanken, ward die Treue nur stärker, womit er an den Seinigen hing. So oft es nur anging, suchte er die Mutter in Mülheim, den Vater in Werden auf; er ging zu Fuß den meilenlangen Weg, aber da war kein Weg zu weit, kein Wetter zu stürmisch; was er nur immer erübrigte, das wanderte nach Hause, nach Mülheim."

Heinlein erzählt: „In der Lerchenstraße hatte Kaulbach ein mäßig großes Zimmer als Atelier. In einem Alkoven dieses Zimmers standen zwei Betten; vor dem seinigen war ein großer Nachttisch mit einer Lampe, an welcher er Nächte lang in jenem halben Traumzustand, in den er sich so energisch zu versetzen wußte, zeichnete. Hier entstanden die Gestalten, die seiner Phantasie vorschweb-

ten. Er träumte sie eigentlich mehr, als er sie zeichnete, und am Morgen nahm er dann die einzelnen Blätter und reihte sie an den Karton an.“ Heinlein, der jeden Morgen zu ihm kam, konnte sich am besten überzeugen von der kolossalen Arbeit, die er über Nacht geleistet.



Nun komme ich wieder auf meine eigenen Erinnerungen zurück und möchte von unseren Reisen erzählen, die ich in Gesellschaft des Vaters und der Geschwister machen durfte.

In den beiden Jahren 69 und 70 brachten wir das Frühjahr im schönen Cadenabbia am Comersee zu. Die Gesellschaft bestand aus Papa, Hermann, meiner Schwester Maria mit ihrem Mann und meiner Wenigkeit. Im zweiten Jahre durfte auch die Braut meines Bruders an der Reise teilnehmen. Sie hatte in meinem Elternhaus eine zweite Heimat gefunden und brachte dort vor ihrer Verheiratung ungefähr ein Jahr zu, in welcher schönen Zeit sie wie ein Kind des Hauses gehalten und mir eine liebe Schwester geworden war. Mama blieb beide Male zu Hause, denn sie trennte sich schwer von Haus und Hof und war eine zu tätige Natur, um mehrere Wochen jeglicher Mühe, Arbeit und Sorge entraten zu können. Das waren nun wirklich herrliche Wochen, die wir an dem idyllischen See verlebten, und ich werde stets mit Wonne daran zurückdenken. Wenn Papa auf Reisen ging, so hatte er vor allem die Devise: „Leben und leben lassen". So glaubte ich damals in meinem gedankenlosen Genießen, jeder Mensch fahre erster Klasse und jeder Mensch sei gewohnt, sich die schönsten Zimmer vorauszubestellen, und jeder Mensch müsse in Innsbruck und Verona ein vorher bestelltes Mittag- und Abendessen in hellerleuchteten Zimmern finden. Erst später bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß nicht alle Menschen so glücklich sind, sich diese Annehmlichkeiten zu bereiten, dabei aber doch recht vergnügt sein können. Da wir alle jung und lustig waren, und Papa es mit uns sein konnte, so ging also die mit Trinkgeldern gepflasterte Reise unter Lachen und Jubel gen Süden. In Schellenberg erlebten wir das erste Abenteuer. Hier stiegen Papa und Hermann aus, um zu Fuß nach Gossensaß zu gehen und dort die Bahn zu erwarten. Hermann, der Reisemarschall, hatte die Obhut über das Reisegeld.

Um dies nun gut und sicher aufzubewahren, mußte er es in einem eigens konstruierten Ledergurt, mehr originell als praktisch, einer Art ledernen Bauchbinde, auf dem Leib tragen. Da unsere Reise sich noch ziemlich in den Anfangsstadien befand, und Papa nicht vorhatte, schlecht zu leben, so kann man sich denken, daß dieses Kleidungsstück gerade nicht zur Erleichterung bei schnellen Bewegungen beitrug, besonders da das Reisegeld meistens aus Goldstücken bestand. Wir andern kamen also mit der Bahn in Gossensaß an und sahen zu unserem Schrecken weder vom Vater noch von unserem „doppelt teuren" und gewichtigen Bruder eine Spur. Auf dem Bahnsteig war niemand, als drei arme Kälber, die gebunden lagen und auf das Aufladen warteten. Welches Entsetzen, als wir hoch oben am Berg die zwei Herren als kleine Pünktchen entdeckten, die sich in rasendem Lauf auf uns zu bewegten. Über Zäune und Felsen, über Stock und Stein ging der Galopp der beiden Schnelläufer. Inzwischen war, dem Himmel sei Dank, ein ganz leidenschaftlicher südlicher Streit zwischen den Bahnbediensteten entbrannt über die drei unglücklichen Kälber. Keiner wollte sie in den Wagen laden. Jeder wollte diese Arbeit dem andern zuteilen, und dieser edle Streit war der Retter! Denn bis die Tiere endlich in Sicherheit waren, kamen auch Papa und Hermann endlich bei uns an und fielen atemlos pustend und schnaubend in unsere Arme und in das Kupee. Papa war ganz aufgelöst, aber sehr stolz, daß er mit seinen 64 Jahren noch so schnelle Füße habe. Er glühte wie eine Rose und rief immer wieder aus: „Also drei Kälber haben uns gerettet, sieh mal, drei arme Kälber! Deifel noch mal, das war 'ne Jagd!!"

Im Sarkatal vor Riva, wo wir mehrere Stunden mit dem Wagen durch das öde Land fahren mußten, hatten wir sehr schlechtes Wetter; es goß in Strömen, und wir sahen nichts als die Felsentrümmer, die in dem Tal verstreut waren und keinen Baum,

keinen Strauch, nichts Grünes aufkommen ließen. Von jeher hatte Papa eine Passion, auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen, und fröhnte dieser Leidenschaft sowohl im Sarkatal, als in München oder sonst wo, wodurch er oft gegen alle Sitte verstieß. Er ließ es sich nicht nehmen, unsern Kurier zu machen, wie er sagte, und während wir drinnen im Wagen gemütlich und warm saßen, wurde Papa oben auf seinem luftigen Sitz ganz durchkältet und durchnäßt. Von der trostlosen, felsenüberschwemmten Landschaft war er aber so ergriffen und erschüttert, daß wir nicht wagten, ihm Vorstellungen zu machen. In Riva angekommen, fühlte er sich gleich sehr unwohl und mußte wegen seines alten schmerzhaften Blasenleidens mehrere Tage zu Bett bleiben. Endlich durften wir aber ans Weiterreisen denken und kamen nach ein paar Tagen an den herrlichen Comersee. Nach mehrstündiger Dampfschiffahrt fuhren wir bei prächtigem Sonnenschein um die Halbinsel von Bellaggio, und vor uns lag das reizende Ufer mit Cadenabbia, Tremezzo und der Villa Carlotta. Die liebenswürdige und schöne Wirtin, Signora Gianella, empfing uns und hatte sogleich durch ihre Grazie und ihr schönes Italienisch Papas ganzes Herz gewonnen. Auf diesem schönen Fleckchen Erde verbrachten wir nun, trotz des anfänglich winterlichen Wetters, ganz reizende unvergeßliche sechs Wochen. Mit den Fremden hatten wir wenig Verkehr und schauten sie nur von ferne an, dagegen fanden wir in den einheimischen Deutschen sehr angenehme, liebe Gesellschaft. Diese führten uns in der Gegend ein und zeigten uns die Schönheiten zu Wasser und zu Land. In der Villa Carlotta durften wir nach Belieben ein und ausgehen, da der Custos ein Deutscher war und sich mit seiner Gattin sehr liebenswürdig unserer annahm. Um das Interesse für ihn noch zu erhöhen, hieß er Albrecht Dürer und sah seinem Vorfahren merkwürdig ähnlich. – Besonders liebte Papa eine Landzunge im Süden von Cadenab-

bia. Dort stand, weit in den See herausgebaut, ein altes verfallenes Schlößchen im Schatten hoher, dunkler Zypressen; es soll der Sommerpalast eines Kardinals gewesen sein und hieß Balbianello. Auf der Terrasse dieses kleinen Paradieses saß Papa gerne, und während er die Aussicht auf den blauen See unter sich, die grünen üppigen Ufer gegenüber und den klaren Himmel genoß, erging er sich in Phantasien über die vergangenen Tage dieser Mauern. Dieses Balbianello war Papas Lieblingsaufenthalt, und sooft wir über unseren Nachmittagsausflug im Zweifel waren, entschied er: „Ach gehen wir doch dahin, wo der Herr Kardinal Kaffee trank!" Das Behalten fremder Namen wurde ihm immer sehr schwer, und da half er sich dann stets auf diese Weise. So war es auch sehr unterhaltlich zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit Papa sich mit den Italienern verständlich zu machen wußte. Früh morgens war sein erster Gang an den See zu dem alten Schiffer Battista, dessen lederartiges, von Runzeln durchfurchtes Gesicht sich bei Papas Anblick in tausende von freundlichen wagrechten Fältchen legte. Mit diesem liebte Papa es sehr zu „plaudern"; da beide aber sich gegenseitig mit der Sprache nicht verständlich machen konnten, probierten sie es mit Gebärden und kamen vortrefflich damit zurecht. Da wurden im Notfall Arme und Beine zu Hilfe genommen, es wurde geschrieen und geflucht, hie deutsch, hie italienisch. Es wurde gestikuliert und die halsbrecherischsten Bewegungen gemacht. Das Endergebnis war meistens eine Zigarre, die dem Freund Battista zum Abschied gereicht wurde, und mittags erzählte der Vater dann ganz stolz: „Battista sagt, daß heute um 5 Uhr ein Gewitter kommen werde; Battista meint, er könne heute Nacht mit der Harpune viele Fische fangen, denn usw. usw.". —

Auf dem schönen, stillen See spazieren zu fahren, war für Papa ein großer Genuß, und auch ich verbrachte oft halbe Tage ganz

allein weit draußen auf dem Wasser, wo ich durch das Leinendach der kleinen Gondel vor den Sonnenstrahlen geschützt war. Mit der Handarbeit und einem schönen Buch konnte man sich da herrlich unterhalten, immer im Anblick der üppigen Natur. Erst wenn die Mittagssonne es zu gut meinte und sich der Hunger einstellte, kehrte ich heim, und auch die Geschwister und Papa sammelten sich, von ihren verschiedenen Ausflügen zurückgekehrt, um die willkommen gedeckte Tafel. – So vergingen die Wochen wie im Fluge, und als wir im nächsten Jahre wieder dieses gesegnete Land besuchten, diesmal auch mit der Braut meines Bruders, da begrüßten wir jeden Baum und Strauch, jeden Menschen wie uralte Bekannte und Freunde. Doch war der Einstand im zweiten Jahre kein ganz leichter. Nach der ersten Nacht unseres Aufenthaltes kam nämlich Papa in aller Frühe ganz verstört zu uns herein und erzählte, er habe die ganze Nacht kein Auge zugetan, weil eine Ratte (kaum vermochte er das Wort auszusprechen) in seinem Zimmer ihr Unwesen getrieben hatte! Da aber der Vater ein ganz entsetzliches Grauen vor diesen Tieren hatte, ist es begreiflich, daß er sich weigerte, dies Zimmer zu bewohnen, und darauf bestand, ein anderes, ebenso schönes, „aber ohne solch scheußliches Ungeziefer“ zu bekommen. Als endlich alles nach Wunsch geordnet war, wollten wir uns auf die Terrasse begeben, um dort das erste Frühstück einzunehmen, ein Moment, auf den wir uns das ganze Jahr gefreut hatten. Aber o Jammer! Eine dicke Teerwolke schlug uns entgegen und hüllte See, Land, Himmel und Menschen in undurchdringlichen, häßlichen Rauch. Es war ganz unmöglich, trotz des herrlichen Sonnenscheines im Freien zu existieren. Als die Arbeiter uns auseinandersetzten, das Asphaltieren der Terrasse werde wohl noch vierzehn Tage dauern, sei aber jetzt wegen des geringen Fremdenverkehrs am besten zu machen, da waren wir sehr heruntergestimmt, Papa aber wütend. Er

ließ sogleich alle seine Raketen springen, seine Augen sprühten Feuer und er erklärte, sofort abreisen zu wollen, befahl uns, die Koffer zu packen und machte den verblüfften, erschreckten Wirten die bittersten Vorwürfe. Diese aber hatten den „Signor Kalbac" bisher nur liebenswürdig und in der rosigsten Laune gesehen und waren nun aufs höchste überrascht über diese ganz südliche Leidenschaft. Sie ließen die Arbeit sofort unterbrechen, die Arbeiter wurden entlassen, und eine Stunde später war sowohl die Teerwolke über Cadenabbia als auch die Wetterwolke auf Papas Stirne verflogen, und alles erglänzte in eitel Sonnenschein. –

Die kommenden Wochen waren dann, trotz des schlimmen Anfangs, ein ungetrübter Genuß, besonders als mein Schwager Völk auch noch zu uns kam. Das Wetter war immer prachtvoll, ebenso Papas Laune; da durften wir natürlich auch nicht zurückstehen, und so brachten wir es ohne heftiges Bemühen zuwege, immer sehr fidel zu sein. Dies alles zusammen macht, daß diese beiden Aufenthalte am Comersee zu meinen schönsten Erinnerungen gehören.

Unseren Heimweg nahmen wir über den Splügen; doch leider ist meine Erinnerung an diese Reise sehr lückenhaft und sind nur einzelne Episoden wie mit Magnesiumlicht grell beleuchtet, ohne gegenseitigen Zusammenhang, und alles ringsum ist dunkel. Ich sehe uns Mädchen noch zitternd und zagend und von der schönen Gotteswelt um uns wenig Notiz nehmend, als wir mit einem flotten, feurigen Kutscher und ebensolchen Pferden die endlosen Serpentinen des Splügen hinuntersausten und mit knapper Not um die schmalen Ecken herumkamen. Auf unser ängstliches Fragen zeigte uns der Kutscher triumphierend das vielfach zerbrochene Geländer, umgestürzte Balken, verbogene Stangen, und erzählte, daß erst in der letzten Woche ein ungeschickter Kutscher mit Pferden, Wagen und Insassen da hinuntergeflogen sei, ihm passiere

aber so etwas nicht, wir könnten ganz ruhig sein, denn er sei sehr besonnen und vorsichtig. Dabei hieb er aber auf die Pferde ein, daß sie hoch aufbäumten, und wir flogen weiter. Und doch müssen wir glücklich und mit ganzen Gliedern unten angekommen sein, denn ich sehe uns bei einem herrlichen, vorausbestellten Abendessen sitzen, in hellerleuchteten gemütlichen Zimmern. Dann stehen wir alle in einer unheimlich düsteren Schlucht auf einer gewaltigen Brücke und schauen in die tosende Flut unter uns. Ein anderes Bild zeigt mir den Vater und meine Wenigkeit in einer Stadt wandelnd, und ich höre ihn einen leisen Fluch ausstoßen, daß man ihn hier schon wieder kenne, woraus ich wohl schließen kann, daß wir uns der Heimat nähern, und dann, bei leichtem, gemütlichen Schneegestöber, biegen wir in unsere Gartenstraße ein, wo Mamas fürsorgliche Hand einstweilen Wunder geschaffen hatte und wo wir das Frühjahr in zweiter, wenn auch nicht verbesserter Auflage verleben durften.



Im Jahre 70 war Papa einer der eifrigsten Politiker. Die Karte mit den kleinen Fähnchen lag immer auf seinem Tisch, wo er oft lange studierte und sich während des Vorlesens der neuesten Ereignisse eifrigst mit dem Schlachtenplane befaßte. Als die ersten Siegesnachrichten kamen, war er von jugendlicher Begeisterung und Teilnahme durchglüht. Er ging nur ins Atelier, um mit den Freunden oder auch fremden Menschen auf der Straße zu sprechen. Bei „Tambosi" [1]), wo er sonst kaum zu sehen war, verbrachte er während der Siegestage viele Stunden und kam immer in der gehobensten Stimmung nach Hause, wo von nichts anderem, als von den herrlichen Siegen und der schönen Zukunft Deutschlands die Rede war. Beim Truppeneinzug geleitete mich Papa selbst an die Tribüne zu den übrigen Festjungfrauen und gab mir alle möglichen guten Ratschläge, wie und wo ich am besten sehen und stehen und wie ich mich vor den glühenden Strahlen der Sonne am besten schützen könne. Da ich zu der Gruppe junger Mädchen gehörte, die dem Kronprinzen ein paar Schritte entgegengehen durften, sah und hörte ich diese Szene vortrefflich. Doch vom Totaleindruck des ganzen Einzuges konnte ich mir leider kein rechtes Bild machen, weil wir zu nahe an der Straße unten standen und nur immer die Soldaten, die bei uns dicht vorbeimarschierten, begrüßen und mit Blumen überschütten konnten. Das brausende Jubelgeschrei, das Toben, Sausen in der Luft, liegt mir aber noch immer in den Ohren, und wenn ich die Augen schließe, kann ich mich ganz in die damalige Stimmung zurückversetzen. Da war es mir natürlich eine Ehre, dem Vaterland an diesem Tage auch ein Opfer zu bringen, und zwar meine Haut. Im Begeisterungstaumel merkte ich natürlich nicht, wie sehr die Sonne brannte, aber als ich nach Hause kam, mußte ich

---

[1]) Beliebtes Kaffeehaus im Hofgarten.

mich mit Sonnenstich an Kopf, Hals, Schultern, und den heftigsten Schmerzen zu Bett legen.

Es war am Morgen des Einzugstages, als Papa aus dem Hause trat, um zu sehen, ob er keinen Soldaten begegne, denen er immer gern die Hand drückte und sie beglückwünschte. Da kam wirklich von der Gartenstraße herauf ein kleiner, alter preußischer Offizier. Es war der Generalleutnant von Stern. Papa ging ihm sogleich entgegen, stellte sich vor und lud den Erstaunten ein, doch etwas einzutreten. Sofort wurde Champagner aus dem Keller gebracht, und Papa wußte mit seiner Begeisterung und Vaterlandsliebe den etwas steifen alten Herrn so anzustecken, daß der ein Gläschen nach dem anderen trank und dazu sehr interessant erzählte. Als er sich verabschiedete, hatte er viel von seiner preußischen Steifheit, aber auch vom „richtigen Kurs" verloren!

Einen Umschwung der politischen Ansichten hat im Jahre 66 und 70 wohl nicht nur mein Vater, sondern auch die ganze Welt erlebt. War doch Bismarck im Jahre 66 der bestgehaßte und Anno 70 der allverehrteste, vergöttertste Mann. – Als ein Pate des Vaters 66 ins Feld ging, schenkte dieser ihm einen Feldstecher mit den Worten: „Wenn Du damit Bismarck siehst, dann schieß' ihm eins auf die Glatze!" Aber im Jahre 70 war mein Vater einer der begeistertsten Bismarckverehrer, und es wurde an den Sonntagmittagen oft die Reise nach Berlin ausgeheckt, nur weil der Vater Bismarck die Hand drücken und dem Kaiser Wilhelm, den er von früheren Tagen kannte, seine Ehrerbietung bezeigen wollte.

Um zu beweisen, wie nicht nur alle Welt, sondern auch der einzelne sein Urteil den Ereignissen nachbildete und mit Freuden umlernte, möchte ich erzählen, wie meine Mutter Bismarck kennen lernte: Es war, als Bismarck in München bei Lenbach wohnte, und der Künstler eine Schar von Freunden und Bekannten in

sein Haus lud, um den Großen zu sehen und zu hören. Meine Mutter war auch unter den Geladenen, hielt sich aber fern vom Mittelpunkt und wollte ihn nur von weitem sehen und ahnen. Ganz glücklich und gehoben kam sie dann nach Hause und verlangte nichts weiter, als das Bewußtsein seiner Nähe gehabt zu haben. Aber am nächsten Tag, als der Fürst abreiste, kam plötzlich F. A. Kaulbach zur Mutter: Der Wagen warte unten, sie solle mit ihm auf den Bahnhof fahren, um den Fürsten näher zu sehen! Das war eine Aufregung! Wie ein junges Mädchen schmückte sie sich und auch wie eine Fürstin ging sie dann am Arm des Neffen an den Wagen, begleitet von unseren Wünschen und Erwartungen. Eines von uns rief ihr noch nach: „Gelt, Mutter, reise nicht gleich mit Bismarck ab, Du hast ja kein Gepäck bei Dir!" Auf dem Bahnhof war schon alles versammelt, und F. A. Kaulbach führte die Mutter dem Fürsten entgegen und stellte sie vor. Es muß ein hübsches Bild gewesen sein, die stattliche Frau zu dem Riesen hinaufsehend, der sich liebenswürdig zu ihr neigte. „Durchlaucht", sagte Mama, „ich möchte Ihnen nur die Hand küssen, sonst will ich nichts" und wollte die Hand ergreifen. Da lachte der Fürst: „Oho, Frau von Kaulbach, das machen wir noch ganz anders, denn ich möchte –" und gab ihr einen tüchtigen Kuß auf den Mund!



Im Sommer 1871 machten wir, die Eltern und ich, eine schöne Reise nach Wyk auf der Insel Föhr, wohin wir hauptsächlich wegen Mamas angegriffener Nerven geschickt wurden. In langsamen Etappen reisten wir über Nürnberg nach Eisenach. Dort besuchten wir die Wartburg und die schönen Täler; es waren Stunden, die zu meinen poesievollsten Erinnerungen gehören. Denn der Vater verstand es ungemein, das Poetische, Sagenhafte aus einer Gegend herauszuholen oder, wenn es ihm bequem war, auch hineinzulegen und dadurch sich und seine Umgebung in eine andere Welt zu versetzen. Besonders sind mir deshalb die Stunden unvergeßlich, die wir im Annatale bei der Wartburg verbrachten. Es war ein herrlicher Morgen, wir waren von dem ungewohnten Eselsritt auf die Burg müde geworden, und so legte sich Papa mit dem Gebet: „Deifel noch mal, ist das schön!" der Länge nach auf die Wiese. Wir folgten seinem Beispiel, und nun mußten wir den Atem anhalten, denn Papa wollte diese „himmlische Ruhe" hören! Auf einmal klang ganz leise aus der Ferne harmonisches Glockengeläute, welches immer näher kam, und endlich trat aus dem Wald ein alter Schäfer mit seiner Herde, deren Glöcklein alle nach einem bestimmten Akkord gestimmt waren. Dazu der herrliche Blick auf die Wartburg, die schöne Natur um uns — es war ein unbegreiflich wonnevoller Augenblick, der noch gesteigert wurde durch den poetisch angehauchten Schäfer, mit dem der Vater sogleich ins Gespräch kam und der uns alle möglichen „wahren" Geschichten von dieser Gegend erzählte. Zum Beispiel soll Attila mit Krimhilde in diesem Tal unter reichen Zelten Hochzeit gefeiert haben. Auch von der heiligen Elisabeth sprach er so vertraut, als wenn er sie gestern erst gesehen hätte. Dann zeigte er uns eine Höhle, in welcher der heilige Elias gelebt habe, sich im Sommer nur von Wurzeln nährend, während im Winter die heilige Elisabeth und die Ritter der Wartburg für sein leibliches



Skizze zu einer Madonna

Wohl gesorgt hätten. Papa liebte solche phantastische Erzählungen sehr, konnte prächtig zuhören und sich so lebhaft hineindenken, daß er es, im Augenblick wenigstens, selbst glaubte und durch leises Kopfnicken, wohlgefälliges Brummen oder aufmunterndes „höchst wunderbar, sehr merkwürdig" seine Aufmerksamkeit bezeigte. Darum waren ihm auch die Gegenden, von welchen etwas Geschichtliches zu erzählen war oder von denen eine, wenn auch noch so unwahrscheinliche Sage ging, die allerinteressantesten.

In Hamburg machten wir Aufenthalt, denn Papa wollte vor allem eine befreundete Familie besuchen, in deren luxuriösem, gastfreundlichen Hause er und Kreling in früheren Jahren viele schöne Tage zugebracht hatten. Nun pilgerten wir also bei einer rasenden Hitze an den Häusern entlang, dem schönen Altona zu. Papa, weit voraus, pustend und räsonierend, ich in der Mitte und endlich weit hinterdrein die Mutter, den Rock hochgeschürzt wegen des lästigen Staubes und den Häuserschatten klüglich aufsuchend. Beide Eltern waren in keiner allzu rosigen Stimmung, weshalb ich es vorzog, mich keinem in Hörweite zu nähern, und so wanderten wir fürbaß. In der Villa endlich, staubig und erhitzt angekommen, wurden wir von der Schar der Bedienten (welche in ihren grünen kurzen Atlasbeinkleidern und mit ihren undurchdringlichen Mienen einen ewig unvergeßlichen, erhabenen Eindruck auf mich machten) mit Naserümpfen und Kopfschütteln empfangen. Papa machte dieses Inkognito, dieses heimliche Überfallen, großen Spaß, während für mich der Spruch: „Kleider machen Leute" viel Wahres und unendlichen Wert hatte. Frau X. empfing uns mit Jubel und war von hinreißender Liebenswürdigkeit. Ich schüchterne Person aber verbrachte in diesem Feenpalaste, angetan mit einem unendlich einfachen aufgefärbten schwarzen Reisekleidchen, die ungemütlichsten Stunden meines Lebens, denn ich war durchdrungen von meiner Unwürdigkeit, von meinem Unvermögen,

in solch fürstlichen Räumen zu existieren, zu atmen, und hatte vor diesen märchenhaften Lakaien, die meiner Winke harrten, unbändigen Respekt. Die Eltern fühlten sich zu meinem Erstaunen sehr behaglich in der Pracht, während ich erst erleichtert aufatmete, als wir, Mama und ich, in den Zoologischen Garten gingen und ich mich dort an der Natur wieder aufrichten konnte. Nach ein paar Tagereisen kamen wir nach Husum. Dies kleine, wohlhabende Seeſtädtchen mit seinem eigentümlich internationalen und doch so ganz nordischen Charakter machte großen Eindruck auf uns. Besonders weiß ich mich einer Straße zu erinnern, oder ist es eben nur die Straße, deren einstöckige Häuschen wie Kinderspielzeug regelrecht und liebevoll nebeneinander gestellt waren. Vor jedem kleinen, rotgestrichenen Häuschen befand sich ein kleiner, sauber gehaltener Garten mit denselben Blumen und blitzenden Glaskugeln und eingefaßt mit demselben grüngestrichenen Zaun. Sah man durch die spiegelblanken Fensterchen in das Innere, so erblickte man manch wunderbare Tiere und Pflanzen aus fremden Ländern, welche die Besitzer von ihren großen Reisen mitgebracht hatten. An den dunkel gebeizten Holzwänden, deren unterer Teil meist mit farbigen Porzellankacheln geschmückt war, hingen die seltsamsten ausgestopften Vögel, unheimliche Meerungeheuer, getrocknete Gräser, seltene Gewächse und glänzende Muscheln. Auf den Gesimsen standen Schüsseln und Krüge, Instrumente, Schiffsmodelle, Waffen, alles Erzeugnisse ferner Weltteile, der Stolz der Familie. Wir traten in ein paar dieser kleinen Museen, um die Bewohner kennen zu lernen und waren ergriffen von dem eigentümlich herben, großartigen Charakter dieser wetterharten Menschen. Meistens waren nur Frauen, Kinder, Alte oder Kranke anwesend, denn die Männer sind oft monate- und jahrelang auf ihren großen Reisen, die sie entweder als Kapitäne oder in deren Diensten stehend, unternehmen. Selten bekommen die Zurück-

bleibenden Kunde von ihren Männern oder Söhnen und warten gottergeben, bis diese zurückkommen oder bis sie Nachricht von ihrem Tode erhalten. Oft warten und hoffen aber die Armen ihr Leben lang vergebens. Nach mehrstündiger ruhiger Fahrt, die mich deshalb sehr enttäuschte, weil ich mir eine Meerfahrt nur mit Sturm, Leck, Haifischen, Seekrankheit, denken konnte, kamen wir, umspielt von freundlichen Seehundsfamilien, endlich auf unserer Insel Föhr an. Wir bezogen eine sehr nette Pension, Villa Maria, weitab von dem Trubel der Badegesellschaft, und hatten es uns bald behaglich gemacht. Da Mama leidend und sehr ruhebedürftig war und nicht weit gehen konnte, so schlossen Papa und ich uns sehr aneinander an und verbrachten halbe Tage am Strand sitzend, lesend, schreibend, zeichnend oder am liebsten stumm dreinschauend, in welcher Kunst wir beide virtuos waren. Oder wir gingen auf den Dünen spazieren, beobachteten den Flug der Möven und Seeschwalben oder suchten und fanden Unterhaltung bei den interessanten Einwohnern der Insel. Papa konnte sich nicht genug darüber wundern und sprach es immer wieder aus, daß diese Menschen, durch den ewigen Kampf mit den Elementen, durch die ewige Gefahr, in der besonders die armen Halligenbewohner leben und aufwachsen, auch in ihrem Charakter einen rauhen, schroffen Zug bekommen haben, der ganz merkwürdig mit der harten, melancholischen Natur ringsum harmoniert. Trotz des Hanges der Eltern zur Einsamkeit war es aber doch zu meiner großen Freude nicht zu umgehen, mit den Badegästen bekannt zu werden und so war ich bald in einem großen Kreis von liebenswürdigen Menschen aufgenommen, die mich auf all' den schönen Partien, zu Wasser und zu Lande, mitnahmen. Eine Segelfahrt nach der Insel Amrum, die ich in großer Gesellschaft mitmachen durfte, war wohl eine der schönsten Partien. Bei sehr stürmischem Wetter fuhren wir, ungefähr 20 Personen, unter der Führung zweier

alter, handfester Matrosen, über das Meer und hatten sehr mit den Wellen zu kämpfen, so daß es sich wohl der Mühe lohnte, seekrank zu werden, von welch verlockender Gelegenheit einer unserer jungen Herren ausgiebig Gebrauch machte. Nur war die Situation für solches Tun etwas mißlich, da es auf dem kleinen Segelboot keine Kajüte gab, wo der Unglückliche still hätte dulden können; er mußte alles „coram publico" abmachen, und so konnten wir jungen Mädchen die verschiedenen Stadien der Krankheit auf's genaueste studieren und kennen lernen. Frau Schnorr von Carolsfeld, die Sängerin, war auch bei der Gesellschaft und gab uns den guten Rat, es wie sie zu machen und, um uns vor der fatalen Krankheit zu schützen (sich zu zerstreuen), die Wellen anzusingen, so laut und eindringlich wir konnten. Da schrieen wir also mit Todesverachtung, was uns nur einfiel, den aufgeregten Wogen entgegen, und Gott sei Dank, nicht allein, daß wir gesund und lustig blieben, dieser tolle Gesang wirkte hypnotisch auf das Wasser, denn allmählich beruhigte es sich und wir kamen ohne weitere Abenteuer in Amrum an. Dort verbrachten wir einen genußvollen Tag auf den Dünen und am Strand. Die Herren kochten auf freiem Felde Erbswurst mit Kartoffeln und Kaffee, wir deckten die Tafel, und so verging uns der Tag nur zu rasch. Abends ruderten wir bei wundervollem Mondschein, doch absoluter Windstille der Heimat zu, wo Papa, mich erwartend, schon am Ufer stand.

Auf dem Meere im kleinen Boot allein zu fahren gehörte wieder zu meinen speziellen Liebhabereien. Doch einmal wäre es mir, die ich mich bisher nur auf den unschuldigen Binnenseen bewegt hatte, beinahe übel bekommen. Wir, meine Freundin und ich, fuhren gegen Abend hinaus und dachten nicht entfernt daran, daß es Flut und Ebbe auf der Welt gebe. Deshalb waren wir sehr überrascht, daß, als wir endlich heimkehren wollten, weil es begann dämmrig zu werden, die Ruder meinen Armen durchaus nicht gehorchen

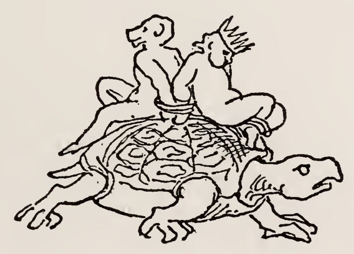
wollten. So wurden wir langsam, aber sicher, von der Ebbe an ganz Wyk und an der Badegesellschaft vorbeigetrieben, fanden das Ding sehr lustig und waren nicht wenig erstaunt, als Papa, der uns vom Ufer aus beobachtete, zu den Schiffern lief, ihnen unsere Situation erklärte, und bis diese ein Schiff flott machten, unruhig hin und her ging. Unterdes war mein Schiff glücklicherweise auf eine Sandbank festgerannt und blieb da gemächlich liegen, bis der Schiffer auf dem seichten Grund zu uns gewatet war. Ohne ein Wort zu sagen und ohne weitere Vorbereitungen lud er zuerst mich frisch und frei auf seine Schulter, trug mich ans Land, wo er mich wie einen Koffer neben Papa hinstellte, holte dann ebenso die Freundin und zog zuletzt das Schiff ans Land. Papa hatte, als alles gut abgelaufen war, großen Spaß an meinem Abenteuer, und ich mußte am andern Tag die ganze Geschichte, hübsch aufgeputzt und romantisch erzählt, nach Hause den Geschwistern beschreiben, was aber zur Folge hatte, daß mir gar nichts davon geglaubt wurde. – Manchmal machten wir auch kleine Ausflüge landeinwärts. Gelegentlich eines solchen wurden einmal Hünengräber ausgegraben, und ein andermal waren wir Zeugen des interessanten und geheimnisvollen Krickentenfanges. Die Ausbeute des letzteren war ergiebiger, als die des ersteren. Die Stimmung in der Natur war aber bei beiden Ausflügen ganz märchenhaft und eigentümlich.

Nach sechs sehr genußreichen und lustigen Wochen, die mit schönen Partien, mit Musik, Tanz und sonstigem Allotria reich geschmückt waren, nahmen wir schweren Herzens Abschied von den lieben Menschen allen und der schönen Natur und zogen langsam der Heimat zu.

In Hamburg wollten die Eltern sich diesmal nicht aufhalten, und so saßen wir ganz behaglich in unserem Kupee, das letzte Zeichen war schon gegeben – da sauste im Galopp eine Equipage

an den Bahnsteig! Frau X. winkte, der Diener lief, die Schaffner riefen, der Zug mußte warten. Die liebenswürdige Dame stürzte atemlos auf unser Kupee los, und nach einem endlosen heftigen Kampf, nach eifrigem Zureden, Bitten, Flehen ihrerseits, nach gewaltiger Gegenwehr elternseits, nachdem sich sämtliche Reisende und Schaffner um uns gruppiert hatten, um dem interessanten Streite zu lauschen, und ich in Muße die verschiedenen Gesichtsausdrücke des Publikums: Neugierde, Heiterkeit, Ergebenheit, Verehrung, Langweile, Ungeduld beobachten konnte; — da endlich gaben die Eltern nach und wir wurden, wie Napoleon auf Wilhelmshöhe, mit Sack und Pack nach dem schönen Altona eskortiert. Dort verbrachten wir wieder einen oder zwei Tage, in denen ich auf Seide schlief, auf Silber aß, auf dicken Teppichen schwebte, nur elektrische Glocken berührte und trotz meiner 19 Jahre einen recht kindischen, babyhaften Eindruck gemacht haben muß. Ja, wer hätte auch gedacht, daß ich imstande sein könnte, mich vier Wochen später zu verloben. Als wir endlich wieder im Zuge saßen, um nach Berlin zu fahren, da entschädigte ich mich für die zu schönen Tage des Gefesseltseins, indem ich meinen, wegen der gräßlichen Hitze etwas übel gelaunten Eltern solange Unsinn und schlechte Witze vormachte, bis sie beide in den Polstern lagen und Tränen lachten — ein Erfolg, den ich nicht vergessen habe, weil er besonders bei Mama so sehr selten zu erzielen war. In Berlin erwarteten uns meine beiden Schwestern Johanna und Maria, mit denen wir Potsdam, Sans-Souci und vor allem das Museum mit den Treppenhausbildern besuchten. Heute bedauere ich, daß ich damals noch zu jung war, um die Stunde richtig und in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen. Immerhin ist es mir aber in der Erinnerung ein schönes Bild, als der Vater, im Treppenhause des neuen Museums stehend, uns sein Werk erklärte und erläuterte und besonders zu den so sinn- und geistreichen Pilaster-

streifen kurze, treffende Worte sprach. Leider war der Aufenthalt in Berlin ein allzu kurzer: nach fünf Tagen hatte Papa schon genug, und so reisten wir ohne Aufenthalt nach Osnabrück, Krelingsche Verwandte besuchend, nach Bonn, wo wir bei lieben Freunden auch ein paar Tage zubrachten. Von dort machten wir schöne Ausflüge in die Umgegend, von denen mir besonders ein lustiger Eselsritt auf Stolzenfels unvergeßlich ist, wobei der Vater unseligerweise einen Esel bestieg, der einen wahren Heißhunger auf die Disteln hatte, die reichlich am Wege den Berg hinauf standen. So oft wir auch nach unserem Vater umschauten, nie war er da, wo er sein sollte: vor der Aussicht, immer steckte er tief im dickften Gestrüpp – dem Esel gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Keine Distel war zu hoch, keine zu tief am Bergrand, überall mußte der Vater auf seinem Grautier mit und tat dies mit wahrer Engelsgeduld. Denn wollte der Treiber sein Tier mit Schlägen auf den richtigen Weg bringen, so kam er bei dem Reiter schlimm an: „Aber so lassen Sie doch das arme Vieh in Ruhe! es hat eben Hunger; wer wird denn so roh dreinhauen!" So gab es zwischen den beiden fortwährend die bittersten Kämpfe, während wir uns vor Lachen nicht zu fassen wußten. Aber von der Aussicht hat der Vater nicht viel gesehen, versicherte uns aber dann, daß er nie gedacht hätte, welch schöne Pflanze und von welch interessanter Bauart die Distel sei.



Die letzten Jahre, welche Papa noch unter uns weilte, waren für ihn wohl die schönsten seines Lebens. Er hatte „das Glück", welches er in seiner Jugend so schwer entbehrte, so stürmisch suchte, sicher gefunden – soweit es für uns Menschen überhaupt erreichbar! Seine Kinder waren alle gesund und glücklich. Mein Bruder hatte nun auch seine Braut heimgeführt und in der Zeit des Hangens und Bangens in Papa seinen vertrautesten Freund gefunden. In seiner Kunst stand Papa wohl auf der Höhe und konnte mit Stolz auf die letzten Jahre, die reich an Erfolgen waren, zurücksehen.

Im Jahre 1871 rief Mama, die niemals ruhen konnte und immer für das Wohl anderer tätig war, mit mehreren Freunden eine Autographensammlung zum besten der Invaliden ins Leben. Während sie nun ihr ganzes Denken und ihre Zeit diesem schönen Werke opferte, fand ich einstweilen genügend Muße, mich unter



den Fittichen der Geschwister gründlich zu verlieben und mich endlich zu der Eltern namenlosem Erstaunen zu verloben mit meines Bruders ältestem Freunde, meinem Jugendgespielen und Duzbruder Karl Dürck, dem Sohne des Malers Friedrich Dürck. Im Juni des nächsten Jahres war unsere Hochzeit. Im Garten unter den schönen großen Bäumen fand das Mahl statt. Der ganze Platz und das Haus war festlich mit Blumen und Girlanden geschmückt, die Menschen heiter und angeregt und Papa wohl einer der Vergnügtesten.

Merkwürdig war des Vaters Abneigung gegen kleine Wohnungen. Deshalb kam er im ersten Jahre unserer Ehe nur selten zu uns und sagte öfters: „Nehmt Euch doch eine größere Wohnung! Könnt Ihr denn in diesen engen Räumen atmen? Was Euch an Geld dazu fehlt, will ich Euch ja gerne dazu geben, seid doch nicht so töricht und stolz!" – Wir waren aber sehr zufrieden so und wünschten uns nichts anderes. Im Sommer, als unsere Älteste geboren war, nahmen wir, wie auch im Jahre vorher, Landaufenthalt bei den Eltern an der Königinstraße, im kleinen Fremdenhäuschen. Frühmorgens hörte ich dann Papa schon im Garten: „Schläft denn das faule Volk noch immer?" frug er etwas respektswidrig unsere 16 jährige hübsche Köchin. Erschienen wir dann endlich, so machte es ihm Spaß, uns beim Frühstück Gesellschaft zu leisten, mir gute Ratschläge gebend, wie ich die Kleine den Tag über behandeln solle usw. Dann fuhr er das zarte Kind selbst im Wägelchen umher, stellte letzteres in die Sonne, machte die Vorhänge zu oder auf, wehrte die Fliegen ab und gebärdete sich so vorsichtig wie eine alte, erfahrene Kinderfrau. Bei seinen Mahlzeiten mußte ich, nun ich so nahe war, meistens assistieren, und er hatte die größte Freude, wenn ich Elsbeth mitbrachte und sie ein Biskuit aus seiner Hand nahm. „Ist auch alles in Ordnung bei ihr?" frug er oft mit entsprechender

Handbewegung. War aber das Kind krank, was leider oft der Fall war, so ließ Papa sich nicht sehen, denn er hatte eine große Abneigung gegen Krankenzimmer.

Am Abend saßen wir meist im Garten vor unserer Villeggiatur. Da sahen wir dann von weitem erst eine rotglühende Zigarre durch die Gebüsche leuchten und immer näher kommen. Mit auf dem Rücken gefalteten Händen kam Papa dann gemütlich durch den Garten zu uns und schaute, ob wir „etwas Vernünftiges zu essen" hätten. Bestand unser Souper aber aus Rettig und Käse, unserer Lieblingsspeise, so war er sehr unzufrieden mit seiner Umschau, ging fort und kam nach kurzer Zeit wieder mit einem Teller in der Hand, auf dem allerlei Leckerbissen aufgetürmt waren. So verstrichen die Sommermonate nur zu rasch, und es wurden von den Eltern schon Pläne gemacht, was im nächsten Jahre für die Kleine alles angeschafft werden solle, damit sie im Garten ungestört spielen könne. Die Sonntag Mittage, die uns alle im Elternhause vereinten, waren auf ihrer Höhe. Liebenswürdige, geistreiche Menschen wechselten ab, die Tafelrunde zu verschönern.



Am ersten März 1874 wurde das 25jährige Direktorjubiläum Papas gefeiert. Am Vorabende brachten wir Kinder dem geliebten Vater unsere Wünsche dar, nicht ahnend, wie bald der grausame Tod ihn uns entreißen sollte. Am Morgen des ersten kamen die verschiedenen Deputationen der Stadt, der Akademie, Universität, mit schönen Adressen und herzlichen Worten; alle Freunde und Bekannten kamen und trugen zur festlichen Stimmung des Tages bei. Am Abend fand ein großer Fackelzug statt, und es war ein unvergeßliches Bild, als Papa grüßend und dankend am Fenster stand, während unten die begeisterten Rufe erschallten. Da er der Rede nicht mächtig war, so gehorchte er der Stimmung des Augenblicks und ging mit dem großen Familienpokal hinunter auf die Straße, gefolgt von seinen Söhnen, die einen Korb mit Champagner trugen, und trank den jungen Leuten zu. Es war ein großer Jubel, ein nicht endenwollendes Hochrufen, als Papa auf diese originelle Art seinen Dank ausdrückte. Noch lange saßen wir mit den nächsten Freunden musizierend und in anregenden Gesprächen beisammen.

Am nächsten Abend war dem Vater zu Ehren ein großes Bankett in den „Vier Jahreszeiten", an dem wohl mehrere hundert Menschen teilnahmen. Wir Frauen saßen oben auf der Galerie und spiegelten uns in des Vaters Glanz. Auch hier zog Papa es vor, statt einer schlechten Rede lieber jedem einzelnen ein paar freundlich herzliche Worte zu sagen, und so machte er denn förmlich Cercle und tat dies mit der ihm eigenen liebenswürdigen, vornehmen Grandezza. Es machte den Eindruck, als sei er das so gewöhnt von Jugend auf! – Am Morgen dieses schönen Tages hatte Papa den großen Ordensstern überreicht bekommen. Unsere Freude darüber war groß, und wir lasen mit Interesse das Schreiben, das der Gabe beilag. Etwas gedämpft wurden unsere Gefühle, als wir erfuhren, daß der Stern aus Silberflitter gemacht

sei in der Art der Kotillonorden, und daß der Vater sich den wirklichen silbernen Orden selbst kaufen „dürfe" resp. müßte. Da diese Auszeichnung abends bei der Feier schon die Brust des Vaters schmücken sollte, hieß es eiligst sich danach umzutun, die Sache zu ordnen. — Da kannten wir aber unsern Vater schlecht. Die verschiedensten Blitze umzuckten seine klaren Augen, während er ganz ruhig erklärte: „Was? ich soll mir den Orden selbst kaufen? Fällt mir nicht ein! Laßt die Geschichte gehen — denn ich stecke heute Abend gerade diesen herrlichen Silberstern an, und kein Mensch wird ahnen, daß der Kaulbach solch falsches Zeug an sich trägt — nein, ich finde den Stern ja ganz herrlich, seht nur wie das glänzt — er paßt ja großartig zu mir —." Und so geschah's. Der Vater sah ganz prächtig aus, und der Stern flimmerte und glitzerte — ebenso wie seine lustigen Augen, die manchmal zu uns heraufgrüßten. —

„Zur Belohnung lade ich Euch nun alle zusammen nach Bozen ein; da wollen wir mal recht fidel sein!" — So sprach Papa ein paar Wochen später am Palmsonntag zu uns, als wir in fröhlicher Tafelrunde beim Champagner saßen. An eben diesem Mittag hatte unser unvergeßlicher Freund und Hausarzt Professor von Bökh uns sehr vernünftige Ratschläge gegeben und kluge Gedanken ausgedrückt über die Cholera, die damals am Erlöschen war. Niemand von uns hatte Furcht, am allerwenigsten Papa, und so machten wir den Reiseplan fertig und genossen schon alle Herrlichkeiten im voraus. Es sollte unser letztes Zusammensein mit ihm sein. Ein paar Tage vor der Reise bekam er einen leichten Ischiasanfall; da aber der Doktor sagte, es habe nicht viel zu bedeuten und Papa könne in ein paar Tagen reisen, so drang er darauf, daß die anderen alle vorausreisen und Quartiere machen sollten, er wolle bald nachkommen. Ich selbst mußte ohnedem zurückbleiben, da unsere kleine Elsbeth in den nächsten Wochen

die älteste werden sollte. – Der dringende Wunsch des Vaters war es, daß wir sofort nach dem Ereignis in die Königinstraße, in das Fremdenhäuschen, ziehen sollten, und er freute sich schon auf die kleine Bande. So reisten denn meine Schwester, Marie V. mit ihrem Mann, Bruder Hermann mit Frau, mein Mann und dessen Schwester, die Papa sehr gerne hatte und die er durchaus auch dabei haben wollte, ganz vergnügt und lustig ab. Mama wollte wieder das Haus hüten, und so waren wir zu dreien.

Am Ostermontag, den 6. April 1874, ging ich wie alle Tage zu den Eltern. Am Tag vorher hatte ich auch dort gegessen und fand Papa etwas schlechter Laune wegen seines Fußes, der ihn schmerzte. Heute aber kam mir Mama schon am Tor entgegen und sagte, der Vater sei sehr unwohl. Ich suchte sie zu beruhigen und ging zu Papa ins Schlafzimmer, wo er angezogen auf dem Bette lag, sehr angegriffen aussah, aber ziemlich heiter war. Er freute sich über einen Brief meines Mannes, den ich ihm mitgebracht hatte und vorlesen mußte. Dann sagte er: „Lies doch ja auch das Telegramm von den Bozener Kindern, das heute gekommen ist! Das ist ein übermütiges, lustiges Volk." Ich frug ihn nach seinem Befinden: „Ach", sagte er, „der Fuß ist ja unbedeutend, aber nun habe ich diese scheußliche Münchener Krankheit, und die macht einen so kaput." Ich erzählte ihm von Elsbeth, machte ihm schlechte Witze vor, und schließlich lachte er ganz vergnügt. Im Laufe des Abends steigerte sich aber die Krankheit so sehr, daß ich mich entschloß, die Nacht da zu bleiben, denn auch Mama schien ängstlicher, als sie gestehen wollte. Auch Professor von Bökh, der schnell geholt wurde, blieb die Nacht bei uns. Er erklärte es für Cholerine; doch bei Papas Alter (69 Jahre) und etwas schwachem Herzen sei Gefahr nicht ausgeschlossen. Nun bekam der Kranke stündlich Kampferöleinspritzungen. Obwohl er viel schwächer geworden war, nahm er doch noch an

allem Anteil, was um ihn vorging. Als der Doktor nachts an sein Bett trat, sagte er: „Ja, lieber Doktor, Sie kommen noch so spät zu mir, das ist doch sehr liebenswürdig. Josephine, gib doch dem guten Doktor ein Glas von dem köstlichen Wein!" Um Papa nicht zu beunruhigen, ging ich nicht mehr in sein Zimmer, doch hörte er mich draußen und frug, wer da sei; als Mama ihm aber versicherte, er habe sich getäuscht, so genügte es ihm. Bei allem, was der Doktor tat, wollte er den Grund wissen, warum und wozu es geschehen, und interessierte sich sehr für die ganze Behandlung. Wenn der Doktor ihm den Zweck des Einspritzens erklärte, was er sehr geschickt und vorsichtig tat, um den Kranken nicht zu erschrecken, so war Papa ganz erfüllt von Bewunderung und rief aus: „Höchst wunderbar, sehr merkwürdig!" Nichts beunruhigte ihn, und die schlimmsten Erscheinungen legte er als günstige für seinen Zustand aus. Nur einmal sagte er: „Nun sagen Sie mal, lieber Freund, hab ich denn nicht die Cholera, es wäre mir ja sehr interessant, wenn ich sagen könnte – ich habe diese infame Krankheit gehabt!" – Allmählich wurde Papa heiser; man gab ihm kleine Eisstückchen, auf welche man ein paar Tropfen Äther träufelte. Dies war ihm sehr erquickend und er sagte oft: „Ach, das schmeckt wie die Seligkeit!" Als es ihm einmal sehr schlecht und elend war, sagte er: „So muß es einem Sterbenden zu Mute sein!" Daß er selbst aber ein solcher war, das kam ihm nicht in den Sinn, es war nur wie ein vorübergehender Gedanke, wie er überhaupt von jetzt an apathischer wurde und nicht mehr viel nachdachte, und das war ein Segen. Doch gab er noch Mama seine Perücke vorsichtig in die Hand und erklärte ihr genau, wie sie dieselbe über die Waschkanne hängen müsse, wo ihr ständiger Platz war; auch ließ er sich seine alte seidene Kappe geben, um die „neue" zu schonen, wie er überhaupt mit seinen Kleidungsstücken unendlich akkurat und ordentlich war.

Gegen Morgen erklärte der Arzt, er habe nur wenig Hoffnung, und wir sollten gleich nach Bozen und Nürnberg telegraphieren. Von 10 Uhr morgens an war der Kranke viel bewußtlos. Dr. Reuter aus Nürnberg, ein alter Bekannter, kam, nichts ahnend, zum Besuch und war entsetzt, Papa sterbend zu finden. Überhaupt kamen, trotz der Ansteckungsgefahr, viele Menschen, die sich alle in teilnehmendster Weise erkundigten, und mancher gab uns gute Ratschläge, was wir alles mit dem armen Kranken probieren sollten. Für die Mutter waren diese Besuche eine Erleichterung; ich blieb immer im Nebenzimmer, immer horchend, immer auf dem Sprung, Mama zu rufen, wenn Papa stöhnte oder leise „Josephine" rief. Später setzte ich mich auf die Treppe vor dem Gartenzimmer, dessen Türe ich anlehnte. Ich durfte nicht in Papas Zimmer gehen, denn er konnte es niemals leiden, wenn man ihn krank oder im Bett liegen sah, deshalb blieb auch Mama nicht an seinem Bett, sondern immer im Nebenzimmer. Er lag immer noch in der Joppe auf dem Bett und so starb er auch. –

So konnte ich also nichts tun und helfen, als hin und her laufen zwischen Zimmer und Küche, um die gewärmten Tücher zu holen, oder die Eisstückchen mit den 5 Tropfen Äther herzurichten. Als Doktor Reuter ihm von Nürnberg erzählte, war er gerade von einer langen Ohnmacht wieder zu sich gekommen und gab jetzt ganz kräftige Antworten: „O, die Nürnberger Kinder sollen es gar nicht wissen, daß ich krank bin, sollen es gar nicht wissen!"

Um 4 Uhr war der letzte große Krampf. Er lag jetzt bequem, seit Dr. Reuter und Martin, unser treuer Diener, ihn gebettet hatten. Doch wurde der Puls immer schwächer, und die Bewußtlosigkeit nahm zu. Von 4 Uhr an wurde er ruhig und stöhnte nur manchmal.

Dr. Reuter mußte leider wieder fort und sagte mir, daß Krelings, die ihre Ankunft für abends 10 Uhr depeschiert hatten,

Papa wohl kaum mehr lebend treffen würden. Auch Mama wußte, wie hoffnungslos es stand, Dr. v. Bőkh hatte ihr alles gesagt, und das war gut, denn es ging alles so schnell und das Entsetzliche trat so rasch ein. Da mußte man vorbereitet sein. Es kamen immerfort Leute, die nachfrugen; der Schrecken in der Stadt war furchtbar, besonders da die Cholera ja scheinbar erloschen und Papa wirklich das letzte Opfer war!

Dr. G. Stieler blieb bei uns zu unserer großen Beruhigung, denn wir beiden Frauen waren so sehr verlassen und bedurften der Stütze. Meinen Zustand vergaß ich natürlich ganz, und es ist ein Wunder, daß mir die entsetzliche Aufregung und die körperliche Anstrengung in keiner Weise geschadet hat.

Um 6 Uhr wurde Papas Atem kürzer, es wurde still um ihn und in ihm, und um 1/4 nach 8 Uhr abends hörte er auf zu atmen. — Daß Papa, der sonst Weinen und Klagen nicht sehen und hören konnte, der ein so weiches Herz hatte, bei unserem großen Jammer sich nicht rührte und stumm und kalt da lag, als wenn er nur schliefe, das konnte ich nicht begreifen und ich meinte, er müsse uns noch hören! — Um 10 Uhr abends kamen Krelings ganz verzweifelt! — Am andern Morgen um 6 Uhr kamen mein Mann und die Geschwister alle von Bozen. Sie hatten in Innsbruck von Dr. G. Stieler ein Telegramm mit der Todesnachricht vorgefunden und eine entsetzliche Reise hinter sich. Wenn ich an ihre Ankunft denke, so höre ich nur einen lauten, gräßlichen Jammerschrei, mehr weiß ich davon nicht. —

Papa wurde im Gartenzimmer in einem Blumenmeer aufgebahrt, doch durfte ich ihn nicht mehr sehen. Wie glücklich war ich aber, daß ich hier geblieben war und bis zuletzt noch bei ihm hatte sein können. Seine Taschenuhr blieb zur selben Stunde, als er starb, stehen, und in der Nacht wurden alle seine geliebten, schönen Tauben vom Marder getötet. —

Nun Papa tot war, wollten wir erst recht, um Mama zu zerstreuen, bald hinunterziehen und taten dies trotz Cholera und trotz der sogenannten ungesunden Gegend schon nach wenigen Tagen. Es war auch die höchste Zeit, denn schon am 21. April, genau nach vierzehn Tagen, auch an einem Dienstag Abend um ein Viertel nach 8 Uhr, kam unsere zweite Tochter zur Welt. „Wenn das noch Papa erlebt hätte" — so sagten wir bei diesem frohen Ereignis und sagten es Jahre lang nachher bei allem, was uns Gutes und Glückliches geschah!!



Meine Mutter überlebte den Gatten noch 22 Jahre (sie starb mit 86 Jahren) und hatte, umgeben von Kindern, Enkeln und einer Schar treuer Freunde, ein harmonisches, sorgenloses Alter, das sie mit Grazie und Würde trug. – Herzliche Teilnahme und wirkliches Interesse fühlte sie für alle ihr Nahestehenden und hatte offenes Herz für jeden, der bei ihr Rat und Hilfe suchte; denn das Alter legte einen veredelnden, versöhnenden Glanz auf ihr in jungen Jahren oft leidenschaftliches, herbes Wesen. Nun bildete ihre kleine Tafelrunde stets reizvollen Anziehungspunkt für alt und jung, darunter vor allen ihr sehr lieber Neffe F. A. Kaulbach, für den sie stets beinah mütterliche Liebe empfand und der ihr in treuer Anhänglichkeit seit frühen Kindertagen unendlich zugetan war. – So ward sie nicht müde, Besuche zu empfangen und mit klugen, guten Worten das Gespräch zu leiten und anderen zuzuhören. Denn die Kunst des Zuhörens war ihre eigentliche Stärke, und darin bestand ihre Macht über die Menschen. Jeder, der bei ihr saß, ihr sein Herz ausschüttete und in die klaren, großen Augen schaute, konnte mit der festen Überzeugung scheiden, daß die alte Frau nur für ihn und seine großen und kleinen Sorgen Sinn und Mitgefühl habe. Denn sie verstand es, dank ihrem guten Gedächtnis, auf längst vergangene Fragen und Zweifel aufs neue zurückzukommen, sich mit jugendlichem Feuer zu interessieren und sich in die Gedanken anderer einzuleben und mitzuraten. Ihre Riesennatur widerstand beinah allen Alterserscheinungen – so kam der Tod mit zarter Hand und löschte sacht und milde das Licht, das so vielen Trost und Freude, Erhebung und Liebe gespendet hatte.





Josephine Kaulbach von F. A. von Kaulbach

Briefe



Geleitwort

Der folgende Briefwechsel entstand in den Jahren 1830–1865. Von 1847 ab arbeitete Kaulbach jeden Sommer, mit Ausnahme einiger Jahre, in Berlin an den großen Wandgemälden des Treppenhauses im „Neuen Museum".

Diese sechs Bilder erfreuen heute, nach beinahe siebzig Jahren, das Auge des Beschauers durch ihren Glanz und die Frische der Farben, als hätte der Künstler eben erst den Pinsel weggelegt. Dies ist der kürzlich erfolgten sorgsam durchgeführten Renovierung zu danken, die, ohne die Farbe selbst anzugreifen, die Schicht von Ruß und Staub wegnahm und so den Figuren wieder neues Leben einhauchte.

Schon im Jahre 1842 begannen die Verhandlungen über diese Gemälde. 1842 schickte v. Olfers, der Direktor der Galerie, den definitiven Kontraktentwurf. Kaulbach sollte den Gegenkontrakt mit zwei Siegeln zurückschicken. Da er aber kein Siegel hatte, drückte er irgend einen flachen Gegenstand darauf, was von höherer Stelle übel vermerkt wurde, den Künstler aber nicht weiter störte. Daß zeitweilig eine Pause eintrat, kam hauptsächlich durch den Streit, den die Wahl des sechsten Bildes veranlaßt hatte. Eine gewisse Eifersucht zwischen Berlin und München geht auch hier aus

der erregten Korrespondenz hervor. „Nur nichts für Berlin" sagte König Ludwig bei jedem Besuch im Atelier Kaulbachs. Der ließ sich jedoch nicht irre machen, arbeitete er doch schon seit Jahren an dem Plan, den Skizzen und an ernsten wissenschaftlichen Studien für das Bild «Zeitalter der Reformation», mit Luther als Mittelpunkt. König Friedrich Wilhelm aber und andere maßgebende Persönlichkeiten wünschten eine andre Richtung verherrlicht und zwar durch die Darstellung der «Einweihung des Kölner Doms»; auch «Die Entdeckung Amerikas» und «Der Untergang Trojas», sogar ein Bild aus der ägyptischen Blütezeit kamen in Erwägung. Doch Kaulbach vertrat seine Idee mit aller Energie und wartete ruhig – das heißt was man bei solch lebhaftem, impulsiven Geist „ruhig" nennen kann – bis er endlich als Sieger aus dem Streit hervorging.

Aber nicht nur für die Charakteristik des inneren Menschen sind diese Briefe lesenswert – auch das äußere Geschehen, die Zeitereignisse mit ihren mannigfach bewegten Vorgängen in Berlin und München werden hier wieder wach und lebendig; da: die Austreibung der Lola Montez, dort: politische Umtriebe und Revolution; – die Begründung des Deutschen Flottenvereins, wie auch Gedanken und erste Schritte auf sozialreformatorischem Gebiet – alles das wird, frisch, wie es der Tag bringt, vor unseren Augen aufgegriffen, und dies eifrige Besprechen, hinüber und herüber, berührt uns fast unmittelbar, wie Selbsterlebtes; so, wenn wir, im Jahre 1865, ins Theater versetzt, mit dem Publikum in atemloser Spannung das Zeichen von Bülows Taktstocke erwarten, der uns die Wunder der Tristanpartitur zum ersten Mal enthüllen wird – Wunder, die in der damaligen Zeit vom Publikum weder verstanden noch erkannt wurden.

Dazu bringt der Verkehr mit bedeutenden Menschen und deren Briefe eine fesselnde Note in das Ganze und gibt einen kulturhistorischen Überblick über Denken und Handeln der damaligen

Zeitgenossen. Da lesen wir Briefe von A. v. Humboldt, Mörike, Pettenkofer, Liszt, Döllinger u. a., die teils in Berlin mit Kaulbach, teils im Münchner Heim verkehrten – im Heim, das den ganzen Sommer über des Künstlers Sehnsucht bildete. Welch ein Opfer er der Kunst brachte, indem er gerade in der schönsten Jahreszeit sich von Familie und Haus, besonders auch vom geliebten Garten, trennte, trotz all seiner Begeisterung für die Kunst, das geht wie ein roter Faden durch die arbeitsreichen Jahre und spiegelt sich in den Briefen an Weib und Kind immer wieder von neuem.



W Kaulbach

1830

Kaulbach ist als Cornelius-Schüler nach München gezogen, von wo er an die Seinen in Waldegg schreibt und durch kleine Aufträge in den Stand gesetzt ist, den Eltern und Schwestern das Leben etwas zu erleichtern.

Kaulbach an seinen Vater

Ich bitte Dich, schreib mir doch bald, wie es Dir geht; ob die Düsseldorfer tätig gewesen sind für Dich. Ich zweifle nicht daran; Du kannst mir gewiß bald freudige Nachrichten mitteilen. Mir geht es recht gut; Arbeit in Fülle auf viele Jahre hinaus. Statt den Dichter T.[1]) bearbeite ich den Wieland; aus den Werken des ersteren war nichts für die bildende Kunst herauszubringen; ich habe an ihm gedrückt wie an einer Zitrone. Kein Tröpfchen, kein Bildchen war zu genießen. Zum Wieland habe ich dann noch vom König den Klopstock und den Papa Goethe bekommen. Aus dem ersteren werden 24 Bilder, aus Goethe über 50 Bilder gemacht. Die kann ich nun freilich nicht alle selbst ausführen, wohl aber entwerfen. Ich muß mir also Gehilfen nehmen, die nach meinen Skizzen ausführen. Ja, Arbeit genug. Da wird mirs aber erst recht wohl und behaglich zu Mute, wenn ich bis über die Ohren in dem Schaffen stecke. Da möchte ich wie im Wasser in der Arbeit schwimmen. Aber auch Unangenehmes ist bei der Sache, was das Finanzielle betrifft. Ich will damit nicht sagen, daß es schlecht bezahlt wird. Aber das ist ein Hin- und Herlaufen, ehe man den Akkord abgeschlossen hat, ein Wuchern und Schachern. Aber man wird dazu gezwungen, die Unterbeamten an der Baubehörde zwicken einen Unerfahrenen, wo sie können. – In den Froschpfuhl all das

[1]) Tieck?

Volk verbannt! – Sobald ich die Räume an den Wänden für die Bilder[1]) eingeteilt und den Akkord gemacht habe, schreibe ich Dir etwas ausführlicher. Ich bin aber noch nicht fertig mit Aufzählen der Arbeit. Ich muß in der Pinakothek auch Freskobilder ausführen, und zwar nach den Skizzen des Meisters Cornelius. Dieses kann ich aber erst machen, wenn das Vorhergehende fertig ist. Dafür bekomme ich 1600 Gulden. Dann habe ich noch ein Ölbild zu malen. Dann werde ich mit dem Fürsten aller Kunst- und Buchhändler, Cotta, wegen Herausgabe eines Werkes in Verbindung treten, und dann – aber es ist zum Lachen wie ich meinen Faden in die fernste Zeit hinausspinne – muß ich Cornelius in der Kirche[2]) helfen.

Kaulbach an seine Eltern

Ich habe das Vergnügen, Euch sagen zu können, daß sich meine Verhältnisse seit kurzem noch um vieles gebessert haben. Nun werde ich auch immer mehr in den Stand gesetzt, Euch, meine lieben Eltern, noch viele Freude zu bereiten, und immer werde ich bereit sein, Euch, meine vielgeliebten Schwestern, hilfreiche Hand zu leisten für Euer künftiges Wohlergehen. Ich habe Euch herzlich lieb.

Lieber Vater! Für Deinen ausgezeichnet schönen Brief an Josephine danke auch ich Dir vielmal; einen solchen Brief hatte ich noch nie von Dir gelesen. Du hast ganz sokratische Lebensansichten mit Humor darin entwickelt. Wahrhaftig, wenn ich überdenke, was wir in unserem Beisammensein über dies Kapitel sprachen, erhältst Du in meinen Augen Ähnlichkeit mit diesem großen Athenienser – aber freilich, um es ganz zu werden, müßtest Du in Athen im freien Staate sein, und nicht da, wo Du vielleicht jetzt noch bist.

[1]) Bilder der Residenz und im Odeon.

[2]) Ludwigskirche.



Josephine als Braut

1831

reist Kaulbach von München, wo er mit anderen Cornelius-Schülern an den Deckengemälden des Odeons beschäftigt war, nach Düsseldorf, um seine Militärpapiere zu ordnen, und trifft hier mit den früheren Kollegen wieder zusammen. Er erzählt darüber seiner Braut, Josephine Sutner, die sich in den Sommern 1831–32 bei Freunden in Bayerdiessen aufhält.

Kaulbach an Josephine

Meine vielgeliebte Josephine! Den 4. Juli 1831

An diesem Tage in der Mittagsstunde fuhr ich von München weg. Wrangel, Schäffer und Heinlein begleiteten mich bis an den Wagen. Jetzt rollt der Wagen zur Stadt hinaus, und ich nehme gleich den Bleistift zur Hand, um für Dich, mein teures Liebchen, einiges aufzunotieren.

Vor Jahren zog ich dieselbe Straße mit meinem Ränzelchen auf dem Rücken, die violette Mütze auf dem Kopfe und in Gesellschaft von vielen Künstlern, nach Nürnberg. Angenehme Rückerinnerungen. Um wie vieles herrlicher haben sich unsere Verhältnisse gebessert, wie schön hat sich unsere Liebe seit dieser Zeit entwickelt! – – Es wird Abend. Rechts in weiter Ferne sehe ich Ingolstadt liegen, eingehüllt in bläulich abendlichen Duft. Selbst das Blasen des krummbeinigen Postillons, der den Jungfernkranz mit großer Genialität vorträgt – stört mich nicht in meinen wachen Träumen.

Den 5. Juli

Jetzt sind wir schon im Rezatkreise. Hier hat der Papst sein Recht verloren; nichts wie protestantische Ortschaften; auf allen Kirchturmspitzen sieht man einen Hahn, der den Morgen der geistigen Freiheit verkündet. Wenn der Wagen stille hält, um die Pferde

zu wechseln, so sind wir gleich von einer großen Masse Volks umgeben, die, ernsthaft und mit großen Bibeln unter dem Arm, uns anschauen. Da sehe ich manches interessante Gesicht. Sie haben große Ähnlichkeit mit den Bauern auf meiner Zeichnung zum «Sonnenwirt». Ein schönes uraltes Städtchen, Merkendorf, sehe ich rechts



liegen. Die protestantischen Einwohner dieses Örtchens wollten der bayerischen Regierung nicht erlauben, die Landstraße durch ihr Städtchen zu führen, ohngeachtet des pekuniären Nutzens. Die eigentliche Ursache davon war: sie wollten kein zweites Tor in die Stadtmauer brechen und dann auch nichts vom Getümmel der Welt hören. Vorwärts! Die Hügel und Berge sind mit Wäldern bedeckt, und da schaut ein Wartturm ins Land hinaus – Monumente einer längst verklungenen Zeit! Eben wie ich dieses niederschreibe, schnarcht die alte Dame neben mir entsetzlich und der alte Jude fängt zu gähnen an; einer nach dem andern von der Gesellschaft macht es ihm nach!

Den 7. Juli

In Frankfurt bin ich im Pariser Hof (Zimmer Nr. 41) abgestiegen. Vor meinem Fenster ist ein großer Platz, wo eben scheußlich Musik gemacht wird. Das sind mir schöne Soldaten, die da herumstolzieren, es ist als wenn Kinder spielen! Ich glaube der wachthabende Offizier ist auch zugleich Besenverkäufer, denn ein großer Haufen neuer Besen liegt vor dem Wachthause aufgeschichtet. Es sollte mich das auch gar nicht wundern; denn in dieser Stadt schachert und spekuliert jedermann, der Jude sowohl wie der Christ, und keiner ist daher dem andern vorzuziehen. Es ist nur wunder=

bar, daß ein Mann wie Goethe hier auferstehen konnte, ohne daß sein außerordentlich großer Genius von dem Teufel des Geizes und der Gewinnsucht niedergedrückt wurde.

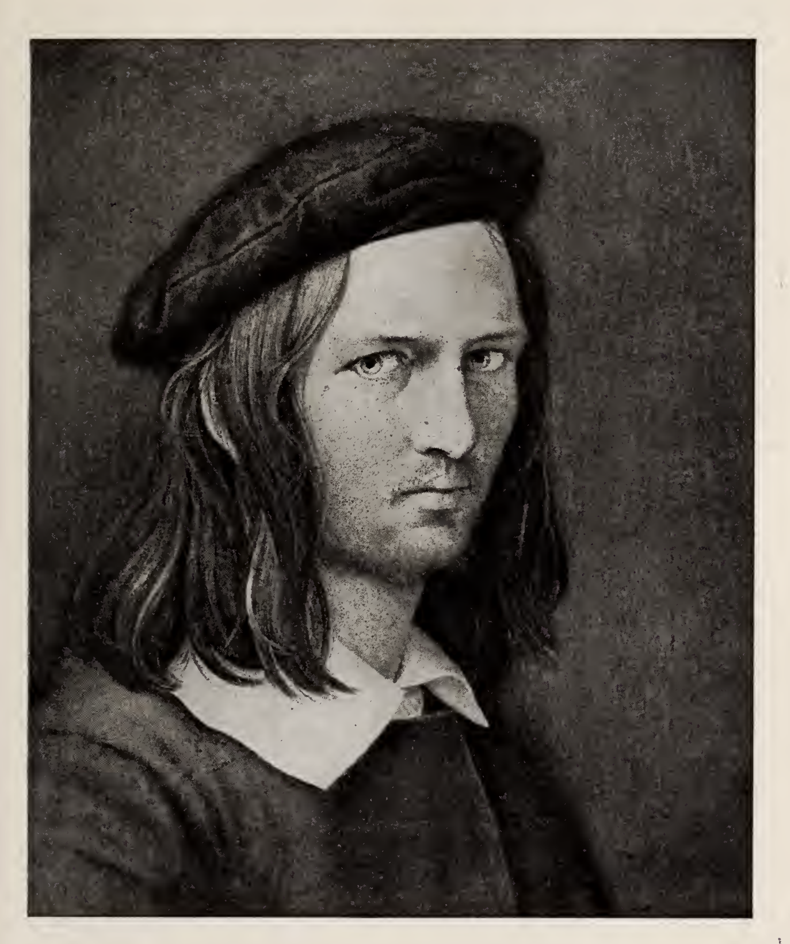
Abends

Der Tag scheint recht bestimmt zu sein, mich zu ärgern. Zuerst erfuhr ich, daß erst nachmittags 4 Uhr das Dampfschiff nach Mainz fährt. Ich suchte mich zu beschäftigen und gehe auf das Städelsche Institut, werde aber abgewiesen, weil es erst nachmittags 3 Uhr geöffnet wird. Wahrscheinlich haben dann erst die vornehmen Juden gespeist, und, um die Verdauung zu befördern, besuchen sie dann diese Galerie, wo es dann auch anderen (welche Kunstfreunde und keine Juden sind) erlaubt ist einzutreten.

Nun sitze ich in einer gotischen Kirche, um Dir dieses alles zu schreiben. Nun höre, was mir hier begegnet ist: Ich trete in die Kirche, gehe durch die Säulengänge und freue mich über die große Einheit, über die Harmonie des Ganzen, ohne welches nichts Schönes bestehen kann, das fähig wäre auf unser Gemüt einigen Eindruck zu machen. Ich hatte mich für den einzigen Menschen in der Kirche gehalten, nun aber sehe ich in einer Seitenkapelle ein reizendes junges Mädchen knieen und vor einem großen Heiligenbilde sehr andächtig beten. Ich schleiche mich näher hinzu, um sowohl das Bild als das Mädchen besser sehen zu können. Von dem ersteren war es nicht möglich, etwas zu unterscheiden; es hing zu schräg an der Wand; das Mädchen aber sah ich um so besser. Die reizende Betende bewegte so anmutig ihr Köpfchen nach dem Bilde, sie schaute den Heiligen mit ihren schönen, schmachtenden Augen so vertrauensvoll an, daß ich anfing, einen großen Begriff von dem Heiligen zu kriegen. Je länger ich das Mädchen ansah, um so heftiger wurde meine Begierde, auch das Bild zu sehen, welches einen so schönen Eindruck auf das Mädchen machen konnte. Hier hoffte ich Ersatz für meinen Ärger (von dem Vormittag) zu finden.

Was für ein Meisterwerk sowohl in der Ausführung als auch in der Wahl des Gegenstandes mußte dies herrliche Bild sein!! Das Mädchen wurde immer verklärter, und ich immer ungeduldiger. – Endlich steht sie auf, nimmt eine geweihte Kerze, zündet sie vor dem Bilde an, macht einen demütigen Knix und entfernt sich. Mit einem Sprung war ich aus meinem Hinterhalt und stand vor dem Bilde – und fing dann auf einmal so laut zu lachen an, daß es in der stillen Kirche laut widerhallte, dann aber fühlte ich, wie ich rot vor Verdruß wurde. Das Bild stellte vor, wie dem heiligen Bombardenius das Fell über die Ohren gezogen wird! Die Henkersknechte machen eben eine kleine Pause, um ihre Messer zu wetzen; einer hat es sogar im Munde und zieht mit beiden Fäusten am Felle. Der Heilige schneidet zwar entsetzliche Gesichter, aber er hat sich's vorgenommen, ein Märtyrer zu werden! Wer ist von den beiden, der Künstler des Bildes, oder das schöne Mädchen, am abgeschmacktesten? Der Herr Maler verdiente Prügel, und das Mädchen? – nun, die ist ein Gänschen. Gottlob, daß die Zeiten vorbei sind, wo das Verwerten solch scheußlicher Kunstwerke an der Tagesordnung war; es ist aber doch schrecklich, daß ein solcher Geschmack lange anhalten konnte, da doch die Wahrheit und Schönheit in der Natur dem Menschen so nahe liegt! Wie betrübt ist es, daß gewiß manches große Genie durch den Zeitgeist vernichtet wurde.

Den 9. Juli bin ich in Düsseldorf glücklich angekommen. Über alle Erwartung bin ich freundlich von den hiesigen Künstlern aufgenommen worden. Es sind aber auch in jeder Beziehung vortreffliche Menschen. Diese Freundschaft ist meiner Seele ein Labsal. Anfänglich wollte ich mich nur einen halben Tag hier aufhalten; ich kann aber nicht von hier fortkommen und werde von einem Feste zum anderen geladen. Durch den Direktor Mosler, meinen ersten Lehrer, wurde



Wilhelm Kaulbach, Selbstporträt

ich mit Direktor Schadow[1]) bekannt gemacht, der erst vor einigen Tagen von Rom zurückkehrte. Er stand dort mit unserem großen Cornelius in Verbindung, sie erneuerten das Bündnis, welches sie schon in jungen Jahren in Rom geschlossen hatten. Dieses kann für uns jüngere Künstler von großem Nutzen sein, da es zu einem wechselseitigen Austausch der Ideen und Arbeiten zwischen Düsseldorf und München anregen wird. Meine Arbeiten haben hier außerordentlich gut gefallen; sie kannten diese nur vom Hörensagen. Die Darstellung meines «Narrenhauses» und des «Sonnenwirts» erregte Erstaunen. Sie sagten, sie hätten bis jetzt keine Vorstellung gehabt, wie vielseitig sich ein Künstler ausbilden kann: wie vielerlei ihm zu Gebote steht, auf welch mannigfaltigem Wege er die Natur kennen lernen kann. Ja, daß es sogar notwendig ist, den Menschen in allen erdenklichen Verhältnissen zu studieren, sie mögen uns nun als Narren oder als Weise erscheinen. Kurz, die Arbeiten waren ihnen eine merkwürdige Erscheinung. Auch wunderten sie sich darüber, daß man den Schattenseiten des Menschenlebens auch Poesie abgewinnen könne. Der Eindruck war aber nur darum so groß, weil die Künstler nur immer trachten, sich in den siebten Himmel der Begeisterung zu zaubern, und glauben, dieses Gebaren sei die einzige Quelle der wahren Kunst. Aber darum bringen sie eben nur Figuren zum Vorschein, die zu sehr überirdischer Natur sind. Es kommt aber nur darauf an zu bestimmen, was eigentlich die Aufgabe ist: Die Menschen darzustellen wie sie wirklich sind – siehe Shakespeare – oder wie sie in einem exaltierten Kopfe idealisch gebildet werden. Meine Muse bestimmt mich für das Erstere.

Mülheim, den 17. Juli

Vorgestern in der Früh bin ich hier angekommen. Diese Freude hättest Du sehen sollen. Im ganzen Hause schrie es: Wilhelm ist

[1]) Fr. W. v. Schadow 1789—1862, Direktor der Düsseldorfer Akademie.

da! Alle weinten vor Freude, und die ganze Nachbarschaft eilte herbei, um den seit fünf Jahren Abwesenden zu sehen und zu begrüßen. Nun muß ich den ganzen Tag von Dir erzählen: wie wir uns kennen lernten, wie Du um mich viel leiden mußtest, welches Deine liebsten Schriftsteller sind, wie Du aus wahrem Bedürfnis religiös bist und wie Du suchst, Dich täglich mehr auszubilden. Dann muß ich Deine ganze Figur beschreiben. Und da solltest Du nun meine Zuhörer belauschen können – da sitzen sie und sind ganz Ohr!

Lebe wohl meine liebe, beste Josephine! Ewig Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Mülheim, den 22. Juli

Wie ich vor vierzehn Tagen in Düsseldorf war, hat mich der Graf Speeh, ein großer Kunstfreund, zu sich eingeladen. Letzten Sonntag, den 16. Juli stattete ich ihm meinen Besuch ab. Da er zwei Stunden von hier auf seinem alten Schlosse wohnt, machte ich mich früh auf den Weg, nahm einen Boten mit, der mich durch einen tiefen, fast unzugänglichen Wald führen sollte. Aber einen schlechteren Wegweiser hätte ich mir nicht wählen können; schon nach kurzer Zeit war der Weg verloren – meine Verlegenheit wuchs mit jedem Schritt, denn ich merkte an dem Stande der Sonne, daß wir die Richtung ganz verloren hatten. Um uns nun noch verwirrter zu machen, mußte der Teufel uns noch einen Holzdieb in die Quere führen, der, um nicht verraten zu werden, uns erst recht irre machte. Ich sah ihn, wie er sich durch das Gebüsch schlich, einen Esel, mit gestohlenem Holze beladen, vor sich hertreibend. Dies war das erste Mal, daß ich einen Spitzbuben in seinem Berufe sah. Es ist



mir das sehr interessant, denn es ist ein großer Unterschied, einen Dieb in Ketten und Banden zu sehen, und einen, der eben in der Ausführung einer Spitzbüberei begriffen ist. Ebensowenig, wie man in einer Menagerie sich eine Vorstellung von der Wildheit der Tiere machen kann, die dort gezeigt werden. Der Wald war auch ganz zum Aufenthalt für Räuber geschaffen; denke Dir eine öde sumpfige Waldung, abwechselnd bald schwarze Tannen, bald alte Eichen und Buchen, die ihre phantastischen, knorrigen Äste in einander schlingen, so daß wir uns meist gebückt durchwinden mußten; aber zu tief durfte ich meinen Kopf auch nicht biegen, da ich sonst Gefahr lief, von Dornen, Disteln und Heidekraut zerkratzt zu werden. Wilde Pferde, die hier noch geduldet werden, der Spitzbube mit seinem Esel, mein Führer und ich waren die einzigen lebenden Wesen, die ich hier sah. Endlich nach dreistündigem Herumirren, wobei wir öfter in Gefahr waren, in einem Sumpf umzukommen, hörte ich aus weiter Ferne Hundegebell und Jagdhorn blasen. Dieses veriet mir die Nähe des gräflichen Schlosses und das Ende meiner Irrfahrten. – Nun hatte ich große Mühe, meine Kleider wieder in Ordnung zu bringen, um mich der gnädigen Gräfin und den reizenden Töchtern in meinem vorteilhaftesten Äußeren zeigen zu können. Ich mußte bis abends acht Uhr bleiben und fuhr dann in der gräflichen Equipage nach Hause!

Auf Deinen Rat werde ich in diesen Tagen an Cornelius schreiben, und wenn Du willens bist auch an ihn zu schreiben, so führe es nur schleunig aus; ich stimme völlig bei. Sage Cornelius, daß ich ihm sicher Nachricht von meiner eiligen Abreise gegeben hätte, wenn ich seinen Aufenthalt gewußt hätte; er war ja gerade auf der Rückkehr von Italien! Sage ihm, wie ich noch immer mit ganzer Seele ihm zugetan bin. Mit jedem Jahr vermehrt sich meine Achtung vor ihm, daß ich ihn immer als meinen liebevollen

Meister anerkennen werde, selbst wenn uns viele hundert Meilen trennen sollten. Du kannst ihm auch sagen, wie außerordentlich freundlich ich von Schadow als Cornelius-Schüler aufgenommen wurde; überhaupt erzähle ihm von der Freundschaft, die ich hier unter den Malern Lessing u. a. m. genossen habe! Ja, liebes Herz, setze den Brief an Cornelius gleich auf, es wird ihn auch freuen, etwas von Dir zu hören. Eben habe ich Deinen Brief wieder überlesen. Cornelius' Besorgnis ist mir auffallend. Er glaubt am Ende, ich käme nicht mehr wieder, ich hätte mich aus dem Staub gemacht! Das wäre zum Lachen! Aber nein, wie kann in Cornelius' großer Seele solch ein Gedanke entstehen. Sollte sein großer Genius nicht stärkere Bande bilden, die sich um seine Angehörigen schlingen? Sollte dieser Künstler, dessen gewaltiger Geist bis zur Sonne emporfliegt, um sich dort das Feuer der Begeisterung zu holen, für kleinere Geister nicht immer ein Vorbild, ein hell leuchtender Stern sein? Wäre es möglich, daß wir aufhören könnten, ihn als Haupt der Kunst zu betrachten, und wir als seine Planeten dazu bestimmt sind, seinen Bahnen zu folgen? – Nein!!! – Alles für die Kunst, für meine Liebe und den Ruhm! nie werde ich diesem Schwur entsagen!! Lebe wohl, teure Josephine!

Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Meine liebe Josephine!

Gestern war ich zum Mittagessen bei Cornelius. Er kam verdrießlich und traurig nach Hause, denn er hatte Briefe aus Rom bekommen, die ihm das Kranksein seiner Frau melden, und mehrere andere häusliche Unannehmlichkeiten. Der Mann ist wegen seines Familienglückes nicht zu beneiden. Von diesem Glücke genießt er wenig. Aber ein solcher Geist bedarf eben so wie unser eins der geselligen Mitteilung, der Erheiterung, der liebevollen Pflege einer Frau – so ein Weib muß ein Künstler haben; aber·

solche Frauen, die im wahren Sinne des Wortes Gefährtinnen des Mannes sind, blühen nur in Deutschland und nicht in Italien, wo sie dem Manne nur eine ewige Plage sind, voll von Eitelkeiten und vielen Leidenschaften, die wahrhaftig für die Länge keine anziehenden Eigenschaften sind. Bei Tisch wurde vieles über unsere Reise nach Venedig gesprochen; denn Du mußt wissen, liebes Herz, diese Reise ist ganz bestimmt in Starnberg ausgemacht worden. Cornelius, Wrangel und Prof. Hermann werden auch mitgehen. Es scheint daß Cornelius an unserer Gesellschaft (daß Ihr Frauen auch dazu gehört, versteht sich von selbst) so viel Geschmack gefunden hat, daß er jede Gelegenheit ergreift, mit uns zusammen zu sein. Nach dem Essen lud Cornelius mich ein, mit ihm und seiner Tochter spazieren zu gehen. Obgleich ich nun gar gerne gearbeitet hätte, konnte ich es doch nicht abschlagen, denn es war das erstemal, seit er mich kennt, daß er diesen Wunsch äußerte. Wir sind dann nach Sendling gegangen, und es wurde viel über Kunst gesprochen. Auf dem ganzen Heimweg erzählte er mir aus seinem Leben die interessantesten Züge. Er will seine Lebensgeschichte niederschreiben. Das wird nun freilich nicht bloß eine Biographie, sondern auch eine Kunstgeschichte der Zeit, in der Cornelius gewirkt hat. Z. B. was war die deutsche Kunst vor 20 — 30 Jahren? Durchaus keine selbständige, nationale, sondern nur eine lebende Nachahmung der Französischen. Des Deutschen Natur ist: bedächtigen Schrittes, jede Kleinigkeit wohlbeachtend nach dem großen vorgesteckten Ziele emsig fortzustreben. Dies gilt nicht allein für die Kunst, sondern auch für alle Fächer des Wissens. Der Franzose aber — der hüpft und springt, wenn er malt, er hüpft, wenn er schreibt, und beim Nachdenken schneidet er seine Kapriolen. Wie konnte aber solch ein Treiben, solch eine Art zu sein, auf deutschen Boden verpflanzt, dem Cornelius zusagen? Nun erzählte er mir, wie er als Jüngling das Bedürfnis nach Selbständigkeit leb=

haft gefühlt habe, wie dann eine lange Prüfungszeit gekommen sei voller Zweifel an sich selbst: ob seine Kräfte auch wohl hinreichen, eine neue, deutsche fortbauend auf der alten guten Kunst wieder zu erwecken. Dann, nach langem Hin- und Hersinnen, hat er endlich den Entschluß gefaßt, mit den Bildern zum Faust öffentlich aufzutreten, und damit fängt nun Cornelius' tatenreiche Laufbahn an; da ging die Sonne auf, die bis zum heutigen Tage auf jeden, der für das Schöne empfänglich ist, ihre erquickenden Strahlen ausbreitet, und wenn dieser leuchtende Stern nicht erschienen wäre, würden wir vielleicht noch in der Dämmerung leben müssen.

Dein treuer Wilhelm



1832

Kaulbach an Josephine

Den 10. Juli

Am vergangenen Samstag habe ich mit Cornelius (schon wieder Cornelius!) einen der schönsten Abende, so lange er mein Meister ist, verlebt. Ich holte ihn nach dem Arbeiten zum Spazierengehen ab, und nach kurzem Beraten, machten wir uns nach dem „Grünen Baum" auf den Weg. Dort angekommen habe ich mich in drei Gegenstände verliebt: Zuerst in ein schönes, kleines, reinliches – Zimmer, das außerordentlich gemütlich und heimlich ist, denn man ist dort ganz abgesondert und kann mit seinen Freunden sich ungestört unterhalten. Nur dringen manchmal aus dem entfernten Gastzimmer einige Akkorde bayerischer Melodien herüber, welche immer ein melancholisch süßes Gefühl in mir erregen, selbst wenn es heitere Gebirgslieder sind. Also in dieses Zimmer wurde ich von Cornelius eingeführt, der dort häufig mit Ringseis, Professor der Medizin, und Professor Schubert bei einem Glase Bier und schönem Gespräch sich des Lebens freut. Der zweite Gegenstand ist das sehr gute Tölzer Bier. Diesen meinen zweiten Gegenstand würden wärmere Liebhaber gewiß zu ihrem ersten Gegenstand erwählen, du kennst aber meinen Geschmack und weißt, wie sehr ich die Mäßigkeit liebe; und daß mein Geschmack gut ist, das beweise ich dadurch, daß ich zu meinem dritten Gegenstand die Frau Wirtin erwählt habe, die uns mit großer Freundlichkeit bedient. „Donner und Doria! über diese Liebschaften ohne Ende" – wirst Du rufen – „da ist es nötig, daß ich bald nach München komme, um diesem Unfug ein Ende zu machen." Aber beruhige Dich, das sind nur so kleine Liebhabereien, die, sobald das schöne Wetter aufhört und man nicht mehr spazieren gehen kann, ihre Endschaft

erreicht haben. – Cornelius erklärte mir, zu welch hohem Zweck und auf welche Art er als Künstler berufen sei, mit so einfachen, schönen Worten, daß es mir ewig im Gedächtnis fortleben wird. Er sagte unter anderem, daß er nie durch seine Persönlichkeit, durch seinen Rat wirken könne; er sei nicht berufen auf der Akademie Professor zu spielen, sondern er müsse durch das lebendige Wirken seines Geistes unsichtbar auf die Menge wirken. Ja! wie ein höheres Wesen erschien er mir. Sein Körper, seine irdische Hülle kam gar nicht in Betracht, nur die Werke, die Früchte seines Geistes, sollten Anerkennung finden; die sollten leuchten, erleuchten –

Ewig Dein treuer Wilhelm



1835

Am 22. Juni 1833 waren die Liebenden nach vielen Jahren treuen Harrens endlich vereint worden. Nach traurigen Zeiten, denn sie haben den Verlust des ersten Kindes zu beklagen, reist Kaulbach 1835 zu Studienzwecken nach Italien.

Kaulbach an seine Frau

Den 25. Juni

Während ich diese Zeilen schreibe, fahre ich auf der Etsch zwischen Roveredo und Verona auf einem Floße! Was habe ich alles Herrliches, Schönes gesehen! O herrliche Gegend!! Könntest Du doch bei mir sein, dann würde ich alles doppelt genießen können. Aber ebenso wie die Gegend schön ist, ist auch das Volk heruntergekommen. Keine Spur von Wohlstand, alles zigeunerhaft und verlumpt. Und dieses Ungeziefer! o es ist eine Qual! – Soeben bin ich durch die Chiusa gefahren. Sie ist ganz vortrefflich von Rottmann aufgefaßt in den Arkaden. Es ist das zweite Bild! Auch Trient, das erste Bild, habe ich schon gesehen. –

Verona, 26. Juni. Seit gestern Mittag bin ich hier in dieser schönen Stadt. Ich kann mich aber unmöglich aussprechen! In solch einer Stimmung bin ich in meinem Leben noch nicht gewesen, denn das ist eine Herrlichkeit, eine Pracht!! Vor allen Dingen das über alle Beschreibung großartige Amphitheater, vom römischen Kaiser Diocletian erbaut und von Napoleon I. ausgebessert, dann Überbleibsel einiger Triumphbögen und dann die römische Brücke über die Etsch. Die Kirchen, Grabmäler, der Palast des Dietrich von Bern; o herrlich! herrlich! Und dann dieselben Straßen und Häuser, wo Romeo und Julia sich liebten und ihre Verwandten sich tödlich haßten und befehdeten. Und hundert andere Sachen,

die ich Dir alle mündlich mitteilen will, denn mein Kopf ist jetzt so voll, daß ich Dir unmöglich mehr und besser schreiben kann, und zweifle überdies, ob ich es je werde besser können. Wenn ich einmal meine Zeichnungen zu Romeo und Julia werde ausführen, dann werde ich mich in Figuren und ausdrucksvollen Köpfen aussprechen – aber nie mit Worten! –

Lebe wohl, mein geliebtes, teures Weib, und küsse für mich mein liebes Johannchen.

Ewig Dein treuer Wilhelm

Ich bin seit 3 Tagen in Venedig. Ich hatte keine rechte Ruhe mehr, es zog mich gewaltig hin zur Stadt der Paläste. – Wahrhaftig, ich bin mit sehr großen Erwartungen hierhergekommen, meine Anforderungen haben sich auf meiner Reise ins Ungeheure gesteigert, denn bei jedem herrlichen Gegenstand der Kunst oder Natur, welche die größte Begeisterung in mir erregten, rief man mir überall die Worte zu: Nach Venedig! nach Venedig! da überschaut man alle früheren Kunstepochen, da ist alles um vieles bedeutender! – Nun, da habe ich mich denn aufgemacht und bin am achten Tage meiner Reise hier eingetroffen, nachdem ich mich in Verona nur 1½ Tage aufgehalten hatte.

Nun staune ich seit 3 Tagen alle die Wunder an, ohne ein Wort sagen zu können – gehe umher wie ein Träumer, der im Geiste 300 Jahre früher durchlebt; denn man wird hier bei allem in die vergangene Zeit zurückgeführt; da erscheinen nun alle Beschreibungen und Erzählungen wie ein Schatten der Wirklichkeit! – Hierher sollten alle Künstler wallfahrten gehen, hier muß man niedersinken und anbeten. Von Tizian und Paul Veronese und vielen anderen alten Meistern sieht man die besten Produktionen – und wie ist das alles gemacht! wie herrlich gemalt! da ist mir ein Licht aufgegangen, was malen heißt!

Mich erhebt das alles in hohem Grade, erfüllt mich mit neuer Lust und Kraft, auch etwas in der Kunst zu leisten. Wie freue ich mich daher, geliebte Josephine, ganz außerordentlich auf mein großes Bild. Da wird Dein Mann etwas produzieren, was manchem großen Werke an die Seite gestellt werden kann.

Ich habe auf meiner Reise Kunstüberreste aus allen Jahrhunderten gesehen. Von den Juden, Arabern vor Christi Geburt, von den alten Römern, den Goten, Völkerwanderung, bis in die blühende Zeit des Mittelalters. Aus all diesen Kunstperioden haben sich noch herrliche Werke erhalten in Mosaik, Skulptur, Öl, Tempera und Fresko – heidnische und christliche Baukunst. All dies steht noch und trotzt dem Zahn der Zeit, spricht noch zu uns und gibt Zeugnis, daß es zu allen Zeiten große, bedeutende Männer gegeben hat. Ihr unsterblicher Name geht von Mund zu Mund; wie viele Menschen, wie viele Generationen haben sich schon an diesen Werken erquickt und erfreut, alle Jahrhunderte sprechen den Segen über diese Männer!!!

Darum flehe ich zu Apollo und seinen neun Schwestern auf die inbrünstigste Weise: mir in meinen Arbeiten beizustehen, mich mit dem reinsten Feuer der Begeisterung für die Kunst zu beseelen, damit ich nicht mit der letzten Schaufel Erde der menschlichen Vergessenheit übergeben werde.

Ich muß Dir aber, liebe Josephine, doch eine kurze Schilderung meines hiesigen Lebens machen: Ich wohne bei einem deutschen Wirt, esse aber außer dem Hause und zahle für mein Zimmer 24 Kreuzer. Mein Bett ist leidlich reinlich und besteht aus einer in der Mitte halb durchgelegenen Matratze mit ebensolchem Kopfkissen, und unter einer Decke, die einstmals weiß gewesen, ruht nun Dein lieber Mann in Gesellschaft einiger Wanzen und Flöhe. Um Dir aber einen Beweis zu geben, wie sehr die friedliche Natur über die Zanksucht, welche Du an mir so tadelst, in mir gesiegt hat,

will ich Dir folgendes anführen: Ich habe mit den Wanzen und Flöhen, meinen ehemaligen großen Feinden, den 1000 jährigen Frieden geschlossen; denn ich konnte mich vor ihnen nicht mehr retten. Da bin ich also mit ihnen übereingekommen, ihnen täglich eine gewisse Portion von meinem Blute zu überlassen — und auf diese Weise vertragen wir uns gegenseitig und gewöhnen uns auch mit der Zeit aneinander.

So gut es mir nun auch hier gefällt, so freue ich mich doch wieder außerordentlich nach Hause zu Dir, liebes Weib, und zu meinem lieben einzigen Kinde. Mir ist, als wäre ich schon ein Jahr fort. Grüße Raczynski und die andern Freunde!

Dein Wilhelm

Bozen, den 9. August

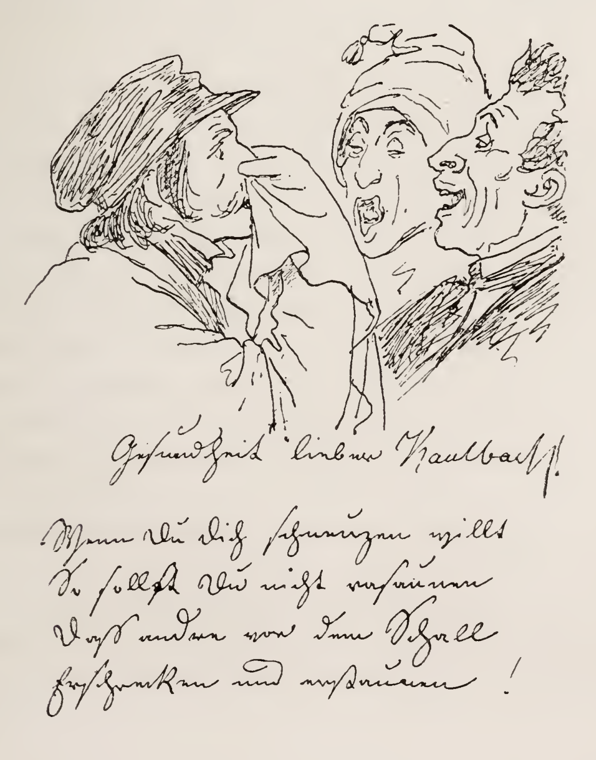
Ich bin heute Nacht hier angekommen, direkt von Venedig, und bin sehr müde, denn in dem Stellwagen wird man so zusammengerüttelt, daß mir alle Knochen weh tun. Jetzt werde ich aber den übrigen Weg zu Fuß machen mit einem Führer, der mir den Tornister trägt, über Meran, Passeier — Zillertal nach München, da werden aber fast 8 Tage vergehen, aber künftigen Samstag 15. mittags denke ich in Ebenhausen einzutreffen; wenn Dir das zu weit ist (dem Kinde könnte das Fahren auch schaden), so hoffe ich, Dich in Obersendling beim Grafen Zech zu treffen. Jetzt will ich aber etwas schlafen, denn während ich dies hier schreibe, ist ein Auge schon zugefallen vor Müdigkeit, und das andere ist nur noch ein bißchen offen.

Dein treuer Wilhelm

Meran, den 10. August

Du wirst Dich wundern, daß Du von jeder Station einen Brief erhältst, aber es geschieht nur deshalb, damit sich mein liebes Weib keine unnötigen Sorgen macht, wenn ich künftigen Samstag nicht in München eintreffen sollte, wie ich Dir gestern geschrieben

habe. Die Leute wissen mir nicht genau anzugeben, wie weit München von hier entfernt ist auf dem Weg durchs Gebirge. Also kann ich meine Ankunft nicht mit Bestimmtheit sagen. Was ich auf meiner Reise hierher bei dem Anblick des frischen, saftigen Grün und der hohen Baumgruppen, bei dem frischen Luftzug, der durch die Täler weht, für einen großen Genuß hatte, ist kaum zu sagen; all meine Lebensgeister werden wieder rege und lebendig; bei der toten, dürren, verbrannten Natur Italiens waren sie am Erschlaffen und Ermatten. Italien sieht mich so bald nicht wieder; unser Vaterland ist auch schön und bringt das Herrlichste hervor. Nun gehts ins Passeiertal, über den Jauffen ins Zillertal zu Dir! nach Hause! Ich küsse Euch tausendmal. Dein treuer Wilhelm



1845

Josephine ist bei Dessauer[1]) zu Besuch, Kaulbach in München.

Josephine an Kaulbach

Aus Kochel bei Dessauer

.... Heute wurden im Garten die schönen Zwiebel: Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, gesetzt. Jede Sorte dieser Blumen hat ihren eigenen Namen von berühmten Männern, z. B. Humboldt; eine Sorte wird auch Görres genannt; diese steckte ich in den Boden mit dem Wunsche, daß sie alle anderen an Geruch und Schönheit übertreffen möge. Wenn eine von diesen Zwiebeln Blumen hat, dann schickt mir Luise eine davon, damit ich sie dem alten Görres zum Geschenk mache. Es war für mich von großem Interesse zu sehen, wie diese Zwiebeln sich vermehren. Es gibt selbst in der Blumenwelt fruchtbare und unfruchtbare Mütter, die eine hat viele, die andere wenig Kinder. Solch ein Kind, das an der Mutter hängt, bedarf fünf Jahre, bis sie zur schönsten Blume gelangt, dann wird sie abgelöst und die Mutter wird klein und immer kleiner, bis sie zuletzt ganz zusammenschrumpft. Geht das nicht im Leben ebenso? Aber wo wird der Mensch mehr darauf hingewiesen, als in der schönen Natur! Man sieht nichts anderes als die Allmacht Gottes; alles was mich umgibt, wo mein Auge hinblickt, ist durch göttliche Hand geschaffen – das erhebt den Menschen; ich wollte, ich könnte immer hier bleiben und hörte nichts mehr von dem kleinlichen Treiben der Menschen. Wie schön denke ich mir dies Leben in unseren späteren Jahren.

---

[1]) Dr. Dessauer, bekannter Advokat in München, hatte einen schönen Besitz in Kochel. Seine Gattin Luise, eine liebenswürdige, schöne, fantasievolle Frau. Die große Familie war innig befreundet mit Kaulbachs.

Es ist hier wunderschön zu leben; wahrhaftig, es sind vortreffliche Menschen, die ganz für die großartige Welt geschaffen sind. Dieser klare, gesunde Verstand ohne alle Verkünstelung und Weichlichkeit, diese wahre Menschenliebe, die nicht nur in Worten besteht, sondern täglich ausgeübt wird! Wenn ich diese Menschen betrachte und dann mit mir vergleiche, da sehe ich, wie viel ich noch zu lernen habe, um mich ihnen zu nähern – kurz und gut, sie sind kräftig an Körper und Geist.

Kaulbach an Josephine

Oktober

Komm doch bald nach Hause. Es wird für mich in die Länge doch hier zu langweilig und einsam. Wenn ich abends nach Hause komme, vermisse ich Dich und die Kinder sehr.

Du hast uns mit so reizenden, herrlichen Farben die Natur und Deinen Aufenthalt beschrieben, daß wir hier in München, wo uns nur Kunst umgibt, das Maul halten müssen. Ich will Dir also nur so viel sagen, daß ich recht fleißig bin und seit einigen Tagen wieder am Reineke Fuchs arbeite. Künftige Woche werde ich wieder am großen Bilde anfangen, und da wir jetzt Oktoberfest haben und Dein Mann samt seiner Werkstatt zu den Preiswürdigsten Münchens gehört, so habe ich unermeßlich viel Besuch.



Ja, wahrhaftig, Deine Briefe sind allerliebst; Du wirst jeden Tag liebenswürdiger und durch die herrlichen Bäder wahrscheinlich noch schöner und jünger – einer Aphrodite gleich – nur eine unangenehme Geschichte ist bei Deiner Verjüngung: ich werde neben Dir zu sehr als alter Vulkan erscheinen. Ja, liebe Josephine, ich bin glücklich, daß Du mein bist,

und wir können dem Himmel nicht genug danken, daß wir uns fanden, und daß unsere Liebe keine flüchtige, sondern eine beharrliche ist, und ich möchte Dir jetzt gleich einige Busserln geben! Ich hoffe also Dich und die Kinder bald und gesund wieder zu sehen. Unserer trefflichen Freundin Dessauer gib in meinem Namen einen Kuß und versichere sie meiner unbegrenzten Verehrung.

Dein Wilhelm (zur Zeit Strohwitwer)

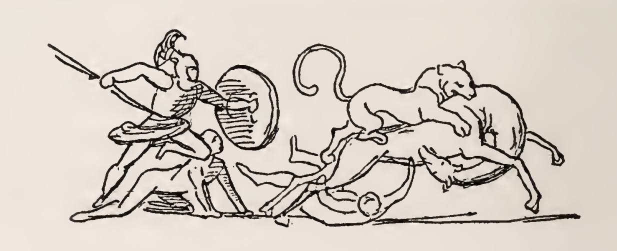
Raczynski an Kaulbach

Lissabon 1845

... Die Bestellung[1]) meines königlichen Herrn ist Ihrer würdig. Wenn ich mir einen Rat erlauben dürfte, so würde ich sagen: vermeiden Sie die Tages-Manien und die politischen und religiösen Zwiste in den zu wählenden Gegenständen. Es gibt der großen Momente von allgemeinem Interesse genug. Tragen Sie zur Aufregung nicht bei, sie ist ohnehin groß genug. Es wird Sie niemand verdächtigen, sich zu derselben nicht erhoben zu haben; es wird vielmehr ein jeder einsehen, daß Sie dieselbe überragen, daß Sie der ewige, für alle Zeiten große, von der Gegenwart Unabhängige sind. Sind Sie aber von der Gegenwart ergriffen, so ist's besser, daß Sie in derselben verbleiben und sich von derselben begeistern lassen, denn in der Kunst ists besser Fanatismus als Kühle; die Vernunft leidet darunter, aber die Kunst gewinnt.

Raczynski

[1]) Die Wandgemälde im Treppenhaus des Berliner neuen Museums.



1846

reist Kaulbach, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, nach Ems zur Kur, um danach seine Eltern in Mülheim a. d. Ruhr zu besuchen. Dort erreicht ihn die Nachricht von der glücklichen Geburt seines Sohnes Hermann.

Josephine an Kaulbach in Ems

Juni

Soeben brachte der Briefträger Deine teuren Zeilen. Es ist mir leicht ums Herz, seit ich Dich glücklich in Ems weiß. Wie freue ich mich, daß Du so viel Schönes siehst, genieße es nur recht aus voller Seele, ich will mit Schreiben nichts versäumen, um Dich heiter und froh zu erhalten. Wie mögen Stilkes sich gefreut haben, aber bitte, rede ihnen nicht zu viel zu, nach München zu kommen, denn wenn sie sich dort schon unglücklich fühlen, wie würde es ihnen erst hier ergehen, wo man noch viel größere Anforderungen macht in künstlerischer Beziehung!? Neues ist im Hause und im Atelier nicht vorgefallen; die ganze Menagerie erfreut sich des besten Wohlseins; die jungen Schwalben in Deinem Schlafzimmer sind gestern zum erstenmal in die Welt geflogen, kommen abends aber immer wieder zurück. Nun noch eine große Neuigkeit, die Du vielleicht noch nicht erfahren hast. Nämlich in Rom ist bereits ein neuer Papst gewählt, der erst 54 Jahre alt sein soll. Er soll ein ausgezeichneter Mann sein; man erzählt hier allgemein, seine erste große Tat sei gewesen, die Ehe bei den katholischen Priestern einzuführen. Du kannst Dir denken, wie nun geschrien wird. Wenn es wahr ist, so wäre es wirklich merkwürdig, daß in dieser bewegten, aufgeregten Zeit ein so aufgeweckter vernünftiger Mann an die Spitze der Katholiken kommen muß, der all diesem Unfug und Mißbräuchen vielleicht ein Ende macht.

Gott gebe, daß es wahr ist, und daß er fortfahren möge, den Sumpf zu reinigen; dann sehen wir noch einer schönen Zukunft entgegen. Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Juni

Liebe Josephine! Ich muß Dich doch bitten, wenn Dich das Schreiben zu sehr anstrengt, es nicht zu tun, so leid es mir auch ist; schreibe nur jeden Tag einige Zeilen. Gesegnet sei der Tag, wo ich höre, daß Du gutes, bestes Weib mir ein gesundes Kind geboren hast. Ich habe eine Ahnung, daß alles ganz vortrefflich vonstatten gehen wird. Daß meine guten Kinder so fleißig sind, freut mich sehr. Meine liebe Johanna wird in den verschiedenen Wissenschaften große Fortschritte gemacht haben, und daß mein Mohrenköpfchen Maria so herrliche Strümpfe strickt, die gewiß für mich bestimmt sind, das freut mich sehr! Ich küsse Euch in Gedanken. Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Bad Ems, 24. Juni

Von meinem Fenster aus sehe ich das gegenseitige Ufer der Lahn entlang, wo die Quellen, die Bäder, Spaziergänge, die Läden und Spielhöllen sich ausbreiten. Die Lahn ist voll von heißen Quellen, die ich deutlich von meinem Fenster aus zählen kann, es sind ungefähr 100; sie sind an einem leichten Kochen auf der Oberfläche des Wassers erkennbar. O! möchten diese unterirdischen, geschäftigen Geister ihre heilbringenden Quellen

auf einem anderen Teil der Erde hervorsprudeln lassen! Dort würden sie in Marmor eingefaßt und mit prächtigen Arkaden umgeben werden. Hier aber sind ihrer in so großer Menge, daß man sie nicht mehr beachtet. Also an das jenseitige Ufer gehe ich jeden Morgen ½6 Uhr und während ich das warme Wasser trinke und unter schönen grünen Bäumen mit schönen Frauen oder Männern, so gut es meine dermalige Laune zuläßt, mich unterhalte, wird eine Stunde lang recht schön Musik gemacht. Dann wird gefrühstückt, gebadet und bis zum Mittagessen spazieren gegangen. Satt darf man sich aber ja nicht essen! Bitte, teile dies Hundeleben dem Doktor Zink[1]) mit. Nachmittags muß man zuerst spazieren gehen und zuletzt Wasser trinken, natürlich immer mit Musikbegleitung! Nicht wahr, jetzt werdet ihr mit der guten Maria sagen: „Wundervoll, sehr wundervoll!"

Josephine an Kaulbach

Den 4. Juli

Gott sei Dank, daß Du so heiter und vergnügt bist und Du Dich so gut in das Badeleben hineinfindest, denn trotz Deines Räsonierens kann ich doch herausfinden, daß es Dir nicht gar so unangenehm ist; es freut mich recht, Dich in angenehmer Gesellschaft zu wissen, nur tut es mir leid, daß Du Dich nicht satt essen darfst. Aber es muß ein lustiges Leben sein. Gute Musik, schöne Frauen – was willst Du mehr? Genieße es nur recht und denke nicht zu viel an mich.

Guido Görres[2]) läßt Dir sagen, Du hättest Dich in der Zahl der hundert Quellen, die überall heraussprudelten, wohl etwas

[1]) Dr. Zink, Hausarzt bei Kaulbachs.

[2]) Guido Görres, Sohn von Joseph Görres; poetische, heitere Natur, hauptsächlich Jugendschriftsteller und Legendendichter. Herausgeber der historisch-politischen Blätter, von Joseph Görres gegründet. Auch gab er das „Deutsche Hausbuch", das viel Aufsehen erregte, heraus.

geirrt. Es ginge Dir wie der guten Frau D., die alles mit zehnfachen Augen betrachtet. Auch meinte er, das Wasser dort übe eine so träge Wirkung aus, daß Du das Briefschreiben nächstens ganz einstellen würdest, worüber ich mich nicht wundern dürfte. Du kannst Dir denken, was der Kindskopf für eine Freude an der unschuldigen Neckerei hatte! Dr. Z. möchte mehr ins Detail die Wirkung der Kur bei Dir beschrieben haben. Er meinte, dieser Gegenstand sei Dir nicht ästhetisch genug, um darüber zu berichten, darum sollst Du einen Zettel beilegen.

Die guten Kinder sind gesund und freuten sich über Deine lieben Worte unendlich. Morgen ist Johannas Geburtstag, sie wird 11 Jahre. Maria hatte die ganze Woche in ihrem Schürzchen am Zipfel einen Knoten; als ich sie endlich frug, was der bedeute, sagte sie mir leise: um den Geburtstag von Johanna nicht zu vergessen! Nun, gute Nacht, bester guter Schatz, denke viel an mich, so wie ich es tue! Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Ich war vor einigen Tagen wieder in Stolzenfels in größerer Gesellschaft, die wir dort trafen. Ich fuhr mit dem Theaterintendanten Fries in einem Einspänner nach Lahnstein, wo die anderen uns erwarteten. Namentlich ist da die schöne Frau eines Offi=



Münchnerin

ziers, eine majestätische Gestalt mit bleichem, ausdrucksvollem Gesicht, mit seelenvollen Augen und pechschwarzem Haar! Sie ist auch recht klug und verständig, nur ihre Sprache ist mir höchst unangenehm – es ist nämlich die der Hinterpommern: da lob ich mir doch die süddeutsche Sprache – aber abgesehen davon ist sie schön und liebenswürdig, und wenn ich einmal die Kassandra des Homers darzustellen habe, werde ich mir die Frau wieder ins Gedächtnis zurückrufen. – Seitdem Frau Henoch fort ist, mache ich dieser Dame den Hof. Was sagst Du jetzt zu Deinem Mann, liebe Josephine? Ist das nicht ein ganz charmanter Mensch geworden?

Während nun die anderen auf die Burg ritten, machte ich Frl. N. meinen Besuch! Sie flog mir entgegen, hing sich an meinen Hals, umarmte mich aufs zärtlichste und schrie hell auf vor Freude. Nun hätte ich einen Gaul drum gegeben, wenn die schöne Kassandra diesen Akt mit angesehen hätte. Es hätte sich wahrscheinlich ihre Begeisterung für den Künstler etwas abgekühlt, und es hätte sich dann wohl auf ihrem Gesicht derselbe Ausdruck gezeigt, wie bei der wirklichen Kassandra, als sie hörte, daß ganz Troja brenne und ihre Mutter Hekuba erschlagen sei vom grausamen Pyrrhus.

Wie ich hier an meinem Schreibtisch sitze, sehe ich draußen die schöne Welt auf- und abspazieren. Dieser Staat, diese Eitelkeit ist nicht zu beschreiben! Drei bis viermal im Tag wechselt dieses eitle Geschlecht die Gewänder. In der Früh zum Trinken erscheinen sie im weißen, züchtigen Kleide, mit koketten Morgenhäubchen und verneigen sich hold und verschämt dem Grüßenden. Um die elfte Stunde und mittags bei der Tafel rauschen sie in kostbaren seidenen Stoffen mit Federn auf dem Hute vorbei und führen hohe Redensarten über Kunst und Wissenschaft im Munde, wovon (mit wenigen Ausnahmen) sie nichts verstehen. Nachmittags erscheinen sie in etwas leichtfertigerem, bequemerem Anzug, um angenehmer verdauen zu können, und dann ist die beste Zeit,

ihnen Schmeichelhaftes zu sagen. Gegen Abend dann wieder in anderen Gewändern für Spiel und Tanz, und da sind sie mir am widerwärtigsten, wenn sie am Spieltisch sitzen und mit hohlen, glotzenden Augen ihr Geld verlieren. Pfui Teufel! Das ist ein wüstes, aber leider wahres Bild. Aber man muß ihnen auch wieder verzeihen – sie haben keine anderen Freuden.

Guido Görres meint also, ich hätte mit den hundert Quellen übertrieben! Nicht hundert, sondern 200 Quellen, ja! unzählbare Quellen befinden sich in dem kleinen Flüßchen; das Wasser dampft sehr stark. Frage ihn doch, ob er nicht aus seiner Jugend sich erinnert (es ist freilich schon lange her!), daß zu Ostern die Schuljugend nach Lahnstein geführt wurde, in der Lahn ihre Ostereier zu sieden! Solch eine Hitze „hett se" noch beim Abfluß in den Rhein. Wenn ihn sein Gedächtnis nicht ganz verlassen hat, muß er es sich erinnern!

Ems. Montag den – den – den – ja wenn ich jetzt nur den Datum wüßte – Juli – 1846. Dein Wilhelm

Raczynski an Kaulbach

Lissabon, 1846

Mein teuerster, göttlicher Freund! Wissen Sie, daß ich in meinem Gedächtnisbuche jeden Strich aufbewahrt habe, den ich Ihnen habe entwenden können? . . . daß ich Sie liebe und daß mich Ihre Freundschaft ehrt, brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen.

P. S. Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, daß ich Hühner im Hause mästen lasse, aber keine einzige von diesen Bestien will so werden wie die, welche ich die Ehre hatte an Ihrem Tische kennen zu lernen. Das waren Hühner! . . . das waren Zeiten!!

Raczynski

Mein hochbewunderter und herzlich geliebter Herr Kaulbach! Ich kann es mit Worten nicht beschreiben, in welches Entzücken

mich Ihre Zeichnungen versetzt haben. Ich lachte, ich schrie, ich war außer mir vor Freude. Um Gottes willen, leben Sie recht lange. Ihre Zukunft ist glorreich für Deutschland. Sie werden Großes leisten und ich werde es mir immer zur Ehre und zum Ruhm anrechnen, daß ich Ihnen einen Auftrag gegeben, der Ihr schönes Talent in ein würdiges Licht gestellt hat. Raczynski

Josephine an Kaulbach

Liszt soll in Paris einigemale mit seinem Spiel durchgefallen sein, und darüber sei er verrückt geworden. So hat Heinr. Heine an Kolb nach Augsburg geschrieben. Aber es ist recht leicht möglich, daß der sich nur einen Spaß machen wollte, es sähe ihm das ganz ähnlich. Freilich, möglich wäre so etwas schon; denn heutzutage ist ja die ganze Richtung unserer modernen Schriftsteller, Musiker und Künstler eine total geistig kranke. Entweder bekommt der Leser, der Zuhörer, Nervenanfälle und Ohnmachten, oder der Verfasser wird selbst ein Narr über seine eigenen Schöpfungen.

Hiebei erhältst Du die schönsten Blumen aus unserem Garten, aber schenke sie nicht weg, keiner Kassandra oder irgend einer anderen griechischen, jüdischen oder christlichen Schönheit. Sie sind nur für Dich bestimmt. Mache nur den schönen Frauen die Kur, aber schreibe mir es, hörst Du?!

Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Den 7. Juli

Der Kupferstecher Schleich hat mir einen Probedruck vom Titelblatt des Reineke Fuchs geschickt, und nun schreibe Du ihm folgendes: Was das Verständnis der Formen im allgemeinen betrifft, so sei ich zufrieden, obgleich ich gestehen muß, daß ich mir einen saftigeren, markigeren Strich gedacht habe. – Dieser Probedruck scheint mir viel zu mager und trocken in der Behandlung. Ich wünsche, daß Herr Schleich das noch verbessert. Dann ist der Kopf des Eulenspiegel nicht gut ausgefallen, der muß wohl von neuem gemacht werden. Der Mund ist zu nahe an der Nase und daher das Kinn zu lang – die Nase und Stirn muß bestimmter modelliert und die Augen größer und lebhafter werden. Auch stehen sie zu weit auseinander. Alles andere könnte kräftiger und die Schatten dunkler werden. Zuletzt muß ich noch bemerken, daß das Verslein „Kein Ärgernis" usw. sehr unglücklich auf dem Täfelchen geschrieben steht. Dann noch eins: Mein ausgeschriebener Name braucht nicht auf dem Titelblatt zu stehen – nichts weiter wie W. K. Wenn das alles verbessert ist, wird es recht sein.

Man braucht hier sehr viel Geld, denn die Einwohner wollen das ganze Jahr von dem leben, was sie in den Kurmonaten den Fremden abpressen. Die Leute haben aber auch ein herrliches Vorbild an ihrem eigenen Herzog, der nicht allein seinen Untertanen, sondern auch den Fremden das Fell über die Ohren zieht. Von den Quellen, Bädern, Kurhaus, Spielhöllen usw. bezieht der Herzog in der Kurzeit tausend Gulden täglich. Wann wird die Zeit kommen, wo man die kleinen Fürsten zum Teufel jagt? Nur die Könige von Bayern, Preußen, Württemberg verdienen Könige zu sein.

Dein Wilhelm



Hermann und Maria Kaulbach

Kaulbach an Josephine

Den 28. Juli

Liebes Weiberl, Du brauchst aber gewaltig lange, bis Du endlich niederkommst, das wird gewiß etwas ganz vorzüglich Gutes! – Über eines habe ich lachen müssen, wenn Du von der Angst schreibst, die Du empfindest, wenn Gesellschaft bei Dir ist und das Gespräch einen Augenblick stockt! Sei doch nicht töricht; die Leute kommen zu Dir um Dich zu unterhalten, nicht sich von Dir unterhalten zu lassen! So sehr ich Freude auf der Reise und hier bei den Eltern und Geschwistern habe, so sehne ich mich doch sehr wieder nach Euch zurück. Ich habe das Faulenzerleben von Herzen satt; der Teufel halte es länger aus. Vom ewigen Anschauen der Kunstwerke wird der Kohl nicht fett; selbst etwas machen können ist unendlich viel schmackhafter und angenehmer. Unseren trefflichen guten Freunden Guido, Gasser, Waagen, Dessauer, Förster meine herzlichsten Grüße, und Dich hoffe ich recht bald wieder schlank, schön und gesund zu sehen. Grüße die gute Phine auch von mir. Dein Wilhelm



Phine, Kaulbachs Schwester, nach Mülheim an Kaulbach

Sonntag Morgen, den 28. Juli nach 10 Uhr

Gott sei Lob und Dank! Freue Dich, lieber Wilhelm, der Himmel hat Dir einen herrlichen, wohlgestalteten Sohn geschenkt!! Ich sage Dir, es ist ein Bub, als wenn er schon ein ganzes

Vierteljahr alt wäre, so stark und prächtig ist er. Nein, nein, diese Freude!! Ich weiß gar nicht, was ich vor lauter Freude tun soll, und der guten Josephine geht es auch gut, sie muß sich jetzt nur ausruhen. Nein, den kleinen Menschen solltest Du sehen, wie der schon seine Augen groß aufmacht und sein Mündchen! Er ist noch kaum eine Viertelstunde alt und hat schon Hunger! Das heiße ich aber Glück! Könntest Du ihn doch sehen! – Freue Dich, freut Euch alle und seid ganz vergnügt und macht Euch keine Sorgen – jetzt ist das Schlimmste überstanden. Morgen früh schicke ich wieder einen Brief, und so bekömmst Du jeden Tag Nachricht. Leb' wohl, lieber Wilhelm, Johanna und Marie haben vor Freude laut geschrieen, wie ich ihnen sagte, daß sie einen Bruder bekommen haben. An Mutter und Vater tausend Grüße. Ich kann in diesem Augenblick nicht mehr schreiben, als – freut Euch, freut Euch alle! Eure treue Phine

Phine an Kaulbach, ein paar Tage später

.... Aber das wird eine Freude werden, wenn Du wieder kommst! Die Josephine ist ganz lebenslustig geworden; sie läßt sich neue Kleider machen und will von jetzt an das Leben recht genießen. Wir haben 36 Flaschen Champagner im Keller, da wollen wir bei Deiner Ankunft Dich, unsere ganze Freundschaft, die Kinder, die guten Eltern, die Josephine hoch leben lassen! Es grüßt Dich von ganzem Herzen Deine Schwester Phine





Kaulbach an Josephine

Den 29. Juli

Ein großes Unglück sowohl, wie auch ein großes Glück, machen mich stumm. Ich finde keine Worte für das, was in meinem Innern vorgeht. Nun erst bei einem so außerordentlich hohen Glücke, wie es mir zuteil wurde durch die Geburt eines gesunden Knaben – da falle ich nieder und bete zu dem Geber alles Guten. Und unser Herrgott, der mich mit so vielem gesegnet hat, wird auch sorgen, daß es ein tüchtiger, gescheiter Kerl wird, wodurch Gott dem ganzen Geschenk die Krone aufsetzt. Und Dir, mein vielgeliebtes Herzensweib, danke ich auch viel tausendmal! Aber nun bist Du auch belohnt für die beschwerliche, mühsame Zeit. Das wird eine Freude, ein Jubel sein!! Jetzt brennt es mir unter den Füßen, ich wollte, ich wäre auch wieder zu Hause. Die Eltern haben vor Freude geweint, als der Briefträger die Freudenbotschaft brachte, und der Vater sagte, nun könne er beruhigt sterben.

Den 1. August

Eure freudevollen Briefe habe ich alle erhalten – welch ein Glück! welch eine gesegnete Zukunft öffnet sich meinen Blicken. Gott Lob und Dank! Montag reise ich von hier ab. Laßt den Jungen ja nicht eher taufen, bis ich nach Hause komme; da muß ich dabei sein, das soll ein Fest werden! Leider kann von hier niemand mitkommen, denn Vater ist sehr alt und schwach geworden und bedarf sehr der Pflege. – Mit großer Freude habe ich gehört, daß meine schöne, liebenswürdige Prophetin, Frau Dessauer, meinen Buben aus der Taufe heben wird.

Liebe Josephine, ich habe Dir noch von der Reise etwas zu erzählen: Der treffliche Deger und ich brachten einen herrlichen Abend in St. Apollinaris am Rhein zu. Die Wallfahrtskirche liegt in einem schönen Garten ziemlich hoch, und man sieht nach allen Seiten frei in das herrliche Rheintal hinab. Die Berge sind von der untergehenden Sonne mit Purpur übergossen, von der Ferne tönt feierliches Geläute zu uns herüber, unten im Tal bewegt sich feierlich eine Prozession von Pilgern unter ernstem Gesang dem Städtchen Remagen zu. An der Spitze des Zuges Priester mit Fahnen und Rauchfaß, und hinter dem Zug eine Anzahl von Kranken, die alle, morgen am Namenstag des hl. Apollinaris, bei seinen Gebeinen Heilung und Hilfe suchen. Neben mir auf der Erde kniet Deger mit seiner Frau – alles das macht einen merkwürdigen, unvergeßlichen Eindruck auf mich (ich hoffe, daß dies meinen Kreuzfahrern von Jerusalem zugute kommt). Den anderen Morgen mietete ich einen kleinen Nachen und bin langsam den Rhein hinabgefahren. Da wollte es der Zufall, daß auch ein großes Schiff, mit Pilgern beladen, nach Köln zurückfuhr. Sie sangen wieder wunderschöne Lobgesänge auf ihren Heiligen. So bin ich hinter dem mit Blumen und Kränzen reich verzierten Schiffe hergefahren, an Nonnenwörth, dem Siebengebirge und an den fruchtbarsten Gegenden vorbei, nach Bonn. Dort besuchte ich Boisserées, denen es ziemlich gut geht, und am andern Tage ging es weiter, hieher. Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Den 2. August

Guidos Brief ist ganz vortrefflich, wir haben sehr lachen müssen – antworte ihm folgendes: daß er meinem Sohne das Prognostikon stellt und ihm ein tatenreiches Leben prophezeit, hat meinem väterlichen Herzen sehr wohlgetan und ich bin ihm dafür sehr verpflichtet – nur habe ich auch auf das tiefste bedauern müssen, daß er nie eine Gelegenheit versäumt, über mich und meine Produktion zu spötteln und mir Bitterkeiten zu sagen (muß man denn auch immer boshaft sein). Ach! wenn er wüßte, wie sehr ich dadurch auf das schmerzlichste verletzt bin, wie sehr mein weiches, empfindsames Herz unter seinen giftigen Dolchstichen zittert und blutet. O! O weh! O weh! w. w. w. – –

Wie außerordentlich glanzvoll das Leben meines Sohnes sich auch im Anfang und Mitte darstellt, so scheint mir doch, daß namentlich bei seinem Ende noch einiges zu wünschen übrig wäre – laßt ihn statt diesem Mondkalbe – lieber als so einen Heiligen vom Lehel endigen!





Dann wünsche ich auf dem Bilde, wo der Mohrenkönig und Professor Maßmann dem neu-

geborenen Prinzen ihre Huldigungen darbringen – daß unser Guido der dritte in diesem schönen Bunde, der dritte heilige drei König, der Weise, Alte, sein möchte –



Josephine an Kaulbach

Den 9. August

Heute zum ersten Male sitze ich wieder an meinem Schreibtisch um Dir Nachricht zu geben. Wahrhaftig, ich kann Gott nicht genug danken für das große, große Glück, einen so herrlichen Jungen zu haben und daß ich so wohl und frisch dabei bin. Ich bin aber dem Arzte sehr folgsam, nur damit ich bei Deiner Rückkunft wieder ganz wohl und gesund aussehe. Künftige Woche hoffen wir Dich wieder zu sehen; im Hause ist schon alles voller Jubel. Aber ich bitte Dich, schreibe den Tag genau, wenn Du ankommst. Wir haben viel mehr Freude im voraus, wenn wir die Stunde genau wissen. Wie dankbar bin ich, daß sich alles, alles so fügte, wie ich es wünschte. Deine Reise war auch herrlich, und der Schluß setzte dem Ganzen noch die Krone auf, nicht wahr? Gebe Gott seinen Segen auch ferner. Nun ist alles Schlimme überstanden, jetzt will ich anfangen zu leben, an allen Vergnügungen will ich teilnehmen und mein Leben recht genießen. Das heißt, wenn Du mir dabei Gesellschaft leistest, sonst gewiß nicht!

Vor einigen Tagen bekam ich Briefe von Deiner Freundin Stilke[1]), worin sie mich und Frau Monten[2]) beauftragt, eine Wohnung für sie zu suchen. Sie wollten eigentlich den Winter in Koblenz zubringen, aber ihr Freund Kaulbach hätte ihnen so zugeredet, den Winter in München zu verbringen! Meine Ahnung hat mich also nicht getäuscht! Ich kenne meine Leute! Aber Du tust mir nun am meisten leid, denn Du hast die Last zu tragen. Aus dem Brief zu schließen, hast Du unser Atelier im Hause dem Stilke angeboten. So sind die Männer: ohne alle Überlegung – nur durch die Gegenwart (den Moment) werden sie bestimmt!

[1]) Stilke, Malerehepaar; Frau Stilke, Blumenmalerin.

[2]) Witwe des Schlachtenmalers.

Ein schöner Blick, ein zärtliches Wort vermag alles über Euch schwache Männer; ist dies aber vergessen, dann wehe! wehe! Ich werde Dich den Winter noch oft daran erinnern, denn es kommt gewiß so, wie ich voraussehe.

Der König von Sachsen war im Atelier, und Merz erklärte ihm alles. Er konnte sich von dem Babel nicht trennen und stand eine Stunde davor und sagte, besonders in wissenschaftlicher Beziehung sei es ein merkwürdig durchdachtes Werk.

Deine Josephine

Raczynski an Kaulbach

... Was helfen mir Ihre fetten Hühner, Sie haben gewiß keine guten Kartoffeln, und wenn Sie keine Kartoffeln haben, so kann ich doch bei Ihnen nicht essen: ich will Ihnen ein paar mitbringen. Mein teuerster Herr Kaulbach, der Anfang dieses Briefes zeigt Ihnen, daß ich übermütig geworden bin und, wissen Sie warum? Weil mich Ihr freundlicher Brief sehr erfreut und weil ich den Tag nahen sehe, wo ich Sie und unsere Hunnen samt dem guten Thäter,[1]) der sie alle sticht, umarmen werde.

November 1846 Raczynski

Jenny Lind an Josephine

Stuttgart, 12. November 1846

Beste, gute Madame Kaulbach! Sie werden vielleicht meine Handschrift nicht lesen können; denn unter uns gesagt, so erinnert dieselbe stark an Doktor Kolb von Augsburg – aber Gasser, der alles, was wild ist – nicht mild, sondern wild – so gut versteht, wird die Güte haben, Ihnen damit zu helfen. – Ich glaube und hoffe gewiß, daß Sie selbst wissen, wie es einem in Ihrem Hause zu Mute ist, und wie glücklich man sich dort befinden muß, und wie Alles bei Ihnen erquickend und gemütlich ist. Doch muß

[1]) Kupferstecher Thäter.

ich es aussprechen und möchte Ihnen bei der Gelegenheit sagen können, wie ich mich gegen Sie ernsthaft dankbar und verpflichtet fühle. Ich wußte wohl auch während meines Aufenthalts in München, wie es mir dort alles gut gefiel, – aber jetzt weiß ich's noch besser.

Ich sehne mich wieder so zu Ihnen! Die Gebirgsgegend hat doch etwas Bezauberndes. Ich glaube, der liebe Gott hat am besten getan, als er die Berge schuf.

Mir gehts sonst gut; nur dieses Herumreisen ist kein Paradies auf der Welt – und die Kleinstädtischkeit hat etwas Niedriges für mich. Aber – ich bin bald fertig und husch! gehts über München – Wien – Venedig – London – nach Stockholm!

Es freut mich, daß es dem guten Gasser gelungen ist, so ein unbändiges Tier wie ich bin, zu modellieren.

Ich grüße das ganze Haus groß und klein, bis auf die beiden Vögelchen! Ihre Sie liebende Jenny Lind

Augsburg, den 13. Dezember 1846

Beste, gute Madame Kaulbach! Endlich bin ich nun so weit gekommen als hieher – es war mir eine schnelle Reise doch – viel viele schnell.

Ich freue mich außerordentlich, Sie alle wieder zu sehen, obwohl ichs dreist von mir finde, daß ich wieder Ihr Haus benützen werde – aber nun haben Sie mich einmal so verwöhnt – nun laß ich niemanden mehr meine Rechte nehmen.

Tausend Dank für den letzten Brief – ja – das häusliche stille Glück, was geht wohl darüber? ach – vielleicht blüht auch mir so etwas bis nächstes Jahr? Eine Heimat hab ich nimmer – vielleicht wird's mir besser, da ich zu Ihnen komme! – –

Ihre Sie herzlich liebende Jenny Lind

1847

Erster Sommer in Berlin, wo Kaulbach den «Turmbau von Babel» zu malen beginnt.

Josephine an Kaulbach

Donnerstag, 3. Juni, Fronleichnam

Mein lieber, guter Wilhelm! Welche Einsamkeit, welche Stille herrscht in unserem Hause! Bei Tage geht es noch, aber die Abende sind traurig und öde. Wenn die Kinder im Bett sind, dann wandle ich umher wie ein Geist, bis spät gehe ich im Garten mit dem großen Hund des Karl, der zum Wächter bestimmt wurde, spazieren; dann schreibe ich wieder ein wenig oder lese; auf diese Weise suche ich die Abende hinüberzubringen. Wenn diese Trennung viele Jahre dauern sollte, dann glaub' ich nicht, daß ich imstande bin, der Kunst so große Opfer zu bringen. Die schönsten Jahre unseres Lebens von einander getrennt zu sein! Was glaubst Du, lieber Schatz? Deine treue Josephine



Jenny Lind an Josephine

Wien, den 20. Januar 1847

... grüßen Sie Hauser recht herzlich von mir und sagen Sie ihm auch, daß es mir sehr gut in Wien geht und daß ich wirklich zufrieden sein kann. – Leider komme ich aber nicht so früh

weg als ichs gedacht, denn Meyerbeer seine Oper kann gewiß nicht vor Anfang Februar gegeben werden und Pocorny ist ruiniert, wenn er in die Oper nicht wenigstens sechsmal gehen kann – freilich wäre 20 für ihn noch besser! Indessen arbeite ich fleißig italienisch und bin mit meinem Lehrer sehr zufrieden. –

Kaulbach an Josephine

Wien, den 7. Juni

Meine geliebte Josephine und herzlieben Kinder! Denke Dir, ich bin immer noch in Wien!! Aber heute Abend 8 Uhr geht es weiter nach Prag. – Wir sind Freitag Nachmittag hier angekommen und diese drei Tage gern hier geblieben, aber jetzt haben wir es herzlich satt. Wien ist eine Stadt voll von allen sinnlichen Genüssen, und Strauß ist die Sonne, der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Hier geschieht alles im $^3/_4$ Takt, und zwar so sehr, daß es dem Fremden (und ich glaube es auch von den Wienern) fast unmöglich ist, einen ernsten, vernünftigen Gedanken zu fassen. Für einen jungen, vergnügungssüchtigen Menschen ist es Mahomeds Paradies! Das ist Tag und Nacht ein Geigen, Flöten, Pfeifen, Trompeten und Pauken, Singen und Schreien, Jagen und Fahren, daß einem Hören und Sehen vergeht, und nun gar der ungeheure Luxus! Das ist ein Girren und Kokettieren von den mit den kostbarsten Stoffen umrauschten schönen Weibsen auf den wirklich herrlichen Spaziergängen, als da sind: Schönbrunn, Prater, der großartige Garten in der Au, der Volksgarten, das wunderliebliche Paradiesgärtlein auf der Stadtmauer, die schönen Spaziergänge auf und vor der Stadtmauer und so mehrere – ja! das ist freilich alles zum Erstaunen, und mich wundert es daher nicht, wenn der junge H. so manches Ach! der Sehnsucht dahin verschwendet! Und was nun das Essen und Trinken betrifft, so ist es hier wie an anderen Orten. In dem kaiserlichen Schloß Bel=

vedere war ich auch und habe einige vorzügliche Meisterwerke gefunden – sage aber dem Freund H., die beiden großen Rubens schienen auch im 3/4 Takt gemacht zu sein. Von Galerien hab' ich weiter nichts gesehen, dagegen hab' ich mich in der St. Stefanskirche erbaut und erquickt. Einige Teile sind wunderschön. Ich habe niemand von meinen alten Bekannten gesehen und noch weniger neue Bekanntschaften gemacht. Nicht der gute Wille, aber wohl die Zeit fehlt mir. Von etwas sehr Nützlichem und Wohltätigem muß ich Dir erzählen, das sind die öffentlichen Badeanstalten – Sofien- und Dianenbad. Denke Dir einen großen Wasserbehälter, zweimal so groß wie unser Haus, auf das bequemste und geschmackvollste ausgeschmückt – das ist eine große Wohltat für die Stadt. Meine liebe, teuere Josephine, dieser Brief soll Dir nur zeigen, daß ich gesund und wohl bin. Was machen meine lieben, besten, teuern Kinder? Ach, könnte ich doch ein Stündchen bei Euch sein. Die Abende sind verflucht langweilig, wollen sehen, wie lang ich das aushalte. Lebt alle recht wohl, grüße alle Freunde, Görres, Dietz[1]).

Euer Wilhelm

Lieber, bester Wilhelm!

Den 11. Juni 1847

Ein Kreis, worin Du glücklich sein wirst, ist gewiß in Berlin auch zu finden. Es gibt dort ja so viele bedeutende Männer, viel mehr wie in München; daher, lieber Wilhelm, sei in Deinem Urteil nicht zu voreilig, warte die Zeit ab bis Du Deinen Kreis gefunden, der für Dich paßt, dann schreib mir darüber. In München ist alles beim alten; geschimpft wird sehr viel, allerlei dummes Zeug wird von oben gemacht, worüber die Leute alle Ursache haben unzufrieden zu sein. Ach, ich wollte, Du könntest unseren Garten sehen, der Eingang ist wie ein Paradies. Auch haben wir

[1]) Feodor Dietz, Schlachtenmaler aus Karlsruhe, lebte von 1843 an in München.

schon einige blühende Georginen. Jedesmal freue ich mich, wenn ich an das Tor komme.

Laut mußte ich über das tolle Treiben der Wiener, wie Du es beschreibst, lachen. Das muß ja ganz entsetzlich sein. Nun nimmt michs nicht wunder, wenn Hausers sich in München nicht eingewöhnen können. Der junge Springinsfeld Guido läßt Dich besonders grüßen. Er läßt Dir sagen: nachdem Du die Freuden des mahomedanischen Paradieses hast kennen gelernt, läßt er Dir einen guten Appetit zum Berliner Weißbier wünschen, das sei von etwas dünneren Bestandteilen. Ist Dir diese Art von Briefen lieb? Ist es Dir nicht zu sehr Geklatsch? Ich glaubte, Du solltest auf diese Weise mit mir fortleben. Sage mir, wenn Du es anders wünschest. Es küßt Dich Deine treue Josephine.

Kaulbach an Josephine

Berlin, den 14. Juni 1847

Meine teure, vielgeliebte Josephine und Johanna, Maria und Hermann, ich grüße Euch alle viel tausendmal; was macht Ihr? wie gehts Euch? Von Dir, liebe Josephine, hoffte ich Briefe zu empfangen und habe nichts bekommen. Warum nicht protestant?[1]) Deinen nächsten Brief adressiere an Direktor Waagen[2]), solange bis ich selbst eine Wohnung habe. Ja, ich hätte bald vergessen Dir zu sagen, daß ich also in der vielberühmten deutschen Hauptstadt gestern Abend wohl erhalten ohne das geringste Unglück oder sonstiges Ungemach angekommen bin. Doch halt! etwas sehr

[1]) sic!

[2]) Waagen, Direktor der Bildergalerie im neuen Museum zu Berlin.

Empfindliches ist uns auf der österreichischen Grenze begegnet, welches unseren Künstlerdünkel nicht wenig kränkte: wir wurden, da wir einige Dutzend Pinsel bei uns führten, für arbeitsuchende Bürstenbindergesellen gehalten. Doch, Spaß bei Seite. Wir haben außerordentlich viel Freude und nur Angenehmes erlebt und das Herrlichste und das Schönste, was die alte Kunst aufzuweisen hat, gesehen. Z. B. in Wien einen altgriechischen, marmornen Sarkophag, Amazonenköpfe als Relief – wundervoll! das beste, was ich in der Art gesehen. – Dann in Dresden den Zinsgroschen von Tizian und die Madonna von Rafael – wunderbar, höchst wundervoll!! es ist nicht mit Worten zu sagen, wie das Bild von Tizian schön ist – ja meine geliebte Josephine, ich habe eine sehr schöne Reise gemacht! O wie schön sind die Städte Salzburg I, Prag II, Dresden III, Wien IV und dann kommt lange nichts – dann kommt erst im Range der Schönheit als die V. – Berlin, das breitmaulige, großtuerige!! – „Ha, Du bist in Berlin" sagte ich heute zwanzigmal zu mir selbst, während ich über die Straßen lief, um meine notwendigen Besuche zu machen, und ich trieb mich damit an, wie man einen Gaul mit den Sporen antreibt. – Von meinen hiesigen Verhältnissen kann ich Dir noch wenig sagen; ich habe noch zu viel mit Karton auspacken, Farben usw. zu tun gehabt, aber ich denke, es wird sich schon machen – nächstens schreibe ich Dir ausführlicher über meine Angelegenheiten – lebe recht wohl, liebes teures Weib und schreibe mir recht bald, und Ihr lieben, guten Kinder müßt mir aber auch ausführlich schreiben. Lebt alle recht wohl und behaltet lieb Euren treuen

Kaulbach

Josephine an Kaulbach

Juni

Mein lieber, teurer Wilhelm! Ach, wie ist der Sonntag so traurig ohne Dich, die Kinder fühlen es auch sehr – „wann wird der Vater

wiederkehren?" fragen sie mich oft des Tages, dann sage ich – im August! – es ist doch so? Du wirst Dein Versprechen halten, oder hast Du das Reisen satt? In die Länge halt ichs nicht gut aus, wenn ich auch alles habe, nichts entbehre. – Denn wirklich, die Menschen sind liebenswürdig und aufmerksam wie ichs gar nie erwartet hätte. Es fehlt aber doch der Kern, die Stütze unseres häuslichen Glückes, ich mag tun und treiben was ich will, überall ists leer und öde für mich.

Neuigkeiten gibt es viel und wenig. Das Gespräch dreht sich immer um die eine Person, aber am stärksten und eifrigsten darin ist Frau Guidoline[1]). Oft wird es zu arg, denn, wenn nur die Hälfte davon wahr ist, so wäre es schon genug. Lese doch die „Allgemeine Zeitung" vom 12. Juni; da geht es bös über die historisch-politischen Blätter her, das ist der schärfste Artikel, der je gedruckt wurde. Heute in aller Früh kam Guido, um zu fragen, ob ichs gelesen. Er glaubt, er wäre von Förster oder er käme doch von dieser Partei; denn er war sehr verlegen, als sie sich hier fanden. Es wird auch viel darin von Kunst und manches erwähnt, was hier im Hause gesprochen. Ich sage Dir, es geht toll her; man erzählt heute, daß im Englischen Garten und Hofgarten geraucht werden darf, der König geht jetzt selbst mit einer brennenden Zigarre spazieren!

Unser Karl läßt sich Dir empfehlen und bittet für zwei Kropftauben, die heute im Atelier angeflogen kamen, nachdem sie über ein Jahr fort waren. Soll man ihnen nicht das Gnadenbrot geben? Durch das eilige Schreiben Deines lieben Briefes ist manches Wort undeutlich geworden, z. B. schreibst Du statt Postrestant Protestant! Ich mußte laut darüber lachen und dachte: „nun das fängt gut an, schon mit Leib und Seele Protestant geworden!" Schreibe bald und viel, es mag sein wie immer – ich kann es lesen! es sind Freudentage!! Leb wohl und gedenke unser in Liebe!

Deine treue Josephine

[1]) Guidoline und Cornelia, zwei liebenswürdige, heitere Schwestern.

Kaulbach an Josephine

Den 16. Juni

Meine liebe, beste Josephine und meine teuren Kinder! Ich grüße und küsse Euch tausendmal.

Also ich wäre, wie ich Euch schon in meinem vorigen Briefe angezeigt habe, in Berlin angekommen, und ich muß Dir gleich gestehen, daß die Stadt mir besser gefällt, als ich erwartet habe – wahrhaftig! man hat aus dieser Sandwüste alles mögliche gemacht. – Die ersten Tage meines Hierseins litt ich an argen Zahnschmerzen, die ich mir auf der Eisenbahn in den kalten Tagen zugezogen hatte, konnte also wenig ausgehen, habe erst gestern Deine lieben Briefe in Empfang nehmen können. Danke Dir tausendmal, fahre nur so fort mir zu schreiben. – Ich habe meinen Karton[1]) in demselben Lokale ausgestellt, wo er auch gemalt wird, und er gefällt außerordentlich. Kunstminister H. v. Olfers und G. K. Stüler, der Erbauer des Museums, die den Karton zuerst sahen, umarmten mich vor Entzücken. Die beiden Herren tun alles, was sie mir an den Augen absehen können, sind beide die personifizierte Güte und Gefälligkeit. Olfers benachrichtigte den König[2]) vorgestern, daß ich endlich angekommen sei, und gestern morgen kam die Nachricht, daß ich gleich nach Potsdam kommen sollte. In Gesellschaft des Olfers kam ich dort mit der Eisenbahn um 1 Uhr an; wir wurden beschieden, um 3 Uhr bei Tafel zu erscheinen. Wir benutzten die übrige Zeit, um die Schönheit der Umgegend in Augenschein zu nehmen; die sehr schönen Landhäuser, Sommerpaläste, herrlichen Gärten sind wirklich zum Entzücken. Um 1/2 3 Uhr versammelten sich der Hof und die Gäste in dem Bibliothekzimmer Friedrichs des Großen. Der König mit der Königin erschienen bald und waren außerordentlich freundlich und gütig. Der König sprach

[1]) Turmbau von Babel.

[2]) Friedrich Wilhelm IV.

mit mir ein langes und breites über meine Berliner Arbeiten, und der Königin[1]) mußte ich vieles aus München erzählen. Dann ging es zur Tafel, in demselben Speisesaal, wo der alte Fritz mit Woltär (der Teufel hole das Französisch-schreiben! — den Namen wirst Du kaum lesen können —) schmausten und ihre Leuchtkugeln des Witzes steigen ließen. Ich saß zwischen Herrn v. Olfers und Herrn A. v. Humboldt[2]) und dem Könige gegenüber, der mir sehr viel Schmeichelhaftes über Reineke Fuchs sagte, den er sehr genau kennt und einige Blätter zum Ärgernis der hochnasigen Hofschranzen gut zu erklären wußte, wobei ihn der alte verehrungswürdige Humboldt auf das beste unterstützte. Nach der Tafel lustwandelte die Tischgesellschaft auf der Terrasse unter hochstämmigen Orangenbäumen, die schon der alte Fritz gepflegt hatte, um den Kaffee zu schlürfen, aber leider ohne Zigarren. Der Herr v. Humboldt hatte die Güte, mir alles Sehenswerte innen und außerhalb des Schlosses zu zeigen und zu erklären; bei jedem Schritt stößt man auf Erinnerungen an Friedrich den Großen — auch die berühmte Windmühle bewegt noch immer dicht neben dem Schlosse ihre Flügel. Die Flöte, das Notenpult, so auch der Sessel, worin er starb, und anderes mehr. — Wie wir uns dann empfehlen wollten, war die Königin so außerordentlich gnädig, uns einzuladen, auch den Tee gegen Abend mit ihnen zu trinken; das war mir denn doch zu viel des Guten, aber ich wurde von dem H. v. Olfers gezwungen, zu bleiben. Bis zum Tee vertrieb man sich die Zeit in den herrlichen Gärten, in der Galerie, Bibliothek usw. Um ½8 Uhr versammelte sich der Hof und auch meine Wenigkeit in dem sogenannten Marmorpalast am heiligen See, um unter angenehmen Gesprächen den Tee zu nehmen, welches bis 10 Uhr dauerte — wo wir dann auf der Eisenbahn, voll von all der Gnade und Essen

[1]) Eine bayerische Prinzessin.

[2]) Alexander v. Humboldt 1769—1859.

und Trinken, müde und matt nach Berlin zurückkehrten. – So gütig und gnädig die beiden (König und Königin) nun auch waren und so sehr sie mich auch auszeichneten, so war mir das doch zu viel der Ehre, und ich wünsche und werde meine Maßregeln darnach nehmen, daß das so bald nicht wiederkehrt. Denn es ist auch zu viel Abgeschmacktes dabei von seiten dieser Hofdamen und Hofherren, welche nicht meine Nebenmenschen sind, sondern zum Affengeschlecht gehören. Denn, wenn die mehr Hirn im Schädel haben, als wie in die kleine Schnupftabaksdose der liebenswürdigen Fräulein Maier geht, so will ich Hans heißen. Du solltest nur einmal mitanhören, wie dieses hirnlose Völkchen eine überschwengliche Liebe für die Kunst heuchelt.

Cornelius habe ich auch schon einigemale gesehen. Mein Karton hat großen Eindruck auf ihn gemacht. Morgen Abend sind wir bei ihm zu Gast, er scheint in hohem Grade freundschaftlich gesinnt; er spricht es auf das bestimmteste aus, daß wir uns miteinander verbinden sollten, um so vereint besser unseren Feinden widerstehen zu können. Graf Raczynski[1]), der gute, treffliche Mann, dem ich so viel zu danken habe – weinte vor Freude, als er mich sah, und ich speise jeden Mittag, so lange wie er hier ist, bei ihm in seiner Galerie im Angesicht der «Hunnenschlacht». Mir sind auch die Augen naß geworden, wie ich meine Hunnen und Römer wieder sah. Sie haben sich vortrefflich gehalten und ich habe noch immer meine Freude daran; es ist ein gutes Bild.

Heute morgen war der König im Museum, um meinen Karton zu sehen – er hat jede Gruppe, jede Figur mit der größten Freude und Bewunderung angeschaut und mir das größte Lob erteilt, welches mich sehr glücklich macht. Es ist auch in der Tat die beste

[1]) Graf Raczynski, preußischer Gesandter in Madrid, großer Kunstsammler, begründete die Königl. Gemäldegalerie, jetzt in der Nationalgalerie daselbst, 1788–1874.

Belohnung für den Maler, wenn der Besteller an dem Bestellten einige Freude und Erquickung findet. Der Herr v. Olfers und G. Rat Stüler streichen sich auch den Bauch bei jedem Lob, welches mir der König erteilt, denn sie bilden sich ein, daß sie die erste Veranlassung zu meiner großartigen Auffassung der Geschichte gegeben hätten – die Esel –. Aber so geht es, ein guter Braten sättigt manches Menschenkind; von dem Ruhm, den ich mir errungen habe, begehrt jeder Hansdampf, der mir einmal Bleistift oder Kohle gespitzt hat, auch ein Portiönchen. – Abend 11 Uhr. Ich komme eben von einem großen Tee bei dem Kunstminister v. Olfers zurück und will mich mit Dir, mein geliebtes Weib, noch etwas unterhalten, denn Du und meine lieben, teuern Kinder seid doch mein Liebstes, Kostbarstes, was ich habe; alles andere ist doch eitler Kram – spricht schon Salomo – nur zwei Gegenstände nehme ich aus: ein Familienglück und die Kunst; von beiden hat aber Salomo, wie bekannt, nichts verstanden; denn was seine Familie betrifft, so war die, wie Du weißt, zu groß, er hatte 500 Weiber – diesen Greuel! – Also Salomos Liebe in 500 kleine Teilchen; da kam auf jede Frau ein verflucht kleines Teilchen, und damit wärst Du sicher nicht zufrieden gewesen! – Also sein Familienglück, oder besser gesagt, das Glück seiner Frauen war nicht weit her. Und was die Salomonsche Kunst betrifft, die war schon in der Geburt erstickt, denn seit dem goldenen Kalbe haben die Juden nichts mehr in den schönen Künsten getan – sieh da!!! Da hab' ich wahrhaftig den Anfang zu einer Kunstge-



schichte geschrieben. Was nicht alles ein Trunk über den Durst anstellen kann!!! Da bin ich heute abend, wie oben schon gesagt, bei dem Olfers gewesen, und die Frau Hofrätin und Hofdemagogin Förster und einige andere süße Seelen haben mir so stark die Kur gemacht, daß ich Bauchgrimmen bekommen habe, und um dies zu vertreiben, wurde mit Hilfe einiger Freunde einer Flasche Champagner der Hals gebrochen –.

Nichts für ungut, liebe Josephine; nimm kein Ärgernis an dem Geschwatz. Heute, Sonntag, habe ich etwas Ruhe und da mache ich mir das Vergnügen und schreibe diesen Brief fertig. Ich habe jetzt nur Tage der Unruhe – nichts wie Besuche und neue Bekanntschaften machen – aber so bald, wie ich anfange zu arbeiten, werde ich dieses Treiben wie mit einem Messer abschneiden, und dieses geschieht in höchstens 8 Tagen; so lange muß ich auf den Wunsch oder Befehl des Königs meinen Karton ausstellen, der außerordentlich gefällt. Bisher hörte ich nur Lobendes, der Tadel wird sich aber auch noch einstellen. Lebet wohl!

Dein Kaulbach

Ich komme im August, dann wird Hermann mir entgegenlaufen.



Kaulbach an Josephine

Meine lieben, guten Kinder! Es ist Sonntag morgen 1/2 7 Uhr, wie ich diese Zeilen schreibe, und da bin ich in Gedanken bei Euch, meine Lieben, und da höre ich die Mutter rufen: „Johanna, steh doch auf, der Kaffee steht schon auf dem Tisch und du liegst noch im Bett! das ist doch zu arg, du großer Schlafratz, willst du gleich raus?! Und der kleine Miz hat die Augen auch noch zu; schämt ihr Mädeln euch nicht? Der Hermann ist schon seit 5 Uhr wach und munter, wartet nur, wenn der



einmal gehen kann, so kommt er mit einem großen Stock und treibt euch heraus! Und nun kommt. Wascht euch und reinigt euch die Zähne, daß sie glänzen wie Elfenbein – laßt euch schön ordentlich die Haare machen und zieht dann die schönen Kleider an" – und wie meine Johanna und Maria von den Kleidern hören, da fliegen sie freilich zum Bett heraus!—

Ihr wundert Euch, daß ich das alles so genau weiß, o ich weiß noch viel mehr, und wenn Ihr mir nächstens schöne Briefe schreibt, will ich Euch wieder antworten und auch einige Fragen stellen: z. B. was macht das Klavierspiel, liebe Johanna? bist Du überhaupt recht fleißig? Gewiß werde ich rechte Freude an Deinen Fortschritten haben, wenn ich wieder nach Hause komme. Und mein kleiner, guter Mitzl, mein Schnitz, mein Herzkäfer – „kommt a Vögerl geflogen" – kannst Du es jetzt ganz auch mit dem Baß? Das wird aber schön klingen, potztausend, potztausend! grad so schön, wie bei der Jenny Lind. Ihr beiden guten Kinder müßt ein schönes

Lied einstudieren, damit müßt Ihr mich überraschen, wenn ich wieder nach Hause komme! – Das daguerreotypierte Bildchen nach unserm Hermann möchte ich sehen – aber schickt es mir lieber nicht, mein Heimweh, meine Sehnsucht nach Euch wird sonst noch größer; – welche Freude, daß das Kind so gut gedeiht, Gott erhalte es und mache einen tüchtigen Künstler aus ihm! –

Hier zeigt sich eine gewaltige Aufregung seit den letzten Verhandlungen der Kammer, eine starrköpfige Beharrlichkeit von beiden Seiten. Hoher Adel und Minister auf der einen, Volk und namentlich Rheinländer auf der anderen Seite; das ist das vielköpfige Ungeheuer, welches jeden Tag größer wird, dessen Atem die Luft hier schwül und drückend macht. Nicht die Not und das Elend der unteren Klassen ist es allein, von dem wir in München so viel Entsetzliches hörten.

Graf Raczynski wird morgen nach Lissabon auf seinen Gesandtschaftsposten zurückkehren; ich habe jeden Tag, wenn ich nicht anderswo eingeladen war, bei ihm in der ausgewähltesten, schönsten Gesellschaft gespeist. Er läßt sich Dir empfehlen, und die köstlichen Hühner, die er in unserem Hause gegessen, sind ihm unvergeßlich! – Heute vor 14 Tagen sind wir hier angekommen, und die ganze Zeit habe ich noch keinen Strich gemacht! Ist das nicht entsetzlich? – Nichts wie Essen und Trinken, Visiten machen und den Leuten Artiges sagen, oder mit bescheidener Geberde Lobendes anhören. – Heute wurde in einer Gesellschaft von einem glaubwürdigen Manne erzählt, der Kaiser von Rußland habe dem König von Preußen, da ihm die Stände kein Geld bewilligt haben, 40 Millionen Taler angeboten, mit der einen Bedingung, beharrlich zu sein und den begehrlichen Ständen des Reiches in nichts nachzugeben – der König habe aber mit Entrüstung die russische Knutenfreundschaft von sich gewiesen. Ja, der König ist ein ausgezeichneter Mann! Er soll hoch leben!! Dein Kaulbach

Kaulbach an Josephine

Meine geliebte Josephine und meine herzlieben Kinder, ich grüße und küsse Euch. Sage doch dem Oberbergrat Fuchs[1]) einen schönen Gruß, und daß unsere Kisten und Kasten mit ihrem Inhalt wohlerhalten hier angekommen sind – man ist hier sehr neugierig auf unser Malen der großen Bilder, welches in höchstens 14 Tagen losgehen soll – und wenn es uns gelingt, woran ich nicht zweifle, so wird man an allen Orten in dieser Manier malen wollen; ich rate daher unserem hochverehrten Herrn Fuchs, so bald wie möglich sich um ein Privilegium zu bewerben – einige Maler und Farbenhändler haben sich jetzt schon bemüht, hinter das Geheimnis der Behandlung zu kommen, die Proben sind aber schlecht ausgefallen. Sie haben mit reinem, ungemischten Wasserglas gemalt, da sind die Pinsel stecken geblieben. Der G. R. Stüler wird in diesen Tagen an den Herrn Fuchs schreiben und sich die Erlaubnis ausbitten, in einem anderen Gebäude die Stereochromie auch noch in Anwendung bringen zu dürfen.

Dann zum alten Schelling[2]), der sich jetzt und schon seit vielen Jahren damit beschäftigt, das große Welt-Ei auszubrüten – aber verstehe mich recht, liebe Josephine, solche Eier könntest Du nicht in Deiner Haushaltung brauchen. – Dann verstiegen wir uns in noch höhere Regionen – Minister Eichhorn, Graf N. N. und die Baronin N. N., ich habe die Namen nicht behalten, und zuletzt den Prinzen von Preußen. Siehst Du, so kutschiere ich fast täglich herum, aus eigenem Antrieb gewiß nicht, aber die Herren Olfers und Waagen fanden es in meiner Stellung notwendig; Cornelius habe es auch tun müssen und ich müsse mich dieser Sitte unterwerfen – nun meinetwegen, das geht auch vorüber. Und dann lebe ich so im Taumel, so in Saus und Braus, daß es mir auf

[1]) Fuchs, Bergrat, Erfinder eines stereochronomischen Malverfahrens.

[2]) Schelling, Philosoph. 1775–1854.

ein paar Dutzend Besuche mehr oder weniger auch gar nicht mehr ankommt. Auch bin ich tagsüber viel mit den Vorbereitungen zur Arbeit beschäftigt, die in 10–14 Tagen, so Gott will, beginnen soll, und dann hören diese Lapalien von selber auf – aber die Abende! die Abende!!, wo ich gewohnt war, Dich und die Kinder zu sehen – die sind zum Verzweifeln öde und langweilig, und meine liebste Beschäftigung ist die, an meine geliebte Josephine zu schreiben. – Cornelius gab am Sonntag mir zur Ehr eine Abendgesellschaft von wenigstens 40 Künstlern, Männlein und Weiblein, die das schönste, reinste Deutsch lispelten – da hättest Du mich sehen sollen, wie charmant ich mich geberdete; ich war unter diesen allen der Reineke Fuchs, es war zum Lachen. – Den ganzen langen Abend mit weißen Glacéhandschuhen und den Hut in der Hand, wurde man von einer Ecke in die andere geschoben, von einer liebenswürdigen Persönlichkeit zur andern – überall die größte Huld und Anerkennung. Es ist unbegreiflich, daß Cornelius sich eine solche Last aufbürden mag – sind das Künstlergesellschaften?? Da lobe ich mir unsere Sonntag Abende!! und unsere Münchener Freunde!! Grüße sie alle, die Trefflichen und Guten!! Guido, Dietz, Heindel, Zink, Lange, Hauser, Lasaulx, Förster, Dessauer und vor allem an meine schönen, liebenswürdigen Freundinnen die herzlichsten Grüße, und sage ihnen: es ginge nichts über die Münchener Frauen, was Schönheit, Grazie, Klugheit und alle anderen Tugenden beträfe, da suche man vergebens nach ihresgleichen auf Erden. –

Endlich habe ich eine Wohnung gefunden: Potsdamerstraße Nr. 120. Zwei Zimmer mit den Möbeln kosteten bis letzten September 136 Berliner Taler, ein heilloser, teurer Preis. Es ist schon zum Verzweifeln teuer hier in der Stadt Berlin, und namentlich für jemand, der nicht mit dem Gelde umzugehen versteht, wie ich. Aber ich will alles aufbieten, mich der Sparsamkeit zu befleißigen,

damit man auch noch etwas anderes, als wie die nackte Ehre, erübrigt; sei daher auch sparsam! – Daß es Dir, liebe Josephine und meinen lieben Kindern wohl geht, Gottlob und Dank!! Deinen vierten Brief vom 19. Juni habe ich auch erhalten, und fahre nur so fort, mir so ausführlich zu schreiben – alles, die geringste Kleinigkeit von Dir und den Kindern will ich wissen, das ist der einzige Trost und Herzensstärkung für mich. Was sind alle die großen Ehren und Lobeserhebungen, die ich hier in vollem Maße einernte, wenn ich Euch nicht habe, wenn Du liebes Weib sie nicht mitgenießen kannst! So wurde mir gestern im Hause des alten Schadow eine Ehre zu teil. An die 30 Gäste, Schadow aus Düsseldorf, Bendemannn, Cornelius, Raczynski, Rauch, Wigmann, Stühler, Olfers, Künstler und Freunde der Kunst, schmausten da an einer sehr gut besetzten Tafel. Der alte 84jährige Schadow[1]) hielt eine vortreffliche, launige Rede, worin er auf eine sehr witzige Art meine Arbeiten, Hunnenschlacht, Reineke Fuchs, Babel, Jerusalem, zusammenstellte und beschrieb.

Wie geht es am Lehel[2])? was machen die Pfauen?? Karl[3]) und die Anlagen? Treibhaus, Rosen??

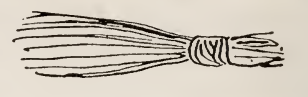
Dein treuer Wilhelm

Kaulbach an seine ältesten Töchter

Meine liebe, gute Johanna und Maria. Zuerst muß ich Euch einen Kuß geben.

Mein Mund ist ein großer Schmetterling, der Eure beiden Mündchen, welche zwei Blümchen sind, küßt. Die gute Mutter hat mir geschrieben, daß ihr beide recht artig, und meine kleine Mitzel auch ein klein bissel eigensinnig ist.

[1]) Schadow, Bildhauer. [2]) Kaulbachs Atelier. [3]) Karl, Gärtner und Faktotum.



Mit dieser Rute muß die Mutter Dir ein klein wenig Pritsch geben. Auch hat die Mutter mir erzählt, daß die liebe Johanna recht fleißig lernt, sowohl am Klavier als auch bei Fräulein H. Das freut mich außerordentlich, daß dieses fleißige Kind mein Töchterlein ist – ich habe es auch nicht anders erwartet und habe es auch immer gesagt, daß die Johanna noch recht geschickt und folgsam wird.

Lebt wohl, und damit ihr nicht vergeßt, wie Euer Vater aus- sieht, folgendes Bild.

Josephine an Kaulbach

Den 30. Juni

Diesen Morgen war ich oben am Speicher, um einiges in Ordnung zu bringen, als die gute Maria in größter Eile zu mir kam und schon von ferne rief: „Ein Brief, ein Brief vom Vater!“ Nun kannst Du denken, wie ich die Treppe hinunter in mein Zimmer lief und den lieben Brief eröffnete. Mein erstes ist, ob Du heiter schreibst, dann bin ich ruhig; wenn Du nur gesund bleibst, das andere macht sich schon. Dem alten Fuchs teilte ich alles mit. Er lachte sehr, daß schon einige Versuche machten, in dieser Art zu malen. Ich soll Dich recht von Herzen grüßen und Dir sagen, daß er sich bis jetzt ganz ruhig verhalten will. Du sollst zuerst anfangen zu malen; und er glaubt nicht im geringsten, daß irgend ein Hindernis im Malen eintreten könnte. Wenn Ihr vorwärts gerückt seid und die Berliner sehen, daß die Erfindung gut ist, dann will er Schritte tun, entweder ein Privilegium zu bekommen, oder Preußen soll dem alten Fuchs die Erfindung abkaufen; der russische Schwiegersohn Herzog v. Leuchtenberg würde gewiß auch teil an dem Kaufe nehmen, denn der interessiert sich ja sehr für diese Erfindung, überhaupt für Chemie. Ich habe selbst beim alten Fuchs eine kleine Abhandlung über einen chemischen Versuch von ihm gelesen. Fuchs schärft Dir und Deinen Leuten besonders ein, ja keine Farbe aus der Hand zu geben, dadurch könnte leicht der Sache auf den Grund zu kommen sein. Vergesse es ja nicht, schließe immer gut ab, wenn Du Dich entfernst, es wäre doch zu traurig, wenn dem alten Mann für seine Mühe und Plage nicht eine Belohnung zukäme.

Stieler hat in diesen Tagen die Lola ausgestellt, und alle Welt läuft hin, um dies achte Wunder der Natur zu sehen. Natürlich gehöre ich auch zu dieser Welt.

Was mußte ich lachen über den Abend bei Cornelius! So sehen die Künstlergesellschaften in Berlin aus? Glacéhandschuhe und den Hut in der Hand! Gott soll mich bewahren! Diese Sitte würde ich niemals in meinem Hause einführen, und wer könnte mich dazu zwingen, diese Abgeschmacktheit mitzumachen? Unbegreiflich, ein Künstler wie Cornelius könnte es sich in seinem Hause ganz auf seine originelle Weise einrichten, wie kann man in diese Nüchternheit verfallen? Da sind gewiß die Weiber schuld. Ich hätte Dich sehen mögen; ich kann mir Dich denken, wie charmant Du warst – nein, ich bin froh, daß ichs nicht zu sehen brauche! – Hauser läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß er Dir den Abend recht gönnt. Er läßt Dich fragen, was Dir lieber ist, ein Abend mit Glacéhandschuhen oder mit ihm wieder mal recht streiten. Schlaf wohl, Guter, Lieber.

Den 1. Juli

Nun sind es schon 4 Wochen, daß Du fort bist, und Du hast noch nicht angefangen zu malen? Wie wird Dich die Arbeit drängen! Ich glaube nicht, daß wir im August uns sehen; denn bist Du einmal in der Arbeit, dann kannst Du Dich so leicht nicht mehr losmachen; und denke auch, wie anstrengend die Hin- und Rückreise, und dann noch einmal Abschied nehmen! Lieber arbeite jetzt fort und ende im Herbst früher, dann bleibst Du uns wieder; so ist es viel besser. Ach, bis dahin ist Hermann schon ein großer Junge, wie oft sage ich: könntest Du ihn doch jetzt sehen!!

Karl empfiehlt sich sehr; er sagte mir heute, daß die Trauben im Atelier wunderschön blühen. Pfauen und Hühner befinden sich alle wohl; wir brüten jetzt Eier auf Spiritus aus, was sagst Du dazu? Hast Du von dem Kartoffelregen gehört? Bei Salzburg fielen so viele kleine Kartoffeln, wie Erbsen groß, vom Himmel. Die Leute mußten mit Schaufeln die Dächer abkehren. Zur Probe wurden einige hieher gesandt; sie sind, durchgeschnitten, wie



Johanna Kaulbach, die älteste Tochter

Kartoffeln, und gebraten schmecken sie auch so. Ich habe welche gesehen. Du kannst denken, wie Martius[1]) jetzt beschäftigt ist. Genug für heute. Schreibe recht viel, aber auch Tag und Datum!



Den 3. Juli

Lachners[2]) kommen in diesen Tagen nach Berlin; nehme die Leute ja recht freundlich auf. Diesen Nachmittag war ich bei Genelli[3]). Der Knabe war krank, und da wollte ich sehen, wie es geht. Genelli ist und bleibt doch ein ganz origineller Mann; eine außerordentliche körperliche und geistige Kraft besitzt er, die gar nicht unterzukriegen ist. Und dabei ist er so gebildet, unterhaltend und angenehm im Umgang. Er erzählte viel; unter anderem ist er auch ein begeisterter Anhänger des Papstes, von dem er eine Geschichte, die sich kürzlich ereignete, ganz schön erzählte. Ein sehr reicher Edelmann in Rom, der mit seinen Söhnen in Unfrieden lebte, hatte in seinem Testament die Kinder enterbt und das große Vermögen demjenigen Geistlichen vermacht, der die erste Messe vor seinem Totenamt in der Kirche liest. Das Testament machte großes Aufsehen; man sprach viel darüber, so daß auch der Papst davon hörte. Als der Morgen, an dem das Totenamt stattfinden sollte, anbrach, machte sich der Papst alsbald auf, ging ganz im stillen in die Kirche und las dort die erste Messe. Dadurch war er der Erbe. Aber statt diese Summe für sich zu behalten oder der Kirche zu überlassen, läßt er die Söhne des Mannes kommen und

[1]) Martius, Botaniker, 1794–1868.

[2]) Kapellmeister Lachner.

[3]) Genelli Bonaventura, Maler und Zeichner, 1798–1868.

setzt sie wieder in den Besitz ihres Eigentums. Sag, ist das nicht schön? Nicht herrlich?

Gegen Abend war ich bei Görres. Die lassen Dich recht von Herzen grüßen, besonders die gute alte Frau. Der alte Görres läßt Dir sagen, daß die unsinnige Wirtschaft in München noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Von der Reise über Brückenau, wo diese Person[1]) an demselben Tage, wie der König, von hier abreiste, aber einen anderen Weg genommen hatte, erzählt man die ärgsten Geschichten. Wahr daran ist, daß sie in Nürnberg gut empfangen und von Herrn Bestelmeier in der Stadt herumgeführt wurde. Darüber war sie so entzückt, daß sie Geld unter die Leute geworfen haben soll (viel wird es wohl nicht gewesen sein). In Bamberg war es aber umgekehrt; da ist sie mit Schmutz beworfen worden; sie soll wütend gewesen sein. Ihre erste Frage war, ob hier Klöster wären, und, wie man dies bejahte, sagte sie: „Ach, das kommt von den Jesuiten!" — Dem König schrieb sie gleich dies Benehmen; und es wurde verlangt, die Bamberger sollten eine Deputation an sie schicken, um sie um Verzeihung zu bitten. Doch das haben die ganz entschieden verweigert. Es ist empörend, wenn man diese Geschichten hört. Eine Verrücktheit reiht sich an die andere. Der König muß oft nicht wissen, wo Rat schaffen; denn immerwährende Beleidigungen und Kränkungen hat sie zu ertragen. Und die tüchtigen Menschen sollen alle aus dem Wege gebracht werden und dafür durch die Protektion dieser Person die bedeutendsten Stellen durch die miserabelsten Menschen besetzt werden. Die Menschen sind jetzt wie toll. Viele haben sich durch das Bild unseres Hofmalers Stieler wieder mit ihr versöhnt, viele wollen mit Deinem Bilde von ihr Vergleiche machen. Karl sagt, das strömt jetzt in das Atelier, und alle sind erstaunt über diesen Unterschied in der Auffassung. Die

[1]) Lola.

meisten sagen, in Stielers Bild liegt die Vergangenheit und in dem Deinigen die Gegenwart; denn hier sind alle Leidenschaften schon in ihrer größten Ausbildung. Lieber Schatz, wenn Du in unser Haus kämest, würdest Du staunen, wie kriegerisch es aussieht. Ich bin seit einiger Zeit ängstlich geworden, weil so viel um uns herum eingebrochen und gestohlen wird, und nun so allein sich zu wissen ist oft unheimlich. Zur Vorsicht habe ich von unserem Vetter Heindl die Pistolen laden lassen, um sie im Notfall abzuschießen, bloß um die Nachbarschaft zu wecken. Glaubst Du nicht, daß es gut ist? Das geringste Geräusch macht mich nachts wach. Der Hund bellt, so oft jemand vorüber geht; die ganze Nacht spaziert er im Garten, verjagt die Katzen, wodurch die guten Amseln auch geschützt sind. Wie schade, daß der gute Raczynski von Berlin weg ist. Wo wirst Du jetzt zu Mittag essen? Hast Du von der Lind nichts gehört? Schreibe mir alles, jede Kleinigkeit! Könnte ich mit den Kindern nur eine Stunde bei Dir sitzen. Zwölf Jahre halte ich das doch nicht aus. Schlaf wohl.

Teile doch dem alten Schelling mit, daß wir in diesen Tagen Eier auf Spiritus ausbrüten!

Kaulbach an Josephine

Den 4. Juli

Meine geliebte Josephine und herzliebe Kinder! Gestern abend ist endlich Dein lang ersehnter Brief angekommen. Sage doch dem guten Dietz, wenn er sein schönes Bild nicht in München verkauft, so möchte er es hieher schicken. Es ist ja möglich, daß es hier verkauft wird, und ich will das meinige dazu beitragen. Es bedarf übrigens keine Fürsprache, das vortreffliche Bild wird für sich selbst reden. Wir sind jetzt in voller Tätigkeit. Echter[1]), Hesselberg[1]) und noch ein dritter sind beschäftigt, Babel zu pausen, und

[1]) Echter und Hesselberg, Maler.

in acht Tagen wird die Kontur auf die Mauer (die bis dahin fertig ist) übertragen, und dann geht es ans Malen, welches wir kaum erwarten können. Die Finger jucken uns vor Verlangen danach. Man ist hier voller Erwartung, einiges im großen auf der Mauer in dieser neuen Malart zu sehen. Sage dem Herrn Fuchs, daß wir alle Farben noch einmal von Grund aus müssen reiben lassen, sie sind noch sehr kernig, und ich begreife nicht, wie man sie hat in diesem Zustand gut reinigen und schlemmen können. An meinen Leuten Echter und Hesselberg habe ich eine treue Hilfe, wodurch es mir möglich wird, auch an den Arbeiten für die Pinakothek tätig zu sein. Ich habe die Konturen eines kleinen Kartons gestern fertig gezeichnet. – Wie schön muß unser Garten sein! Die herrlichen Rosen! und ich kann sie nicht sehen – bin hieher verbannt. Jetzt fühle ich recht, was es heißt, eine Heimat zu haben, wo das Liebste, Teuerste sich befindet – und doch ist es besser, den Schmerz des Heimwehs zu erdulden, als wie heimatlos sein, nicht wissen, wo man hingehört, was ich als kleiner Bursch leider so oft gefühlt habe!! Aber bald, bald sehen wir uns wieder!!! – Sieh, liebe Josephine, hier in diesem Hause wohne ich.



Die drei Fenster links und die Glastüre geht auf die Altane. In dem einen Zimmer sitze ich eben und denke und schreibe an Euch, ich wollte ich hätte Flügel, dann brächte ich selbst den Brief – es

ist heute Sonntag 11 Uhr morgens, da werdet Ihr bald aus der Kirche kommen, schön und reinlich angezogen; da möchte ich meine kleine Miz sehen, die hat gewiß ihren Sonnenschirm aufgespannt, wenn auch die Sonne nicht scheint. Und meine gute Johanna, die wird einen Hunger haben – das wird heut' Mittag schmecken! Ich wollte, ich könnte mitessen und säße wieder neben Euch Guten! Für Euren Brief danke ich Euch recht und gebe Euch auch einen Kuß! Es freut mich recht, daß Du, liebe Johanna, so gute Fortschritte im Schreiben machst – schreibst Du auch allein? – schicke mir bald wieder ein Brieflein voller lustiger Erzählungen. Lebt alle wohl! Euer Kaulbach, Potsdamerstr. 120

Den 15. Juli

Meine Geliebten und Teuren grüße und küsse ich tausendmal!

Deine vielen lieben Briefe habe ich alle richtig erhalten, am dritten Tage kommen sie gewöhnlich hier an, am vierten Tag in der Frühe erhalte ich sie dann, und Du kannst Dir leicht vorstellen, welche Freude das jedesmal ist. Zuerst wird ein solcher Liebesbrief verschlungen, mit der größten Hast durchflogen, ob auch alle Nachrichten gut und erfreulich sind, dann zum zweiten und drittenmal mit ruhigem Genuß und zum viertenmal mit großem Behagen gelesen, und ich empfinde dann eine Seligkeit sondergleichen, solche gute, treffliche Geschöpfe mein nennen zu können.

Ich bin höchlich erstaunt über Deinen großen Heldenmut, mit geladenen Pistolen den Dieben zu Leibe gehen zu wollen – das ist ja sehr wundervoll!! Diese Tapferkeit und Kühnheit erhebt Dich zur zweiten Jungfrau von Orleans – nein, entschuldige! – Madam von Orleans – das klingt auch nicht übel. Weh! weh! dem Diebe den Du aufs Korn nehmen wirst! Aber ziele nur recht scharf und mach die Augen nicht zu! So oft wie ich jetzt an Dich denke, immer erscheinst Du mir, bei Tag sowohl, wie auch nachts

im Bette, mit den scharf geladenen Pistolen im Gürtel, sogar in der Küche beim Kochen oder Mittag bei Tisch oder wenn die Kinder gewaschen werden – immer die Pistolen im Gürtel – es ist ein furchtbares, entsetzliches Bild! – Nur um eins bitt' ich Dich recht schön, wenn ich wieder nach Hause komme und ich Dich umarmen will – nicht wahr, liebes Herzensweib, dann legst Du die Pistolen etwas auf die Seite! – Beruhige mich doch etwas in Deinem nächsten Brief über diesen Punkt.

Den 15. Juli abends 11 Uhr

Du siehst, geliebte Josephine, daß ich hier guter Laune bin, und daß es mir über alle Erwartungen wohl geht, versichere ich Dir; ich würde ja auch die undankbarste Kreatur unter der Sonne sein, wenn ich das nicht anerkennen würde. Das einzige Unangenehme, welches mir hier geschehen, ist, daß wir erst heute, den 15. Juli, auf der Mauer zu malen angefangen haben, und diesen endlichen glücklichen Anfang habe ich heute mittag bei Rauch[1]) in einer vortrefflichen Gesellschaft gefeiert. Bis 3 Uhr nachmittags gearbeitet, dann zu Tisch und geschwelgt bis 8 Uhr abends...

Ich kann Dir nicht genug Lobendes über die hiesigen Künstler sagen. Wenn sie auch keine großen Genies sind, so haben sie es doch zu einer großen Vollkommenheit in der Technik gebracht, und vor allem sind es treffliche, gute Menschen, die sich auf das Freundlichste gegen mich benehmen. – Hier ist es nun leider auch wie in München der Fall, daß es nur den Künstlern vom sogenannten ersten Rang so wohl und glücklich geht, während die übrigen über geringe Beschäftigung und große Zurücksetzung klagen. Es sind doch talentvolle Leute unter ihnen, die ein besseres Los verdienten; der treffliche Olfers hilft zwar durch kleine Bestellungen so viel wie möglich, er muß sich aber auch nach der Decke strecken, denn das neue und alte Museum, Campo Santo und der Dom

[1]) Rauch Christian, Bildhauer, 1777 geboren in Arolsen, gestorben 1857.

kosten sehr viel Geld. – Grüße den Freund Merz[1]). Wie geht es mit seinem Stich von Jerusalem? Ja! Du hast neulich gewaltig über das Bild Jerusalem räsoniert! Ich habe laut lachen müssen, wie ich es las; ich habe die Stelle im Brief einigen Freunden, die mich eben besuchten, als ich Deinen lieben Brief bekam, vorgelesen; die haben sich nicht wenig über Dein selbständiges Urteil gewundert. Die Bettina[2]) hat mich vor einigen Tagen durch Direktor Waagen auffordern lassen, sie endlich doch zu besuchen, ich sei lange genug schon hier, um mich von der anstrengenden Reise erholt zu haben – auch die Birch-Pfeiffer ist sehr erzürnt über meine Unsichtbarkeit.

Du wunderst Dich, daß Du von mir und dem Bilde nichts in der Zeitung liesest. In den Berliner Zeitungen steht ja alles voll von mir. Ich schicke anbei eine kleine Probe, die großen kosten zu viel Porto. Lasse es nur niemand lesen.

Josephine an Kaulbach

Den 10. Juli

Ich muß Dir erzählen, was ich heute gesehen und worüber ich ganz froh und heiter gestimmt bin. Diesen Nachmittag verabredeten wir, auf die Einladung von Waagen nach der Au in das Strafhaus zu fahren. Es waren Waagen mit Frau, die Dietz und ich. Mit Worten läßt sichs nicht ausdrücken, was wir beim Anblick dieser Unglücklichen empfanden. Ein Gefühl der Dankbarkeit für diesen herrlichen Mann[3]), der die Menschen menschlich und nicht wie die Tiere behandelt. Dieser treffliche Mann empfing uns mit großer Freundlichkeit und machte die ganze Zeit unseren Führer und Erklärer. Es war äußerst interessant zu sehen,

[1]) Merz, Kupferstecher.

[2]) Bettina v. Arnim, Schwester Clemens Brentanos.

[3]) Direktor Obermayer.

wie der Mann mit den Leuten steht, welche Ehrfurcht sie vor ihm haben; er erscheint ihnen wie ihr Ratgeber, wie ihr Vater; jedes Anliegen, jede Klage dürfen sie ihm selbst zu jeder Stunde mitteilen; er hört sie gerne an.

Passavant sagte mir, es sei sehr traurig, daß diese wirklich großartige Anstalt so wenig bekannt ist. Das käme aber daher, weil der treffliche Mann keine Spur von Charlatan sei, daher er auch sein System nicht in allen Blättern ausposaunt. Etwas Gutes, meint er, müsse sich selbst Bahn brechen. Bei der letzten Versammlung in Frankfurt, wo auch Obermayer war, und wo von allen Nationen viel für und gegen ihn gesprochen wurde, hat er zu allem stille geschwiegen und zuletzt nur gesagt, er ladet seine Gegner ein, vier Wochen bei ihm zuzubringen; sie müßten aber in der Anstalt wohnen und von früh bis abends um ihn sein – dann sollten sie sagen, was sie auszusetzen hätten. In Preußen, sagte mir Obermayer, sind sie willens, das Zellensystem einzuführen, was so furchtbar sei, daß viele Menschen wahnsinnig werden. Könntest Du etwas dagegen sprechen und das hiesige System bei Gelegenheit einmal erwähnen, Du würdest Dir ein großes Verdienst um die Menschheit erwerben. In meinen Augen gilt das, was man in dieser Art leistet, viel höher, als alle Kunst und Wissenschaft. –

Wie freue ich mich, daß es Dir so gefällt; Gott gebe, daß es von Dauer ist; denn das wäre entsetzlich, wenn Du in einer Stadt leben müßtest, wo es Dir mißfällt. Sei aber nicht zu liebenswürdig, das sag ich Dir! auch seh mir nicht zu gut aus, sei nicht zu charmant – kurz, bleibe derselbe wie früher.

Den 13. Juli

Diesen Nachmittag war Waagen bei mir, er habe Briefe aus Berlin bekommen, worin steht, der König habe gegen jemand geäußert, etwas Großartigeres und Herrlicheres, wie Dein Babel, hätte die Kunst wohl nicht aufzuweisen. Dies freut Dich doch?

Versteht der König etwas von der Kunst? Mehr wie der unsere? Wird wohl ziemlich gleich sein.

Kaulbach an Josephine

Sonntag, den 11. Juli früh morgens

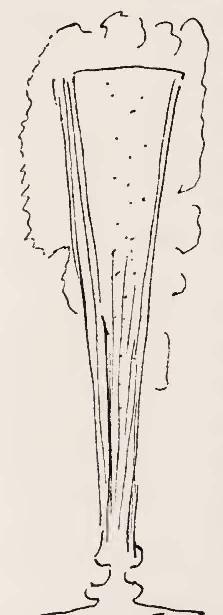
Meiner lieben besten Josephine und den lieben Kindern die herzlichsten Grüße und tausend Küsse zuvor!

Endlich komme ich wieder dazu, Euch einige Nachricht von mir zu geben. Die ganze verflossene Woche war eine so unruhige für mich, daß ich auch nicht ein ruhiges Stündchen finden konnte, Dir, mein liebes, teures Weib zu schreiben, aber wir wollen es schon nachholen. – Zuerst waren einige Münchner Freunde hier, um die ich mich doch etwas bekümmern mußte.... Dann habe ich einige Künstlerfeste über mich ergehen lassen und mich durch fünf Mittagessen durchfressen müssen (zwanzig Einladungen habe ich abgesagt) – das war wahrhaftig keine kleine Arbeit – (lieber den Turm von Babel wieder aufbauen) – alles der Zerstörung von Babel zu Ehren. – Aber das muß ich Dir gestehen, die Berliner Künstler und Nichtkünstler sind liebenswürdige Menschen (natürlich ein Dutzend abgeschmackte Weiber ausgenommen), die Leute hier sind gescheit, herzensgut und sehr gastfrei; es ist auch viel Wust und Unkraut hier, das habe ich aber zum Glück nicht kennen gelernt. – Nun möchtest Du wohl gerne, daß ich einiges von den häuslichen Einrichtungen, wo ich eingeladen war, Dir erzählte, auch von den Anzügen und Überzügen der Damen und ihren Möbeln, so auch (ein sehr wichtiger Punkt!) was ich alles gegessen und getrunken, und wie alle die köstlichen Speisen heißen und wie ich sie verdaut! ja! ja!! Das wird mir schwer werden, all diese Herrlichkeiten in Worte zu fassen –

Sage dem guten Herrn Fuchs, daß wir angefangen haben zu

malen, ohne Zuschlag unter die Farben zu mischen, und es geht vortrefflich; ich habe die Farben noch einmal sehr fein reiben lassen, und da sind sie sehr geschmeidig zu behandeln. Ich rate ihm sehr, vor allem ein Privilegium zu nehmen; wie viel oder auf welche Art, wenn Schlotthauer[1]) dabei beteiligt ist, da ist mein Rat unnütz; das muß der Herr Oberbergrat Fuchs, der größte Chemiker unseres Jahrhunderts, am besten wissen. Vor allem ist notwendig, daß durch ein Privilegium mit oder ohne Schlotthauer die Erfindung gesichert und geschützt wird. Was dann auch nachher geschieht: ein Ankauf von seiten dieses oder jenes Staates, das kann man dann mit Ruhe abwarten.

Bei den Geburtstagen meiner lieben Kinder werde ich auf Eure Gesundheit trinken, vivat! vivat! hoch!! – aber ihr müßt auch auf meine Gesundheit trinken, nämlich in Schokolade, und einen guten Kuchen dazu essen, das wird gut schmecken!! Daß unsere Freunde so gütig und aufmerksam gegen Dich sind, erfreut und beruhigt mich sehr – grüße sie doch alle aufs beste und sage ihnen, wie sehr ich mich freue, den kommenden Herbst und Winter wieder mit ihnen zusammen zu sein.



Wir Münchner kommen einige Male die Woche nach der Arbeit auf ein Stündchen in einer Kneipe zusammen, wo ziemlich gutes bayrisches Bier – „verschlissen" wird (so sagt man in Wien). Bei der Gesellschaft ist Asher, Echter, König,[2]) Hermann[3]), und in neuerer Zeit auch einige Berliner Künstler. Um 8 Uhr gehe ich entweder in eine andere Gesellschaft oder

[1]) Maler Schlotthauer. [2]) Maler König. [3]) Maler Hermann.

nach Hause, wo ich dann mit einem Buch in der Hand im Garten spazieren gehe oder an Dich schreibe, und so eifrig oft, daß ich nicht merke, daß es elf oder zwölf Uhr nachts ist. Auch wohnt dicht neben mir ein preußischer Major mit seiner schönen Frau, der meine Werkstatt in München vor Jahren besuchte. Diese Bekanntschaft wurde also wieder erneuert, und dieses sehr gebildete Militär sehe ich auch wohl abends bei m i ch (sagt der Berliner) oder ich gehe hinüber und trinke eine „Dasse Dee". – Jeden Freitag Abend ist bei Olfers, Samstag bei Cornelius und bei dem Minister Eichhorn große Gesellschaft, wo man mit Glacéhandschuhen, Orden und den Hut in der Hand Parade machen muß, wo ich dann öfters gegen die Gesellschaftsordnung arge Verstöße mache, sogar gegen einige überbildete, zuckersüße Weiber sehr grob gewesen bin; aber „dem genialen Künstler wird alles verziehen" sagt dieser süße Pöbel. Solche Abende oder Stunden vielmehr, sind in der Regel unermeßlich langweilig, und dann habe ich ähnliches Verlangen, ähnliche Wünsche, wie der erhabene Held Achilleus in der Unterwelt, wo er den dahingeschwundenen Toten als Herrscher gebietet. Dieser Held würde sein unterirdisches Königreich samt seinem Nachruhm mit Freuden hingeben – nur um das Licht der Sonne wieder zu sehen! – Ähnlich diesem unvergleichlich schön gelockten Peleionen, würde auch ich all meine Berliner Herrlichkeiten mit Freuden hingeben, wenn ich die Wonne, die Lust, das unaussprechliche Entzücken wieder genießen könnte, meinen teuren Freund Hauser, diesen herrlich strahlenden Gott Gambrinus, den Münchner Helios, den Musenführer, einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Euer Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Mittwoch, den 21. Juli

Heute morgen habe ich Deinen vortrefflichen Brief erhalten. Donner und Granaten!! Du führst aber eine scharfe und spitze Feder! tausend Wetter!! Das blitzt ja an allen Ecken und Enden!! Ich habe einige Male den Kopf rasch auf die Seite biegen müssen, ich glaubte wahrhaftig, Du wolltest mich treffen – ja, da heißt es aufpassen, wenn man da mit heiler Haut davonkommen will! Ich bin aber gut davongekommen: Du hast mich nicht getroffen. Du glaubst also wirklich, ich könnte Lust bekommen, nach Berlin mit Familie und Sack und Pack zu ziehen? – nun da müßte ich Tinte gesoffen haben – sei doch gescheit, liebe Josephine, glaubst Du denn, ich würde meine Münchener Glückseligkeit um hohle vergoldete Nüsse verkaufen? – Denn so betrachte ich doch, bei Licht besehen, den ganzen hiesigen Kram, aber ich will nicht so genau hinsehen, ich mache die Augen zu – denn würde ich einmal die Verhältnisse und Zustände hier in Berlin in ihrer wirklichen Schwärze kennen lernen, so liefe ich davon und könnte keinen Strich mehr arbeiten; darum lebe ich in der angenehmen Täuschung und will mich darin erhalten. Und dann gebe ich Dir mein Wort: die hiesigen alten Künstler (Rauch ausgenommen) samt und sonders sind darum nur so höchst charmant gegen mich, weil sie sehr gut wissen, daß ich niemals festen Fuß hier fassen werde, hier nur Gastrollen gebe und nie ihre Bahnen durch-



kreuzen werde; – trotz aller meiner Liebenswürdigkeit trauen sie mir doch nicht recht! –

Und was den andern Teil Deines Briefes betrifft, „Berliner Sitten und Sprache", könnte ich annehmen, das ist auch Dein Ernst nicht gewesen, und würde Deine Besorgnis etwas weniger komisch sein – so könnte ich sehr böse auf Dich werden.

Deinen Besuch im Kerker hast Du gut geschildert und Deine Begeisterung für den Menschenfreund, der die Unglücklichen so gütig behandelt, macht Deinem Herzen alle Ehre.

Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Montag den 26. Juni, abends 1/2 10 Uhr

Meine geliebte Josephine und lieben Kinder! Obgleich ich so müde bin, daß mir fast die Augen zufallen, so siegt doch der feste Wille, an Euch, meine Lieben, noch einige Worte zu richten. Die schönen Tage der Festessen, Visiten machen, Cour und Kapriolen schneiden, anmutsvolle Reden im Munde führen – alles das ist nun vorüber, und Reineke Fuchs hat sich wieder in seine Höhle (Museum) zurückgezogen. Die Komödie hat fürs erste ein Ende, sie wird aber wahrscheinlich nächstens in einzelnen Szenen oder Akten wieder aufgeführt; und ich habe mir fest vorgenommen, jedesmal und bis zu Ende meiner hiesigen Laufbahn meine Rolle schön mit Anstand und graziös durchzuführen. – In den glanzvollen Wochen, die ich hier zubrachte, habe ich kostbare Studien zu meinem Totentanz gemacht – ich sammle für die Winterabende, da soll einiges ausgeführt werden. Wir sind jetzt in voller Tätigkeit, an Babel zu malen.

In der Früh halb 7 Uhr gehe ich von Hause und brauche eine halbe Stunde, um ins Museum zu kommen. Dieser lange Weg ist mir sehr zuträglich, denn ich komme den ganzen Tag nicht wie-

der heraus bis abends 7 Uhr. Ich frühstücke Milch und Brot und mittags lasse ich mir eine Portion rohen Schinken mit Brot holen. Abends 7–8 esse ich erst warme Speisen und trinke ein Glas nachgemachtes bayerisches Bier. Diese Einteilung bekommt mir sehr gut. In das Speisehaus kommen dann auch einige Bekannte, die mir Gesellschaft leisten. Um 8, halb 9 Uhr geht es dann nach Hause, wo ich entweder etwas lese oder an Dich schreibe und eine Zigarre schmauche. Da fallen mir aber leider oft zu früh die Augen zu, wie z. B. jetzt – gute Nacht, liebes, bestes Weib; ich schlafe mit den Gedanken an Dich und die Kinder ein.

Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Den 7. August

Mein geliebte Josephine! Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht. Dein Geplauder ist gar nicht übel, nur mehr davon. Mit dem Briefe von Johanna ist mir ein großes Unglück geschehen. Denke Dir, ich hab ihn gar nicht gelesen! Die Briefe wurden mir in das Museum gebracht, und um sie besser lesen zu können, stellte ich mich an das offene Fenster und legte der guten Johanna ihren auf das Fensterbrett. Plötzlich reißt der Wind die Türe auf, und der Brief samt Zeichnung fliegt zum Fenster hinaus auf die offene weite Straße in das Menschengedränge. Ich bin ihm schnell nachgerannt, und mit mir gewiß zwanzig andere aus dem Museum, die mir gern gefällig sind, aber alle unsere Bemühungen nützten nichts, er war fort. Das war ein unglücklicher Tag. – Entschädigt wurde ich aber durch die schön gezeichnete Passionsblume, die habe ich wieder bekommen! Ja, liebe und geschickte Johanna! Die Blume hast Du recht geschickt gezeichnet, und Deine Fortschritte machen mir große Freude, aber den Brief mußt Du mir nochmal schreiben, und recht bald! –

Montag, den 8. August

Den gestrigen Sonntag habe ich mich in Gesellschaft einiger trefflicher Freunde von früh morgens bis abends spät in Potsdam in dem herrlichen Garten herumgetrieben. – Es ist nicht zu sagen, wie schön und reizend die königlichen Schlösser und Sommerwohnungen mit ihrer Umgebung sind. Der Gartenintendant Lenné ist ein außerordentlicher Mann; was der aus dieser Sandwüste gemacht hat! Wir fuhren in der früh 7 Uhr von hier und waren in einer Stunde in diesem Paradiese. Unter blühenden Oleander-Bäumen wurde gefrühstückt; dann zogen wir unter heiteren Gesprächen von einem Garten in den anderen, von einem Park zum anderen, erquickten uns am Blumenduft und den köstlichen Früchten. Überall wurden wir aufs freundlichste und gastlichste aufgenommen, aber vor allem bei unserem trefflichen Lenné, bei dem wir mittags eingeladen waren. Da wurde auf das üppigste geschwelgt. Ausführlich beschreiben kann ich Dir alles, was auf die Tafel kam, nicht, nur so viel, daß zwölf verschiedene Arten Weine getrunken und unter anderm zum Dessert sechs große Ananas zerschnitten wurden. O! wie oft habe ich an Euch Lieben gedacht! Könnte ich doch eine von diesen köstlichen Früchten Euch bringen... Abends zehn Uhr, nachdem wir noch bei Lenné Tee genommen hatten, fuhren wir nach Berlin, müde von all den Genüssen, zurück.

Dein Wilhelm



Josephine an Kaulbach

Den 30. Juli

Heute war Frau Genelli mit ihrem jüngsten Kinde bei mir. Die Leute haben wirklich große Prüfungen zu bestehen; sein Eigensinn wird auf schwere Proben gestellt. Nichts wie Krankheiten und dazu noch Nahrungssorgen; auch Genelli war jetzt sehr krank. Die Frau setzt ihre ganze Hoffnung auf das, was vom König von Preußen erfolgen wird; wird er etwas dafür tun? Schwind und Heß haben sich am Anfang geweigert, die Schrift zu unterschreiben, als sie aber sahen, daß alle anderen es getan, haben auch sie sich bereit erklärt. Schwind sagte, man müsse heutzutage sehr vorsichtig sein, besonders wenn man Familie hat – unser König könnte vielleicht die Sache nicht gut aufnehmen! –

Samstag, den 1. August

Nun sind es zwei Monate, daß wir getrennt sind, wie viele werden es noch? Es ist doch sehr hart! –

Heute war ich mit der Familie Obermayer im Atelier am Lehel. Es scheint, die Leute interessieren sich für mich; sie waren so freundlich und holten mich ab, dann fuhren wir zusammen hinunter. Von der Kunst verstehen die Leute nun gar nichts, besonders der Mann. Das tut aber nichts zur Sache, dafür versteht er desto besser die Kunst, unglückliche Menschen durch Milde zu bessern. Ich habe ihm alles erklärt und so verständlich wie möglich gemacht. Ich freute mich darauf, ihm die Geschichte des Verbrechers[1]) zu erzählen – ich fühlte, wie mir das Herz dabei schlug. Ich wollte es ihm so recht warm schildern, wie der arme, leichtsinnige, aber gutmütige Mensch zum Mörder wurde, nicht durch seine Schuld, sondern durch die erbärmliche, niederträchtige Gesetzgebung damaliger Zeit, die das Verbrechen nach dem Buchstaben bestrafte und nicht bedachte, was eigentlich die Ursache des Verbrechens

[1]) «Verbrecher aus verlorener Ehre».

war. – Eines muß ich Dir noch erzählen, was unsern Freund charakterisiert. Als wir in der Anstalt waren, führte er uns auch in ein Zimmer, wo zwölf reinlich gekleidete Mädchen an einem Tische saßen und ungeheure Stöße weißer Wäsche vor sich hatten und nähten. Als wir aus dem Zimmer traten, frugen wir, ob diese netten Mädchen denn auch etwas getan hätten, da sagte er ganz ruhig: „Ja, das sind alles Kindsmörderinnen!" Nun hättest Du uns Frauen hören sollen, wir schrieen alle laut auf! Da sagte er: „Beruhigen Sie sich und nehmen Sie die Sache nicht so arg. Versetzen Sie sich in die Lage dieser Unglücklichen, was sie eigentlich zu diesem Schritt bewogen. Gewiß nur das fürchterlichste Elend. Wären sie verheiratet oder sonst in besseren Verhältnissen gewesen, so wären es sicher die besten Mütter geworden."



Kaulbach an Josephine

August

Teure Josephine! Während ich hier sitze, sind meine beiden Gehilfen hoch oben auf dem Gerüst beschäftigt, indem sie an den Wolken, Engeln und Glorien malen. Den Gott Vater habe ich gemalt. Wir haben einen zweiten Turm von Babel vor der Wand, wo das Bild hinkommt, aufbauen lassen – nämlich das hohe Gerüst, auf dem wir tagsüber sehr oft herab- und heraufsteigen müssen. Dieses und die eigentliche Arbeit, die mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit gemacht wird, nehmen alle unsere Kräfte in Anspruch. – Vorgestern bekam ich wieder eine Einladung nach Potsdam zur königlichen Tafel, und als der Herr v. Olfers mich

abholen wollte, sagte ich ihm, ich könnte nicht mitgehen: ich sei ja bei Gott Vater im Himmel sehr fleißig, und da hätte ich keine Zeit, bei Seiner Majestät zu essen. Da hat der Herr v. Olfers einen roten Kopf gekriegt! – Gestern kam er wieder, um mir zu sagen, daß der König sich sehr über meinen Fleiß und meine Weigerung gefreut habe, und es würde ihm nun eine doppelte Freude sein, wenn ich in der nächsten Woche sein Gast sein wollte! Der König ist ein sehr freundlicher, gütiger und sehr gescheiter Herr, der einen Unterschied zwischen einem Künstler und seinen Hofschranzen zu machen weiß.

Über das große Lob, über die endliche Anerkennung der beiden Bildnisse, Lola und König, von Deiner Seite, bin ich sehr glücklich. Es ist mir nur sehr leid, daß Du so spät zur Einsicht kommst, welche außerordentlichen Verdienste ich bei diesen Bildnissen habe. Ich bin nicht so glücklich wie der Prophet Mahomet, dessen göttliche Sendung zuerst von seiner Frau geglaubt wurde – sie war freilich auch nicht so gescheit wie Du – o weh! ich sehe, das Papier geht zu Ende; ich hätte Dir gerne noch einiges Schmeichelhafte gesagt. Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Den 15. August

Meine Geliebten alle, ich wünsche Euch einen guten, vergnügten Tag! Ich sowohl, wie auch meine drei Gehilfen, sind sehr fleißig von morgens früh bis spätabends unermüdlich am Bilde beschäftigt, und ich sehne mich sehr, im Oktober bei Dir wieder auszuruhen – welche Freude wird das sein, Euch wiederzusehen! Ich darf mich nur diesen sehnsüchtigen Wünschen nicht zu sehr hingeben, sonst verliere ich Mut und Ausdauer zu meiner hiesigen Arbeit. – Am vergangenen Dienstag war ich auf einer Kindstaufe beim Bildhauer Drake, auch ein Waldecker und ein sehr

geschickter Mann. Der alte Rauch und ich haben sein Söhnlein aus der Taufe gehoben. Um 7 Uhr abends war die Geschichte aus, doch wir blieben noch bis 12 Uhr heiter und in vergnügter Gesellschaft beisammen. An gut zubereiteten Speisen und köstlichen Weinen war kein Mangel, und ich habe, denke Dir, sogar – ein Gläschen zu viel getrunken und in diesem schwebenden Zustande unter philosophischen Betrachtungen des Salomonischen Sprüchleins: „alles ist eitel unter der Sonne!" kam ich sehr vergnügt nach Hause.



Am Freitag abend war ich im Salon bei Olfers; da geht es freilich hoch her, da gibt es nur geistige Genüsse, da ist der bloße Gedanke an ein Räuschchen schon ein Verbrechen, viel weniger Gelegenheit und Mittel vorhanden, des Guten etwas zu viel zu tun, nur Tee, Tee, Tee und sehr kleine, kleine Butterbrötchen – aber in sehr reichlichem Maße Kunstgespräche; alle Kunstepochen werden da besprochen und beleuchtet; da könnte Frau Stilke sich recht aussprechen, recht austratschen, was ihr in München ja selten oder nie zuteil wird – genug davon.

Eines muß ich doch noch erwähnen, daß ich bei Olfers auch die liebenswürdigen Arnims gesehen habe. Ich begegnete ihnen tagszuvor auf der Straße, wo sie mir heftige Vorwürfe machten, daß ich sie noch nicht besuchte. Um sie etwas zu versöhnen, begleitete ich sie nach Hause und lobte ihre musikalischen, literarischen und artistischen Leistungen und verabredete mit ihnen, daß wir uns bei Olfers treffen wollten. Sie wollten heute aufs Land reisen und hatten mit mir noch vieles zu besprechen und über ihre Münchner Freunde zu fragen. Aber lieber Gott!! wie ist der Zahn

der Zeit doch grausam! Alle die Schönheit der armen Mädchen ist fort, kaum merkliche Spuren sind zurückgeblieben. Die „Mag" sieht bleich und kränklich aus und ist ihrem verstorbenen Oheim Clemens ähnlich geworden – und die jüngste erscheint wie eine alte Frau so abgelebt – es ist jammerschade!! Das verfluchte Tanzen und all die Hoffeste vom vorigen Winter sind die Ursache. Sie gestehen es auch selbst ein und wollen sich von nun an ruhig verhalten – aber jetzt ist's zu spät – Schönheit und Gesundheit verloren und keinen Mann gefunden! Die Bettina, ihre Mutter, beschäftigt sich mit der Herausgabe der Werke ihres verstorbenen Mannes und wird nächster Tage vor dem öffentlichen Gerichte erscheinen müssen; sie ist angeklagt, den Magistrat von Berlin in einem Briefe geschmäht zu haben; sie wird sich selbst verteidigen, welches ein rechtes Gaudium für die Berliner sein wird.



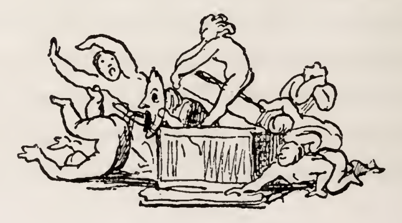
August

Gestern Abend kam ich zu spät von einer Landpartie zurück, um den Brief noch fertig zu machen. Ich kam so ermüdet nach Hause, daß es mir nicht mehr möglich war. Der Herr v. Humboldt, der mich schon öfter eingeladen hatte, wiederholte gestern die Einladung. Ich habe bis 12 Uhr gearbeitet, bin dann nach Hause geeilt, um mich umzuziehen, und bin dann mit dem alten würdigen Herrn nach Tegel, einem kleinen Schloß mit schönem Park und

See, $^3/_4$ Stunden von Berlin gelegen und der Familie Humboldt gehörig, durch eine unermeßliche Sandwüste gefahren. Es ist für mich ein unvergeßlicher Nachmittag!! Dieser außerordentliche Mann war sehr freundlich, gütig und sehr gesprächig. Er erzählte mir vieles von seinen Reisen in Amerika, Asien, zu Wasser und zu Lande, am Himmel (als Astronom) und unter der Erde (er studierte in seiner Jugend auch Bergwissenschaft), von den alten Baudenkmalen in Amerika usw. Ja! er ist ein wunderbarer Mann. Er ist 74 Jahre alt und immer noch frisch und rüstig zum arbeiten. In Tegel angekommen, speisten wir in Gesellschaft sehr kluger, aber nicht schöner junger Damen und einiger Herren, alles Familienmitglieder – es wäre auch zu viel von der guten Mutter Natur verlangt, wenn zu der geistigen Schönheit dieser Leute auch noch die körperliche Schönheit käme – so freigebig ist die Natur selten!!

Vor einigen Abenden bin ich mit einigen Freunden in einer kleinen, netten Kneipe gewesen, wo eine Kellnerin im Münchner Kostüm mit Riegelhaube und Mieder und zwei Kellner, ganz genau als Eisele und Beisele, zur großen Heiterkeit der Gäste bedienen. Man kann hier alle Sorten von Bier haben, nur kein echtes Bayerisches. Das Bier, welches dem Münchner am nächsten kommt (ist aber noch sehr weit davon entfernt) ist ein Gesüff, welches in Dresden gebraut wird und Waldschlößchen genannt wird! (Ach herrjäses, nu sähen se, ein sehr geeigneter romantüscher Name fir ain so scheenes Gedränke!) ... Am Heimweg wanderten wir durch einige prachtvoll beleuchtete Straßen Berlins. Du kannst Dir, ohne so eine vier Zoll hohe, blendend weiße Gasflamme in großen, hellen Laternen, die zehn Schritt weit von einander stehen, gesehen zu haben, kaum einen Begriff von der Schönheit einer solchen Beleuchtung machen! Wie ich zum Brandenburger Tor hinauskam und nun in die Straße zurückschaute, da erschien mir

die Stadt wie illuminiert – ja, noch merkwürdiger ist, daß man über der Stadt an den dunklen Wolken den hellen Reflex der Berliner Erleuchtung deutlich wahrnehmen kann. – Wenn mein lieber Guido dieses hört, wird er sich gewiß über Berlins, also auch über Preußens glanzvolles Dasein auf das innigste freuen – teile ihm auch noch folgendes mit: Wenn ich mich im Museum von der Arbeit etwas ausruhen und meine Augen erquicken will, so überschaue ich aus den schönen Bogenfenstern einen großen Teil der Stadt; da finde ich, daß Berlin eine außerordentliche Ähnlichkeit mit Rom hat – Kuppeln, Türme, Kirchen und Paläste im reinsten Zopf, Museen in Form der alten Tempel, nur mit dem geringen Unterschied, daß hier alles nagelneu ist und daß statt der hohen katholischen Geistlichkeit und den Schwärmen von Ordensbrüdern in der ewigen Roma – es hier von Philosophen und der Freimaurerbruderschaft wimmelt. In der Ferne zu meiner Rechten ragt aus einer gewaltigen Häusermasse ein mächtiger Turm: die Sternwarte mit dem Telegraphen, ähnlich der Engelsburg. Links ist eine gewaltige Kuppel sichtbar, das ist die Hugenottenkirche, die in früheren Zeiten von Franzosen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben worden, erbaut worden war. Diese Kirche hat eine wunderbare Ähnlichkeit mit St. Peter, im Vordergrunde fließt die ruhige Spree, ähnlich der schmutzigen Tiber, nur mit dem Unterschied, daß an den Ufern der letzteren gewaltig viel geschehen ist. Nun, wenn es an den Ufern der ersteren so fort geht, so kann es da auch bald schöne Geschichten geben – doch für heute genug! Dein treuer Wilhelm



Josephine an Kaulbach

August

Aus Deinem lieben Brief sehe ich, daß Du wohl und munter bist, und dies ist mir ein Beweis, daß Dir die Arbeit gelingt.

Diesen Nachmittag war Frau Genelli mit all ihren Kindern bei mir. Ich ließ Kaffee machen, und die Kinder waren recht vergnügt zusammen, auch Förster kam später und Waagens. Die lassen Dich alle grüßen. Sollte der König Dich um Genelli fragen, so spreche gut für ihn: Frau Genelli versichert mir immer, wie wohltuend meine Nähe für sie ist; auch Waagens gehen immer ganz froh und ruhig von hier fort. Ich schreibe heute schon an Dich, weil ich fürchte, einen geschwollenen Backen zu bekommen und da will ich den guten Augenblick benützen.

Phine schreibt an Dich kreuzfidel und an mich Briefe zum Verzweifeln; daraus werde ich nicht klug. Sie verspricht, daß dies ihre letzte Stimmung gewesen sein soll und will ihr nun Meister werden. Wie viele Stimmungen mußte ich mit ihr schon durchmachen und wie viele werden noch kommen! Je näher die Zeit ihrer Ankunft hier heranrückt, je banger wird mir, denn das Traurige ist, daß man zuletzt von solchen Launen angesteckt wird. Mich wundert nicht, wenn Phine klagt, daß die Leute sie nicht verstehen, denn es wird nicht leicht jemanden geben, der mit so viel Rücksicht, Schonung und Liebe all ihre Sonderbarkeiten erträgt, wie ich. Aber mein eigenes Gemüt leidet darunter und ich verliere allen Lebensmut – denn nur solche Naturen können sich erhalten wie die Mutter, an denen die größten Schicksale des Lebens mit einer gewissen Gleichgültigkeit vorübergehen. Freilich wäre es auch besser gewesen, die Mutter hätte früher diesen Stimmungen gewisse Schranken gesetzt und sie nicht zur Klage und Qual für andere heranwachsen lassen. –

Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Den 20. August

Was Du über die Schwester Phine schreibst, ist es mir sehr lieb, daß Du Dich einmal ausgesprochen hast, obgleich ich einiges durchaus nicht verstehe und wenn ich es zehnmal lese. Z. B. „Freilich wäre es auch besser gewesen, die Mutter hätte früher diesen Stimmungen gewisse Schranken gesetzt und sie nicht zur Plage und Qual für andere heranwachsen lassen." – Meinst Du da meine gute Mutter oder – Deine Mutter? Meine gute, treffliche, aufopfernde Mutter gewiß nicht – sie, die mich, mit dem Du glücklich lebst, geboren hat; die mich unter den größten Entbehrungen aller Art in der Jugend genährt und gepflegt hat, die den letzten Bissen Brot sich aus dem Munde nahm und ihn ihren Kindern gab; die mich in Schutz nahm, wenn mein armer Vater mich mißhandelte; die die einzige war, die einiges Talent in mir ahnte und durch ihre einfachen, schlichten Erzählungen mir unendlich nützte. – Meine gute, treffliche Mutter meinst Du nicht – kannst Du nicht im Sinne gehabt haben. – Denke also daran, wenn sie nach München kommt, sie ebenso artig und zuvorkommend zu behandeln, wie ich Deine Mutter behandle – nein! nein! noch viel mehr, denn sie verdient mehr! Alles, was Du ihr an den Augen absehen kannst, das tue ihr zu Gefallen; trage sie auf den Händen, hege und pflege sie die wenigen Tage, die ihr noch beschieden sind – dann wirst Du, meine teuere, geliebte Josephine, meine Liebe haben. Was nun die üble Stimmung meiner Schwester Phine betrifft – die hat auch ihre Fehler, wie wir sie alle haben, und wer hat sie nicht? Du sowohl wie ich sind in reichlichem Maße von jeher, seit 20 Jahren, zu beiderseitiger Plage damit gesegnet gewesen; oft haben wir uns die schönsten Stunden und Tage damit verbittert – da müßte mein „Lebensmut" schon

lange hin sein! Also fangen wir zuerst bei uns selber an, uns zu kritisieren und zu bessern, und ich möchte Dir, liebe Josephine, vorschlagen (unmaßgeblichst! versteht sich von selbst!) bei Dir zuerst anzufangen, indem Du mehr Zeit zu solchen Bußübungen hast, wie ich dermalen. Aber im Oktober, wenn ich zurückkomme, werde ich in Sack und Asche meine Kasteiungen beginnen und Dir nachzukommen trachten, denn Du wirst, wenn Du jetzt anfängst, bis dahin schon ein großes Stück auf dem Tugendpfade zurückgelegt haben. – Die Phine hat das Unglück, eine alte Jungfer zu sein, und Du weißt, welches beklagenswerte Los es ist, keinen Mann zu haben. Du hast es freilich gut bekommen, Du kannst lachen. Was das letztere betrifft, da bist Du die Beneidenswerteste unter den Weibern geworden, denn solche Blumen, wie Dein Mann eine ist, wachsen nicht alle Tage. Auch ist es gewiß kein beneidenswertes Los, von der Güte anderer zu leben, und wäre es selbst der Bruder oder die Schwester; man muß also Mitleid und Nachsicht haben und das Stücklein Brot mit freudigem Gesicht geben. – Auch hat Phine sowohl, wie ich, eine unglückselige Jugend gehabt, voll Jammer und Elend, und dieser trüben Erinnerung und Stimmung kann man selbst bis in die späten Jahre nicht immer Meister werden. Ich bitte also inständig sowohl für meine Schwester Phine, als wie auch für mich, um Nachsicht. – Du liebe Josephine hast von all dem Unglück nichts durchzumachen gehabt, Du bist im Glücke aufgewachsen; Du hattest immer genug Speisen Deinen Hunger zu stillen, Dich bequem und schön zu kleiden und bist von Deiner Geburt an bis auf den heutigen Tag glücklich gewesen. –

Wer nie sein Brot in Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Lager weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. –

Meine liebe, einzige Josephine, Du bist ja sonst so verständig und gut, sei es also auch mir zu liebe in dieser Sache und schreibe der Phine unumwunden mit Ruhe und Freundlichkeit Deine Herzensmeinung; sie wird gewiß ihr Benehmen zu bessern suchen – denn ich will keinen Zank und Streit in meiner Familie. In meinen sonstigen Lebensverhältnissen habe ich genug davon durchzumachen. Ich will Ruhe und Frieden in meinem Hause haben und jeder muß das Seinige dazu beitragen. So soll und muß es sein. – Lebe wohl, meine vielgeliebte, gute, nachsichtige Josephine, und behalte lieb Deinen treuen, Dich herzlich liebenden

Wilhelm



Josephine an Kaulbach

August

Also Du willst von den Ultramontanen, von Lola etwas hören! Unsere Freunde sind mit allem unzufrieden, was jetzt geschieht, es mag gut oder schlecht sein. Ich bin so gleichgültig gegen die Geschichten, mir sind die Sachen so zuwider und so zum Ekel. – Die Minister sind noch dieselben, obwohl man immer erzählt, daß Veränderungen vorgenommen werden. Die Feuerprobe müssen diese Herren erst bestehen, wenn der König wieder zurückkehrt und sie auffordert, bei der Signora zu erscheinen.

Ein Herr, namens Berks, ist zum Staatsrat ernannt worden, weil er sich angeboten hat, den Kavalier der Lola zu machen. Sie

ist seit 8 Tagen hier, nachdem Dr. Walter erklärte, der Zustand der Königin wäre von der Art, daß jede Gemütsbewegung für sie die schlimmsten Folgen haben könnte. Darauf wurde beschlossen, die Signora sollte nach Würzburg. Darüber soll sie schon wütend gewesen sein, und nun wurde sie dort von den Studenten und Bürgern sehr schlecht aufgenommen; sie zog schnell ab, nachdem sie vorher einem Soldaten zwei Ohrfeigen erteilte, der ihr untersagte, im Hofgarten ihren Hund freilaufen zu lassen. So kam sie nach München. Leeb, Metzger, empfingen sie an ihrem Hause in Gala, knieend; den anderen Morgen war große Aufwartung. Zwei Studenten, die von ihren Kameraden aus der Gesellschaft ausgestoßen wurden (Lolajaner), erschienen in größter Gala, mit Stiefel und Sporen und boten der Lola ihre Dienste an; sie wollten leben und sterben für sie. Man soll die Lola viel unter ihrem Haustor sitzen sehen in Gesellschaft des Herrn und Kompagnie, ihren Hund auf dem Schoß, dem sie die Flöhe absuchen!

Nimm Dich in acht, lieber Schatz, daß der Wind diesen Brief nicht mitnimmt; schließt Du denn zu Hause immer alles sorgfältig zu?

Genelli war vormittags bei mir und machte mir einen Besuch in aller Form; im Frack und sehr elegant angezogen. Anfangs bin ich erschrocken, aber er wollte auch einmal recht artig sein. Es ist zu komisch, wie er immer auf sich acht gibt, damit er ja keinen Verstoß macht, weil seine Frau ihm schon oft vorhielt, daß er etwas Ungeschicktes gesagt oder getan hätte. Hast Du noch nichts gehört, welche Wirkung die Eingabe der Künstler bei dem Könige machte? Es wäre sehr zu wünschen, daß es nicht ohne Erfolg ist, denn so, wie ich Genelli jetzt kennen gelernt habe, liegt die Schuld nicht an ihm. Genellis ganzes Naturell, sein Charakter ist von einer Unbiegsamkeit und Taktlosigkeit, daß, wenn er auch wirklich anders sein wollte, er doch nicht aus sich heraus könnte; denn zum großen Talent gehört auch eine Portion Lebenskenntnis, ein Wahrnehmen

der Verhältnisse, daß man einen glücklichen Moment im Leben nicht unbenützt vorübergehen läßt. Daran fehlt es ihm nun ganz und gar. Die Menschen nennen dies – Glück – und sagen wohl: „aber der Kaulbach hat Glück". Ja, etwas Wahres ist daran! Dein Glück besteht darin, daß der liebe Gott Dir zu Deinem großen Talent auch noch die Gabe verliehen hat, jeden günstigen Moment zu erfassen und Deinem Scharfblick nichts entgehen zu lassen. Aber der arme Genelli hat nur ein großes Talent, weiter auch gar nichts, und man sieht, wie weit man damit kommt! Wenn Du klagst, daß Du nicht zugänglich seiest, so sage ich Dir, das ist nicht wahr; denn wie leicht findest Du Dich doch in alle Verhältnisse! Du nimmst die Menschen, wie sie sind; suchst immer die besseren Seiten an ihnen heraus, und so soll es auch sein, um sich glücklich zu fühlen. Fahre nur so fort, ich will aber auch nicht zurückbleiben, Du wirst Dein Wunder an mir sehen.

Schlotthauer soll sehr erzürnt sein und äußert sich sehr empfindlich gegen Waagen, daß der alte Fuchs alle Ehre haben sollte und ihn, den Erfinder dieser Malerei, würde man ganz ignorieren, denn hätte er den Zuschlag zu den Farben nicht erfunden, würde die ganze Malerei nichts sein, er hätte aber schon Schritte getan, um sich sicher zu stellen.

Heute war ich bei Görres in dem Garten. Das ist dort eine Freude. Die ganze Familie schüttelt Äpfel und Birnen. Guido sitzt den ganzen Tag hoch oben auf dem Baum und wirft seiner Frau Birnen in den Schoß. Der Alte geht im Garten auf und ab, die alte Frau steht oben auf dem Balkon und erfreut sich ihres Gartens und die Tante schreibt indes an den historischen, politischen Blättern und läßt ihren Zorn und Ärger aus. – Vor einigen Tagen haben 170 Studenten (Philosophen) eine Eingabe an den König direkt geschickt, worin sie bitten, ihnen Lasaulx als Professor wieder zu geben. Darauf kam eigenhändig ein Schreiben von

oben an den Senat der Universität, worin verlangt wird, der Senat solle die 170 Studenten vorladen und ihnen die von König aufgestellten zwölf Fragen beantworten lassen; unter anderem, warum sie Lasaulx so sehr wünschten, warum sie die Eingabe nicht durch dieUniversität nach Aschaffenburg abschickten usw. Die meisten Studenten waren schon fort; nur zwölf fanden sie noch auf, und die beantworteten diese Fragen mit einer solchen Entschiedenheit, daß der Senat staunte; man ist allgemein begierig, was vom König erfolgt. Vor einigen Tagen sollte ein Duell zwischen einem Günstling der Lola (Nußbaumer) und einem Offizier namens Berchstorff stattfinden. Sie soll diesen Herrn auf der Straße beleidigt haben. Nachdem sie die Stunde und den Ort, wo und wann das Duell stattfinden sollte, erfahren hatte, hat sie nachts einspannen lassen und fuhr in Begleitung des Staatsrats Berks und eines neuen Ministerialrats Mussinan in die Menterschwaige und blieb die Nacht dort. Den anderen Morgen, als die Herren kamen, war sie so in Verzweiflung, daß sie dem Offizier zu Füßen fiel und für das Leben ihres Liebhabers bat; das Duell fand wirklich nicht statt! Ja, ich sage Dir, das gibt noch schöne Geschichten. Die Gesellschaft in ihrem Hause wird immer größer, ihren früheren Gesellschafterinnen T. usw. ist das Haus verboten; sie steigt nun schon in die höheren Regionen, wo es genug ihresgleichen gibt; da finden sich genug Herren und Damen. Es kommt noch dahin, wie ich immer sagte: so ein gemeines, sittenloses Betragen von oben kann ein ganzes Volk moralisch zugrunderichten. Man hört hier und da schon die Zeit herbeiwünschen, wo unsere Freunde am Ruder waren.

Josephine an Kaulbach

Den 25. August

Heute, am Geburtstag und Namenstag unseres Allergnädigsten, wurde die Lola zur Gräfin ernannt. Gräfin Landsfeld heißt sie. Sie fuhr in die Kirche, und der ganze Weg dahin war mit Gendarmen besetzt. Abends war Beleuchtung und Musik in ihrem Garten; es sollen 80 Personen dagewesen sein. Vor einigen Tagen war sie in Berg und Leoni und wem begegnete sie? unserer Freundin Fräulein Mayer! Auf die ging sie los und frug, ob hier Rehbraten zu haben wäre! Da soll die geantwortet haben: „Dat weeß ik nich, dat müssen se in der Küche fragen." – Nun neckt man sie immer damit, ob sie wohl den Winter Zutritt bei Hof bekommen wird.

Noch eine Neuigkeit, die Dich erfreuen wird. Döllinger ist abgesetzt; man glaubt deshalb, um ihn vor der Zusammenkunft der Stände zu entfernen, die in diesem Monat noch einberufen werden sollen. Siehst Du, so ändert sich alles! Ungemein gespannt ist man, was mit Lasaulx geschieht. Der König scheint sich die Antworten der Studenten zu überlegen.

Kaulbach an Josephine

Den 30. August

Gott grüße Euch alle! Der König von Preußen hat seine Reise nach Oberitalien angetreten; er kommt vielleicht auch nach München, was unserem Freund Waagen von Nutzen sein wird. Der König wird auch an den Rhein, nach Stolzenfels, gehen, ebenso auch Herr v. Olfers. Der König wünscht, daß ich bei seiner Rückkunft nach Berlin, welche für Anfang Oktober festgesetzt ist, noch nicht abgereist bin; ich soll ihm selbst meine Arbeit zeigen und noch einen Mittag in Potsdam sein. Wenn das also geschehen ist, so eile ich zu Dir, meine geliebte Josephine, so schnell, wie nur die Dampfmaschine laufen will. – In dieser Woche wird der Bildhauer

Professor Kies und auch der alte, würdige Rauch, bei dem es aber noch unsicher ist, nach München reisen. Biete Deine ganze Liebenswürdigkeit auf, die Leute gut zu empfangen. Auch ein Herr Goldschmitt, ein trefflicher, sehr reicher Kaufmann, ein alter Freund von Försters, kommt nach München. Entwickle alle Deine Anmut, Liebenswürdigkeit und sonstigen guten Eigenschaften, diese Herren würdig zu empfangen. Es tut mir sehr leid, daß ich nicht selbst in München anwesend bin, um all die Ehre und Güte, die mir hier von ihnen zuteil wurde, zu erwidern. Wenn der Zufall die Herren an einem Sonntag Nachmittag oder Abend in unser Haus führen würde, würde mich das sehr freuen; dann müßte aber etwas Wein in Bereitschaft sein, denn die Leute trinken kein Bier. Vor einigen Tagen war ich bei Kapellmeister Taubert, in Gesellschaft von vielen Malern, Sängern, Musikern. Da habe ich mich einmal wieder recht an der herrlichsten Musik erquickt. Taubert spielte einige neue Kompositionen ausgezeichnet und sang einige wunderliebliche Kinderlieder; auch der Sänger Krause, der früher in München war, ergötzte uns mit seiner Stimme.



Für Dein großes Lob, welches Du in Deinem letzten Brief mir zuteil werden läßt – meinen verbindlichsten, untertänigsten Dank! – Was meinen – „Scharfblick" betrifft – nun, da habe

ich allerdings etwas vom Reineke Fuchs – aber auch etwas von seiner feinen Nase; das kann man im Leben sehr gut brauchen, sonst ziehen einem die anderen Bestien das Fell über die Ohren. Und wo das nicht ausreicht, da muß man auch zuzeiten die Zähne zeigen. Was aber mein „finden in alle Verhältnisse" betrifft, da muß ich freilich gestehen, daß dies nicht weit her ist. Es steht zwar geschrieben „man muß mit den Wölfen heulen" und ich befleißige mich auch sehr, in den schönen Gesang mit einzustimmen, aber es wird mir sehr schwer! – So war ich die letzten Abende in einigen Gesellschaften zum Tee geladen, bestehend aus hohen Beamten, Gelehrten, Künstlern, Offizieren und Hofdamen vom höchsten Adel! Das ist keine kleine Aufgabe, dieses Getratsch, namentlich von den beiden letzteren, mit anhören zu müssen. Da vergeht mir dann freilich oft die Geduld – und was das Maß meiner Liebe zu diesem vornehmen Pöbel voll macht, ist die süße Berliner Sprache! –

Der Präsident Kleist hat mir durch den Herrn v. Olfers sagen lassen, daß er das Vergnügen gehabt hat, Dich bei Försters kennen zu lernen, und Du seiest eine sehr liebenswürdige Frau. Mich freut es sehr, daß Du liebe Josephine unsere Freunde so oft besuchst; fahre nur so fort. Grüße Förster auf das beste von mir. – Ich freue mich sehr auf den Winter; da wollen wir mit Hilfe unserer guten Freunde uns eine angenehme Häuslichkeit einrichten und die Freuden der Geselligkeit genießen; auch werden die Münchener Zustände recht bunt bis dahin werden und viel zu reden geben.

Die Lola Montez ist ja endlich Gräfin geworden. Das freut mich sehr! das ist ja herrlich – da gehört sie hin, zum hohen Adel; der ist so edel, trefflich und keusch, wie sie selbst. Der Bürgerstand soll froh sein, daß er sie los ist, der war zu gut für sie – also weg mit ihr! – In Paris hat sie ihre adeligen Studien gemacht. – Gute Nacht! Euer Wilhelm Kaulbach



Lola Montez

Josephine an Kaulbach

Den 11. September

Frau Schwind ist mit einem Töchterchen glücklich niedergekommen, zur großen Überraschung der beiden Eheleute; denn sie nannten den künftigen Jungen schon Wolfgang, und nun wurde es eine Helene. Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Meine Geliebten! Unsere Arbeit gelingt und macht allen, die sie sehen, viel Freude. Wir haben aber auch einen fürchterlichen Fleiß entwickelt! In zwei und einem halben Monat die Hälfte von so einem großen Bilde gut zu malen in einer neuen Methode – das macht mir so leicht keiner nach. Den 20. Juli haben wir angefangen zu malen und werden am 1. Oktober die Arbeit für dieses Jahr beschließen, und so bald, wie der König meine Arbeiten gesehen und ich meine Abschiedsvisiten hinter mir habe, werde ich zu Dir eilen! eilen! eilen!! –

Was Du mir von unseren Geldangelegenheiten schreibst, verstehe ich nur teilweise – „Promessen", „Agio", diese Dinger sind mir böhmische Dörfer. Hoffentlich verstehst Du dies besser und wirst es mir mündlich erklären. – Ich lasse unseren Herrn Hofgärtner Karl fragen, ob ich die Hoffnung haben darf, bei meiner Heimkehr noch einige Blumen zu finden; ich bin sehr besorgt, daß der Reif und die kalten Nächte den Blumen sehr geschadet hat und ich nur einen Teil der Herrlichkeiten in unserem Hause antreffen werde: das ist mein blühendes Weib und die Kinder und die Bäume auf der Stiege. – Du bist ein gutes, vortreffliches Weib; es freut mich außerordentlich, daß die drei Frauen aus Mülheim zu uns kommen; und wie freundlich hast Du für sie gesorgt. Wenn es für Dich und die beiden Kinder nur nicht zu ungesund in dem großen Schlafzimmer ist? Man kann vielleicht

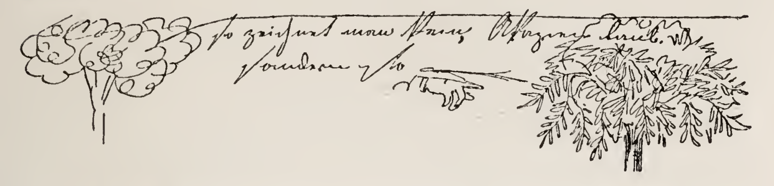
das Fenster vergrößern oder sonst eine praktische Änderung machen, daß mehr Luft und Licht hereinströmt. –

Das ist ja schauderhaft, was dem Guido geschehen ist. Dem Raubmörder wird aber die Lust zu solchem Handwerk vergehen, denn Guido ist stark und gewandt, der wird den Kerl schön zugerichtet haben! Grüße die guten Görres alle aufs beste von mir, ebenso Freund Lasaulx, dem ich sehr danke für seine akademische Rede. Sie wurde gestern abend in einem kleinen Kreis von Freunden vorgelesen und mit großem Beifall aufgenommen, und ihm am Schlusse ein Lebehoch bei einem Glase Rheinwein ausgebracht. Einem so vortrefflichen Manne, wie Lasaulx, kann die vollste Anerkennung nirgends fehlen, und wenn der König gescheit ist, so gibt er ihn seinem früheren Wirkungskreis wieder zurück, sonst möchte er doch an eine andere Universität berufen werden. München würde seinen Verlust, trotz dem alten griechischen Haarzopf Th., sehr beklagen. –

Der Schlotthauer ist doch der wahnsinnigste Gesell auf Gottes Erdboden. Wir malen nicht nach seiner Methode; auch ist die Mauer nicht nach seiner Methode präpariert. Mit dem Malen sowohl wie mit der Mauer sind wir wieder zu der ursprünglichen Methode des Oberbergrats Fuchs zurückgekehrt; und ich habe alle Ursache, diese alte, einfache Art vorzuziehen. Die zwei Köpfe sind mir damit sehr gelungen; dann kam Schlotthauer mit seiner Quacksalberei und es gelang sehr wenig, und er hat mir die Sache so verleidet, daß ich nahe daran war, alles aufzugeben. Sein Vergleich des Wasserglases mit dem Öl in der Ölmalerei ist so abgeschmackt wie möglich.

Die Zeichnung von der guten Johanna ist ganz wundervoll. Was hat der große Vogel für einen Riesenschnabel und große Augen – ich fürchte mich und es ist ein Glück, daß er eine so starke, dicke Kette am Fuße hat, sonst wäre es in seiner Nähe nicht aus-

zuhalten. Aber diese Kette könnte ja einen Ochsen festhalten! Dann könnte das grüne Laub an der Kugel-Akazie auch richtiger gezeichnet sein:



Die liebe Johanna muß mir recht bald ein richtiges Bildchen schicken.

Josephine an Kaulbach

Den 14. September

Der göttliche Hilari begegnete mir heute und erzählte, daß die Gräfin Landsfeld ihn nach Leoni rufen ließ, um ihn zu fragen, ob er gesonnen sei, sein Haus zu verkaufen. Als er dies bejahte, lud sie ihn ein, bei ihr zu speisen; er wollte es ablehnen, allein es half nichts. Hilari kann ihre Liebenswürdigkeit, ihr königliches Benehmen nicht genug rühmen. Sie ließ Champagner kommen und brachte ein Hoch auf den König, die Königin und die Kinder aus, in welches die ganze Sippschaft einstimmte. Dann erzählte sie, mit welchem Jubel der König in der Pfalz aufgenommen wurde, und als Hilari sich auch als einen Pfälzer vorstellte, ließ sie diese auch hochleben, und wieder erscholl ein Hoch von den Genossen. Nach dieser Komödie ging der ganze Trupp, an der Spitze die Gräfin, geführt von Herrn Staatsrat Berks, dann Bildhauer Lew, Metzger, Chokolademacher Rottenhöfer, Nußbaumer, der Portier Blötz und zwei zweifelhafte Damen aus Würzburg und eine Parapluimacherstochter aus Bayreuth, Hilari und Hofgärtner Hinkert nicht zu vergessen, ging also die ganze Gesellschaft in das Haus, von dem sie entzückt waren. Hilari hofft nun einen

guten Käufer an der Lola gefunden zu haben. Aber Frau Hilari soll über ihren Mann entrüstet sein und will mit keinem Schritt mehr das Haus betreten. Das alles erzählte er mir mit einer Gutmütigkeit, daß ich lachen mußte. Minister Zenetti und Zurhein sind um ihre Entlassung eingekommen; man glaubt aber nicht, daß sie von dieser Last befreit werden, bis die Ständeversammlung vorbei ist. Das gibt schöne Geschichten! Die Königin hat der Lola den Theresienorden zugeschickt; nun denke Dir die Schmach für die anderen Damen!!

September

Guido kann Deinen himmelschreienden Vergleich Berlin-Rom noch immer nicht verdauen. Er schickt Dir hier einen kleinen Auszug einer Beschreibung von Roms Herrlichkeit und sagt, Du solltest, indem Du dies liest, Dich an dasselbe Bogenfenster stellen, und dann wieder uns schreiben, ob Du noch immer derselben Ansicht bist.

Deine Josephine

September

Kaulbach an Josephine

Meine geliebte Josephine und liebe Kinder! Die Zeit meiner Abreise rückt immer näher und ich werde immer ungeduldiger und reiselustiger, um in Deine lieben Arme zu eilen. Die Arbeit gelingt mir jeden Tag besser, und ich habe meine Herzensfreude daran. Ich habe mir es aber auch sauer werden lassen, und keine Mühe verdrießen lassen: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" – steht geschrieben – das ist diesen Sommer bei mir wahrhaftig in Erfüllung gegangen! – Vom Morgen bis zum Abend kommt ihr mir nicht aus dem Sinn; ich denke oft so lebhaft an Euch, daß ich glaube, mitten unter Euch zu sein; aber die Aufmerksamkeit, die ich zur Arbeit notwendig habe, vertreibt bald wieder dies Bild der Phantasie. – Du erkundigst Dich, wie mir Dein Freund Obermayer gefallen hat – nun, ganz gut

– recht gut – es scheint ein ganz netter Mann zu sein – das Buch der Weisheit scheint er nicht erfunden zu haben; aber das tut nichts, ich bin darum doch ein stiller Bewunderer seiner sonstigen großen Eigenschaften. (Siehst Du, schlägst Du meinen Juden, so schlag ich Deinen Juden!)

Die Geschichte, die Du von dem göttlichen Sauhirten Hilari erzählst, würde ganz herrlich sein, wenn sie nicht so sehr betrübt wäre – bei dem Gastmahl war ein schönes Gesindel beisammen!! Daß sich da nicht einer vor dem andern schämt? Wenn das so fortgeht, wird das den Winter eine schöne Komödie geben; ich habe diese Stelle in Deinem Briefe einigen guten Freunden gezeigt, die haben hell aufgelacht über diesen Skandal! –

Grüße die Kinder! Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Den 10. Oktober

Liebe Josephine! Endlich kann ich doch den Tag meiner Abreise so ziemlich bestimmen; die letzten acht Tage sind mir wie eine Ewigkeit erschienen. Der König war unwohl – Olfers auf Reisen – der Kassier (eine sehr wichtige Person) machte auch eine Vergnügungsreise, an allen Ecken und Enden wurde ich festgehalten, es war zum Teufel holen. Morgen früh fahre ich zum König nach Potsdam und hoffe dann bis Dienstag mit all meinen Angelegenheiten fertig zu sein und denke noch denselben Tag bis Leipzig zu kommen. Mein Weg geht über Bamberg, Nürnberg, Augsburg. Freitag oder Samstag hoffe ich bei Dir, teures Weib und geliebte Kinder, einzutreffen.

Lebt wohl, Ihr Vielgeliebten! Euer Wilhelm

1848

Kaulbach arbeitet am Turmbau von Babel. In München werden unterdessen die Vorarbeiten zu den Fresken an der Pinakothek ausgeführt. Josephine begeistert sich für die „deutsche Flotte", findet bei dem Gatten jedoch wenig Mitgefühl.

Josephine an Kaulbach

Den 10. Mai

Was mich am meisten in Anspruch nimmt, das sind die Angelegenheiten der deutschen Flotte. Die Sache wird immer großartiger und ausgebreiteter und ich komme mit allen möglichen Leuten in Berührung. – Heute war große Versammlung bei Schulze; Eichthal, mehrere Bürger und andere waren dort. Es soll nämlich ein Komitee von tüchtigen Männern gebildet werden, damit die Sache eine Gestalt bekommt; jeder von uns schlug einige Männer vor. Ich gewann noch dazu Ministerialrat Hermann, Lachner, Förster, Neureuther; sie nahmen es alle mit der größten Freude auf und versprachen nach Kräften für die Sache zu wirken.

Den 11. Mai

Nun haben wir die große Versammlung überstanden. Es waren etwa 30 der tüchtigsten Männer zugegen. Z. B.: Seuffert, Obergrat Feder, Ministerialrat Hermann, Lachner, Pocci, Dietz, Neher, Klatz, Neureuther, Saporta, Schlichtegroll, Kraft, Eichthal, Förster, Schorn, einige Offiziere, Hofrat Berner, Spatenbräu, die beiden Schulze, Faulstich, Lotzbeck. Damen waren auch zugegen: Frau Hartmann-Stuntz, Wrede, Liszt, Passavant, Könitz und ich. Es war ungemein interessant, die verschiedenartigen Meinungen zu hören. Seyffert sprach ausgezeichnet. Förster wurde einstimmig zum Vorstande ernannt, Faulstich zum Sekretär, Schulze ist Kassier, Dietz, Neureuther, Seyffert, Feder, Pocci sind im Komitee. Förster soll nun einen Aufruf schreiben, der in der Stadt

verteilt werden soll. Darin werden die Münchner aufgefordert, Geld und Geldwert beizusteuern. Ferner soll eine Kunstausstellung veranstaltet werden, in welcher nicht allein Bilder, sondern auch sonstige schöne Sachen zum Verkauf oder zur Verlosung kommen sollen. Das Ganze wird Neureuther auf eine geschmackvolle Art arrangieren. Lachner und Pocci wollen auch noch ein großes Konzert veranstalten, womöglich im Freien, und die Künstler wollen eine Komödie veranstalten, was sicher viel Menschen locken wird. Siehst Du, lieber Wilhelm, so steht es mit der deutschen Flotte! Das allgemeine Interesse ist erwacht. An Geld haben wir schon 1500 Gulden (ohne den Schmuck) beisammen, in Augsburg sind 5000 Gulden beisammen.

In den Zeitungen steht nichts besonderes. Frankreich arbeitet sich heraus; dieser Lamartine ist wirklich ein herrlicher Mann. Wie sich der zu halten weiß! Er ist von neuem gewählt worden, was ein Glück der Nation ist!

Den 15. Mai

Gestern erzählte man bei uns, daß Julius und Luigi Knorr, die beiden Studenten, die Stadt verlassen mußten, denn es hätte sich herausgestellt, daß sie mit Herwegh und Struwe in Briefwechsel gestanden hätten. Der alte Knorr soll die beiden augenblicklich fortgeschickt haben. Auch der Bauhofklub soll sich aufgelöst haben; das war Zeit, sonst wäre es mit Gewalt geschehen.

Den 16. Mai

In Italien und Österreich sieht es recht schlimm aus. Der gute Papst kann seine Römer nicht mehr im Zaume halten, sie sind ihm über den Kopf gewachsen. Auf Frankfurt sind jetzt alle Hoffnungen gerichtet. Wir wollen sehen, ob die Leute imstande sein werden, diese Wirren ohne Kämpfe zu lösen.

Ich lese zu meinem Schrecken aus der Zeitung, daß Berlin wieder anfängt, unruhig zu werden und das mit Recht; denn wenn

die Minister wirklich den dummen Streich begehen und zugeben, daß der P. zurückkehrt, so sollen sie auch dafür bestraft werden. Aber ich kann es noch nicht glauben, es wäre zu unpolitisch, die Gemüter jetzt in dieser Zeit wieder von neuem aufzuregen. Bitte, lieber Wilhelm, schreibe ja ausführlich, wie es steht, und ob Du keinen Gefahren ausgesetzt bist, ob Deine Wohnung entlegen ist von all diesen verhaßten Plätzen.

Den 18. Mai

Die Heidelberger Zeitung berichtet aus London, daß die Deutschen dort bereits 10 000 Pfund Sterling beisammen haben für die deutsche Flotte, und der Prinz von Preußen gab zu diesem Zweck allein 1000 Pfund und dafür wurde ein Kriegsschiff gekauft. Von dem Fünfziger-Ausschuß aus Frankfurt ergeht auch ein Aufruf in der „Allgemeinen", den ich Dir hier mit dem von Förster beilege.

Wenn das Gerücht sich bestätigt, daß der König zugunsten des Prinzen seiner Krone entsagt, dann bitte ich Dich, mache so bald als möglich, daß Du aus Berlin herauskommst, denn dann geht die Sache nicht gut.

Soeben erzählt Frau Lasaulx, daß ihr Mann aus Frankfurt geschrieben habe, sie solle noch nicht abreisen, es sähe dort sehr schlimm aus. Es sind ihm Unannehmlichkeiten begegnet; er mußte schnell ein politisches Glaubensbekenntnis ablegen. Guido Görres läßt Dich grüßen und Dich fragen, ob er nicht alles prophezeit habe, wie es nun kommt? Daß sich ganz Deutschland binnen kurzem durch Anarchie auflösen wird? Er rät Dir, statt im königlichen Museum zu malen, die Gunst der Herren Held und Jung zu erringen suchen und ihr Porträt zu malen, denn nur solche Männer werden künftig über das Wohl und Wehe Deutschlands zu gebieten haben.

Deine Josephine



Familie Wilhelm Kaulbachs
von Friedrich Kaulbach (Hannover)

Auf der Treppe Wilhelm Kaulbach. Im Vordergrund Josephine, Johanna, Maria und Hermann. Im Hintergrund Familie Aufseß, musizierend

Kaulbach an Josephine

Berlin

Hier fand ich so vollauf zu tun, daß ich erst heute dazu komme, Dir nur einige Zeilen zu senden; künftig werde ich wieder einen wunderbaren Eifer im Schreiben entwickeln. Außer Olfers habe ich noch niemanden besucht. Heute mittag werde ich nach Potsdam zum König gehen, er will mir selbst sagen, wie gut ihm die «Kreuzfahrer» gefallen haben. Ich bin neugierig, ihn zu sehen – die Ruhe ist noch nicht wieder hergestellt, die Menschheit wogt in den Straßen, wie das Meer nach einem Sturm. Nächstens mehr.

Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Ich bin in voller Arbeit und habe schon eine halbe Figur gemalt. Vorgestern speiste ich in Potsdam bei den Majestäten. Der König war bei der Tafel und auch nachher (ich war von 2 bis 7 Uhr da) sehr gesprächig, schien auch heiter zu sein. Er ergoß sich in ein ausführliches Lob über die «Kreuzfahrer» und sprach mit großer Einsicht und Begeisterung, was mich sehr erfreute, sowohl um meinetwillen als auch um seinetwillen, da er doch wenigstens auf einige Stunden seine Sorgen vergaß. Es steht ihm auf dem Gesichte geschrieben, daß ihm seine goldene Krone in jüngster Zeit zur Dornenkrone geworden ist – er ist, seit ich ihn zuletzt sah, bedeutend älter geworden. – Die Königin sieht sehr leidend aus, es ist entsetzlich, was dieses königliche Paar hat alles durchmachen müssen. Es soll grauenerregend gewesen sein, als man die blutigen Leichen in den Schloßhof brachte, und die Königsfamilie, durch des Volkes Geheul herbeigerufen, die Toten in Augenschein nehmen mußte. Jeden Tag sterben noch Verwundete.

Von hiesigen Künstlern hab' ich noch wenige gesehen. Ich war gestern mit Olfers bei dem trefflichen Rauch. Seine Reiterstatue Friedrichs des Großen ist bewunderungswürdig, außerordentlich

in der Auffassung und Durchbildung. Den Abend war ich bei der liebenswürdigen Familie Olfers mit Rauch zum Tee eingeladen, in den nächsten Tagen werde ich Arnims und den anderen Freunden meine Visite machen.

Heute Sonntag sind wir den ganzen Tag sehr fleißig gewesen, gegen Abend wohnten wir einer großen Volksversammlung „unter den Zelten" bei; das ist ein tolles Treiben!! In der ersten Mainacht auf dem Brocken, wenn alte und junge Hexen und Teufelsbanner sich dort um Satanas versammeln, um den alten Spruch von seiner Muhme, der Schlange, aber- und abermals zu hören: „Ihr sollt werden wie Gott" – dort kann es nicht unbändiger hergehen, wie hier „unter den Zelten". Der Löwe des Tages, oder, richtiger gesagt, die Laus im Pelze der Berliner ist der Prinz von Preußen, der allen Berliner Protzen ein empfindliches Jucken verursacht, und so krallen sie sich gegenseitig, bis ihnen die Fäuste von Blut triefen. – Ebenso eklig wie dieses Bild ist mir das ganze hiesige Getriebe. Von Deutschlands Einheit, Deutschlands Wiedergeburt, und wie alle die goldenen Sprüche heißen mögen, davon weiß das Rabenvieh nichts – nur Berliner und wieder Berliner und weiter nichts als Berlin. Da sind die Münchner andere Leute und besonders die schönen Damen!

Welche Tätigkeit und welchen Enthusiasmus entwickeln die für Deutschlands Ehre und Ruhm – vivat hoch! hoch! hoch!

Den lieben Guido frage, wer die beiden Herren Held und Jung sind, ich habe sie bis jetzt hier nicht nennen hören und auch nicht erfragen können. Ich will mit Vergnügen alle Kommissionen von Guido an sie bestellen – und wären es sogar Jesuiten. – Ich habe die Tinte verschüttet und will daher mit Bleistift noch einige Zeilen hinzufügen. Heute Abend nach der Arbeit haben

wir einen Spaziergang durch die Stadt gemacht; in allen Straßen sieht man noch Spuren des Kampfes. Das meiste ist aber schon längst wieder restauriert. An einem Hause kamen wir vorbei, wo die Mauern, Fenster und Tore von Kanonenkugeln usw. total zerstört waren. Der Eigentümer setzt eine Ehre darein, es in diesem Zustande zu lassen. Von da gingen wir nach dem Friedrichsheim, wo die 300 gefallenen Bürger begraben liegen. Sie liegen alle, die Särge dicht neben einander, in einem großen Quadrat. In die Mitte soll ein Denkmal kommen, und auf dem Hügel sind eine Menge schöner Blumen gepflanzt und auf hölzernen Tafeln stehen die Namen der Gefallenen. Das ist eine Tragödie!



Josephine an Kaulbach

Den 24. Mai

Diesen Morgen war Frau Hartmann bei mir, um zu sagen, daß die junge Königin sie zu sich bestellt habe auf 2 Uhr nachmittags in Angelegenheiten der deutschen Flotte. Ich bat sie, der Königin die Sache recht ans Herz zu legen und ihr zu sagen, von welcher Wichtigkeit es für uns Deutsche wäre, mit aller Kraft

für diese Angelegenheit zu wirken. Wir wollen die Königin nur um ein paar freundliche Zeilen bitten, denn erst durch die Zustimmung von oben werden die hochadeligen, hochnasigen Damen auch bewogen, etwas dafür zu tun. Du sollst sehen, die Sache geht gut, wenngleich viel Unangenehmes dabei ist. Es gibt ja alte Zöpfe genug, die nicht begreifen können, daß eine Flotte, die einige Millionen kostet, auf diese Weise entstehen könnte. Zu diesen Erzphilistern gehört der alte K., mit dem ich die Ehre hatte, persönlich zu sprechen, und der ein rechter Grobian ist. Aber ich habe auch nicht stille geschwiegen, es soll ihm nicht geschenkt werden. Diese verhärteten Bureaukraten müssen auch noch geschliffen werden, unsere Zeit kann derartige Menschen nicht mehr brauchen. Ich freue mich nur, daß ich mit solchen Leuten, wie Hartmann, auf so freundschaftlichen Fuß zu stehen komme; der Mann ist äußerst liebenswürdig und unendlich gefällig in dieser Sache.

Den 26. Mai

Heute wurde ich durch Fräulein Gumpenberg benachrichtigt, daß die Königin mich zu sprechen wünsche. Ich ging um 2 Uhr hin, und wir sprachen lange und eingehend über unser Unternehmen; könntest Du nicht die Königin dort auch dafür interessieren? Was meinst Du, bitte schreibe doch darüber. Deine Josephine

Den 5. Juni

Heute kam endlich die Antwort der Königin, sie ist sehr freundlich abgefaßt. Auch ließ die Königin 400 Gulden Schulze zukommen, aber mit dem Bemerken, ihren Namen nicht zu veröffentlichen. Das ist nun eine fatale Sache, gerade daran wäre uns so viel gelegen gewesen; nun soll Graf Bray die Sache vermitteln und der Königin die Notwendigkeit der Veröffentlichung vorstellen.

Die Einnahmen steigern sich immer mehr. Gestern überschickte der Bierbrauer Knorr eine Summe von 200 Gulden. Am 15.

Juni soll die Bilderausstellung ihren Anfang nehmen. Sie wird gewiß sehr originell, denn alle Künstler geben irgend etwas zur Verlosung. Auch die Kaufleute und Handwerker geben jeder etwas dazu. Der Eintrittspreis soll ungefähr 24 Kreuzer kosten. Lieber Schatz! Du hast gewiß schon eine Ahnung, wo das viele Geschwätz hinaus will, und ich weiß, Du hast auch schon im Stillen daran gedacht, auch etwas beizusteuern. Es wäre ja auch eine Schande, denn denke nur, wie dies der Sache nützt, wenn man sogar etwas von Kaulbach gewinnen kann! Bitte schlage es mir nicht ab, denn Du hast sicher etwas unter dem großen Schatz von Zeichnungen. Vielleicht ein Blatt aus Siegfried oder etwas anderes. Vergiß es nicht, aber gib mir eine freudige Antwort, nicht wahr? – Auch für die Ausstellung möchte ich etwas haben. Lebewohl und gesund und sei mir nicht böse, daß ich so viel über meine Angelegenheiten schreibe. Deine Josephine

Ich sage Dir, schlage mir die Bitte nicht ab!



Den 11. Juni

Wie jetzt in Deutschland die Sachen stehen, wird es wohl zu einem allgemeinen Krieg kommen. Das ist nicht mein Urteil, sondern Passavant hat es gestern ausgesprochen. Er erzählte von

den bayerischen Soldaten, und was für ein guter Geist unter ihnen herrscht. Die im Seekreise sind allen Versuchungen der Republikaner ausgesetzt, aber sie bleiben fest. Sie hielten eine große Versammlung, worin einer eine zündende Rede hielt, in der er seine Kameraden aufforderte, sich nicht durch diese Teufel verführen zu lassen: „wollt ihr Soldaten bleiben, so müßt Ihr auch Euren Oberen gehorchen!" – es war ein ungeheurer Jubel. Österreicher und Bayern sieht man Arm in Arm spazieren gehen, sie vertauschen ihre Zschakkos zum Zeichen inniger Freundschaft und so, sagt Passavant, ist überhaupt in ganz Bayern dieselbe gute Gesinnung. Das ist wirklich erfreulich, und im ganzen hört man hier wenig räsonieren.

Kaulbach an Josephine

13. Juni, Pfingsten

Meine Arbeiten gehen rasch und gut voran und sie gelingen mir. Im August werde ich fertig – vivat hoch! dann sehen wir uns wieder und leben vergnügt beieinander und dann mag es draußen stürmen und toben! Was liegt daran? Wenn nur in meinem Hause und in meiner lieben teuren Familie der Friede wohnt!

Ich bin erstaunt über die Fortschritte meiner lieben Johanna im Zeichnen. Das wird gut, sehr gut, sehr gut, sehr gut, nur mußt Du Deine Linien an den Häusern gerader ziehen, sonst fallen

Dir Haus und Schornsteine um. Du mußt besser acht geben darauf. Auch erkennt man an den Bäumen die verschiedenen Blätterarten nicht deutlich genug. Hörst Du, mein guter Miz, das mußt

Du noch besser machen. Aber im ganzen verdienst Du das größte Lob für die zwei Zeichnungen. Ich habe sie in meinem Zimmer an die Wand gehängt, und wenn ich Besuch bekomme, so fragen die Leute: O, Sie sind auch Landschaftsmaler? Das ist ja wundervoll! Dann antworte ich: „Sie verzeihen, das ist von meiner Johanna, die hat mir diese Werke aus München geschickt" –



„dann haben Sie aber eine sehr talentvolle Tochter" sagen die Leute. Und dann bin ich bei diesem Lob sehr stolz auf meine Johanna.

Auch mein brauner Engel, Maria, hat mir große Freude gemacht mit ihrem Brieflein. Sobald ich etwas mehr Zeit habe, so schreibe ich an Euch beide, und werde mir dann auch sehr viel Mühe geben, schön und richtig zu schreiben. Liebe Josephine, wie geht es mit der deutschen Flotte? Du hast mir in Deinem letzten Brief wenig davon mitgeteilt! Sollte der Feuereifer bei Euch schon erkaltet sein? Ja, ja, so geht es – die Frauen haben wenig ursprüngliches Feuer und ausdauernde Begeisterung für eine Sache, der Mann muß ihnen den kleinen Funken immer erst anzufachen suchen, und wenn man glaubt, jetzt brennen sie lichterloh, – im Augenblick darauf sind sie schon wieder erkaltet. Wehe der deutschen Flotte!!

Wilhelm Speidel grüße vielmal und ich hoffe, daß er noch lange in München bleibt, damit ich ihn auch noch hören und sehen kann.

Hier in Berlin verläßt jeder die Stadt, wer nur irgend kann. Die Besorgnis der Leute ist aber etwas übertrieben; denn in diesen aufgeregten Zeiten malt sich jeder den Teufel schwärzer, als er ist.

Eins muß ich Dir noch sagen. Das Bemühen der Münchener Frauen und namentlich Frau Passavants, Fräulein List und Dein

Verdienst wurde in einigen Zeitungen auf das rühmlichste erwähnt. Ihr wurdet als das Muster und Vorbild aller deutschen Frauen und Mädchen gepriesen – das ist aber ein Stolz für mich!!! Aber mein ganzer Ruhm und Ehre wird künftig sich darauf beschränken müssen, der Mann einer sehr berühmten Frau zu sein. O wei! o wei!!



Josephine an Kaulbach

Juni–Juli

Lieber Schatz, Du glaubst, unsere Begeisterung für die deutsche Flotte hat schon nachgelassen? Da irrst Du Dich ganz gewaltig. Warum sollten wir jetzt weniger tätig sein, wo die Sache soviel Anklang gefunden hat? Wo sogar im Parlament sich alles für eine deutsche Kriegsmarine aussprach? Wären wir wirklich so arm an Begeisterung und Feuer, wie Du die Ehre hattest, uns zu schildern, dann hätten wir wahrlich nichts zustande gebracht; denn wir Frauen können uns zum Ruhme nachsagen, daß wir uns gegenseitig zu begeistern suchten. Im Anfang waren wir nur das Gespött und Gelächter der Männer, worunter auch mein Gemahl, der sich aber jetzt rühmt, den Funken Begeisterung zu hellen Flammen angefacht zu haben. Obwohl wir mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, gingen wir siegreich aus dem Kampfe hervor. Daß ich Dir weniger davon geschrieben, geschah mit Absicht, denn ich war Dir böse, weil Du Dein Versprechen nicht gehalten und keine Zeichnung dazu gegeben hast. Du hättest leicht etwas dazu schenken können; wenn Du mich wieder ver-



Josephine Kaulbach von Friedrich Dürck

söhnen willst, so frage bei Cornelius, Rauch, Wigmann und anderen an, ob sie nicht auch eine Zeichnung oder ein Figürchen schenken wollen? Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Zuerst versichere ich Dich, mein geliebtes Weib, meiner unwandelbaren Liebe und meiner unbegrenzten Hochachtung von wegen Deiner Bemühungen für die deutsche Flotte, obgleich wohl viel Eitelkeit, um von sich reden zu machen, zugrunde liegen mag??? Ich habe drei große Fragezeichen hingeschrieben; denn es kann ja auch die reine Begeisterung sein, die Euch schöne Frauen beseelt. Darum bin ich bereit, jede beliebige Strafe, sollte ich Unrecht haben, über mich ergehen zu lassen.

Das Frankfurter Parlament hat zu überlegen, auf welche würdige Weise Ihr Damen zu belohnen seid. Am zeitgemäßesten würde es wohl sein, wenn man Euch mit einem passenden Orden, z. B. einem kleinen Kanonenboot, natürlich sehr klein und zierlich gearbeitet, an einem gewässerten Seidenbande um den Hals zu tragen, schmücken würde. – Ich hoffe meine Begeisterung, meine Schwärmerei für Euch Damen wird gütig aufgenommen werden.

Ei! potztausend, meine liebe Johanna kann aber schön schreiben; und die Leonharts Kinder haben viel gefragt nach Euch allen. Auch Tante Phine hat vor Freude geweint, als sie mich sah, einen von der Münchener Familie wieder zu sehen aus dem lang ersehnten gelobten Lande Kanaan, wie sie München nennt. Sie konnte nicht satt werden, von Euch zu hören. Ob ihr Mädels fleißig im Französischen seid? In Naturgeschichte, Klavier? Ob ihr einen Walfisch von einem Kanarienvogel unterscheiden könnt? Einen Tannenbaum von einem Rosenstrauch? Ob München auf dem rechten oder linken Isarufer liegt? Als ich ihr dann versicherte, daß ihr diese außerordentlich schwierigen Fragen gewiß gut be-

antworten könnt, da hat sich die gute Tante Phine über Eure außerordentliche Wissenschaft höchlich gewundert. Und das schöne Verslein, das mir die liebe Maria geschrieben, von der Katze und der Maus, hat mir sehr wohl gefallen; ja mein Fräulein, wenn Sie es erlauben, werde ich nächstens ein schönes Bild dazu machen und dann stellen wir es im Kunstverein aus, oder schenken das herrliche Bild der lieben Mutter, die kann das Kunstwerk zum besten der deutschen Flotte verlosen!

Die Hölle ist los; Satanas ist wieder unter das Berliner Gesindel gefahren, gestern begegnete uns abends eine Menschenmasse von 1000 Köpfen, die nach dem Zeughaus zogen, um Waffen zu verlangen. — Was die Zeichnung für die Flotte betrifft, so warte, bis ich wieder nach Hause komme, dann will ich eine suchen. Den Anakreon kannst Du ausstellen, nichts weiter.

Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Der König von Preußen hat einmal gesagt: „Preußen soll in Deutschland aufgehen" — und ich sage jetzt: mein Ruhm als Künstler geht in Deinem Ruhm als flotte Dame — o verzeih, ich wollte sagen: Dame der deutschen Flotte — ganz und gar auf! Aber so, daß kein Stumpf noch Stiel übrig bleibt! o weh! o weh! So soll dann mein berühmter Pinsel ganz zu nichte werden? O, o! Hier sitze ich nun in einer Ecke des Museums und weine bittere Tränen, so salzig wie Meerwasser, und all meine hohen Titel,

Ehren, Orden usw., alles wird hinweggeschwemmt von der salzigen Flut, und Du, die Passavant und List, Ihr sehr berühmten, hochgefeierten Damen, fahrt in einem Kanonenboot triumphierend an mir vorüber! O weh! o weh! Ein schaudervolles, aber sehr ergreifendes Bild! – nicht wahr, was einem alles in dem verrückten Berlin hier einfällt!? –

Aber über etwas habe ich doch unermeßlich lachen müssen – über den patriotischen Wursthändler, bei dem Du auch warst, um einen kleinen Beitrag in patriotischem Schweinernen oder Geselchten oder auch einen patriotischen Kuttelfleck zu erbitten, um es auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen – auch ein sehr schönes Bild!! Ja wahrhaftig, unsere Zeit ist doch unendlich reich an großartigen Begebenheiten! Reich an edlen, hochherzigen Männern und Frauen, die jederzeit bereit sind, ihre teuerste Habe dem Wohl des Vaterlandes darzubringen. Alle Götter, alle olympischen Höhenbewohner werden wohlgefällig auf diese Opfer herabblicken. Die Himmlischen waren zwar in früherer Zeit, im homerischen Zeitalter, mehr an rohes Fleisch gewöhnt, sie nehmen aber in unserer kultivierten Zeit gewiß auch mit „Geselchtem" vorlieb – doch genug von diesem Zeug.

Ich und meine Arbeit befinden uns ganz vortrefflich. Ich habe heute die große Gruppe der Semiten fertig gemacht; Freund Echter ist mit der letzten Figur der Reitergruppe beschäftigt, Muhr malt den Baumeister – Pfannenschmitt arbeitet an der mittleren Gruppe – so geht es rasch und glücklich vorwärts, woran ich meine Freude habe. Aber eine große Prüfung steht uns noch bevor – das Fixieren des Bildes! Nun, ich habe so viel Schwieriges in meinem Leben überwunden, so werde ich auch das noch unterkriegen.

Die Ereignisse in Deutschland sind herrlich! herrlich! Frankfurt herrlich! Über das miserable Getriebe hier mag ich nichts schreiben, es ist mir zum Ekel!! Dein Wilhelm

Josephine an Kaulbach

Den 31. Juni

Heute, den 31. Juni war das Konzert von Hauser zum Besten der deutschen Flotte. Es wurde Elias von Mendelssohn aufgeführt und es war eine herrliche Aufführung. Was mich sehr freut, ist, daß die Berliner für die deutsche Flotte auch sehr tätig sind (wenn es keine Phrasen sind!) Herr Muhr und Echter sollen nur fleißig für die Sache wirken. Die Einnahmen wachsen ganz bedeutend. 7000 Gulden sind bald beisammen, ist das nicht sehr erfreulich? Aber wahrhaftig, wir ließen es uns auch sauer werden! Was habe ich mich abgelaufen und wie mußte ich mich oft ärgern! Aber der Lohn ist schön, auch wurden wir durch das Komitee getreulich unterstützt. Schulze hat als Kassier so viel zu tun, daß er von Christern unterstützt werden muß. Auch in Alt-England wird gesammelt.

Ich habe heute von einigen Herren erfahren, daß die Einladung, die einigemale in den Tagesblättern stand, unterschrieben von den adeligen Damen, die deutsche Flotte betreffend, eine Mystifikation auf diese Damen ist, denn wenn man die Anfangsbuchstaben der Namen zusammenstellt, kommt – „Lumpenwaare" heraus.

Ich lese soeben die Allgemeine Zeitung. Es steht nichts erfreuliches darin. In Neapel die schauderhaften Geschichten und in Wien ist's auch nicht besser. Diese Schmähschriften in Berlin übertreffen aber alles andere an Unverschämtheit. Wie ist es möglich, unter solchem Gesindel die Ruhe wieder herzustellen? Trostlose Zukunft für Preußen! Du lieber Gott, wie wird Deutschland sich gestalten?

Deine Josephine

Den 2. Juli

Man spricht heute von nichts anderem als von Frankfurt. Allgemeiner Jubel erregt die Wahl dort. Die Leute versprachen sich

unendlich viel von unserem Deutschland; gebe Gott, daß die Einigkeit bald zustande kommt, dann kann die Zukunft herrlich sich gestalten. –

Den 5. Juli

Soeben nachts elf Uhr komme ich von dem schönsten Feste zurück, das ich je erlebte. Sämtliche Liedertafeln, gewiß an vierhundert Sänger gaben zum Besten der deutschen Flotte im Prater ein Gesangsfest, also ein deutsches Fest. Es sollen 2500 Karten verkauft worden sein. Du kannst Dir also eine Idee machen, wie der Garten gefüllt war. Als wir hinkamen, waren schon viele viele Menschen und gute Bekannte da, ja Leute, die sonst nie solche Veranstaltungen besuchen. Das tat meinem Herzen wohl! Mit genauer Not bekamen wir einen Tisch, Frau Hermann kam auch mit ihrem Sohn und dem jungen Förster, beide in Studentenuniform; rings um uns saßen Bekannte. Auch der alte Fuchs mit Gemahlin spazierte daher, alle Minister waren zugegen, darunter Graf Bray, der sich lange mit mir unterhielt. Ich kann Dir nicht sagen, wie herrlich die Leute sangen; es trug die Wahl der Gesänge viel dazu bei; meistens Lieder deutschen Charakters, so recht für unsere Zeit, worunter auch einige von Lachner ganz vortrefflich waren. – Zum Schluß riefen einige Schreier nach der Marseillaise, aber da hättest Du den Spektakel hören sollen! Männer und Frauen schrieen alle zugleich: „Nein, das deutsche Vaterland!", was sie auch gleich sangen, während die ganze Gesellschaft mit einstimmte. Der Jubel war so groß, daß sie das Lied nochmal wiederholen mußten; es ist aber auch ein herrliches Lied, ganz für unsere Zeit! Ich sage Dir, es gewährte jedem einen freudigen Anblick, diese Menge Menschen so fröhlich und guter Dinge beisammen zu sehen. Viele behaupteten, daß dies in keiner anderen Stadt auszuführen wäre. Der Vater der Frau Dietz war entzückt von diesem Abend. Als es dunkel wurde, brachte man eine

Menge farbiger Papierlampen auf die Tische, am Eingang brannten große Pechpfannen, auch waren die netten Gartenhäuser alle mit farbigen Lampen geschmückt und dann saßen zwischen den Bäumen die schön geputzten Frauen – es gewährte alles dies einen zauberhaften Anblick, und ich dachte immer, könntest Du doch auch meine Freude teilen, denn diesen Abend werde ich nie vergessen.

Kaulbach an Josephine

Ich war gestern Abend bei Waagen eingeladen und fand dort eine große interessante Gesellschaft von Frauen und Männern, unter anderen auch den General Willissen, einen sehr liebenswürdigen kenntnisreichen Mann. Wir haben seinen Namen bei den Ereignissen in Posen, wo er als Friedensstifter hingeschickt war, öfter nennen hören. Er erzählte uns merkwürdige Begebenheiten seiner dortigen Mission. Ich verließ die Gesellschaft um halb 12 Uhr, und wie ich unter die Linden komme, war alles voller Menschen, die trotz der späten Stunde im heftigsten Reden und Streiten waren. Dieses Treiben dauert nun jede Nacht bis gegen Morgen. Am Schluß einer jeden Rede, die dort gehalten wird, wird entweder dem König, dem Prinzen von Preußen, einem Minister oder irgend einem anderen Beamten mit rasendem Geheul ein Pereat oder Lebehoch gebracht. Vor einigen Abenden haben wir wieder unter den Zelten einer Volksversammlung beigewohnt. Auf der Rednerbühne standen einige Kerls mit schwarzen großen Hüten und roten Federn, mit dem Säbel angetan. Du solltest einmal diese Menschen hören, was die für eine gottlose Junge haben. Es gibt nichts, was diese Burschen nicht begeifern. Es wird auch viel gesungen, z. B. „Welch Glück ohne gleichen, ein Preuße zu sind!" – Wenn man hier in Norddeutschland einige wenige Wochen verlebt hat, so wird man bald

zu der traurigen Überzeugung gelangen, daß es mit Deutschlands Einigung sehr hoffnungslos bestellt ist. Die Berliner sagen: wenn Preußen sich nur glorreich gestaltet, was geht uns dann das südliche katholische Deutschland an. Wir haben mit dem Süden nichts gemein! Hier in Berlin herrscht nach der Meinung der Protzen Intelligenz, Bildung, hoher Verstand und feiner schlagender Witz: kurz gesagt: ein Volk von Göttern. Im Süden von Deutschland dagegen sei viel Gemütlichkeit zu Hause, mit der man es aber auf der Welt zu nichts bringt. Geistesfaulheit mit anderen Worten; dann ein riesiger Fanatismus – also mit solch einer Rasse habe man gar keine Gemeinschaft. –

Ich war heute Mittag bei Rauch zu Tische geladen in großer Gesellschaft, meist Landsleute (Waldecker). Da war unter anderen politischen Gesprächen auch vom Frankfurter Parlament die Rede, auf welche Versammlung jedes Männlein und Weiblein unter großem Gelächter seinen Stein warf, daß mir vor Zorn das Blut in den Kopf stieg. Alle meine hoffnungsvollen Reden nützten nichts; zum Schluß erklärte ein alter Major: Die Bemühungen des Frankfurter Parlamentes erschienen ihm ebenso widersinnig, als wenn katholische Bauern einen Bittgang abhielten, um von Gott einen fruchtbaren Regen für ihr dürres Land zu erflehen – für all das Treiben und Arbeiten im Süden und am Rhein hat man hier keine Sympathie. Aber Rußland steckt den Berlinern mehr im Kopf, als ich geglaubt habe; namentlich den alten Zopf-Preußen, deren es hier noch eine große Heerschar gibt. Die lecken alle Finger nach der goldenen Horde, welche Orden, Brillant-Dosen, Louisdors in ungeheurer Masse austeilt. Infames Volk! –

Wir haben wieder unruhige Tage gehabt – in einer solchen Zeit, wie die jetzige, wird mir meine Kunst doppelt lieb und heilig, da ziehe ich mich in mein Museum, in meine Welt von Ge-

stalten zurück und pfeife auf alle da draußen – und so will ich es treiben, so lange es geht. –

Heute morgen habe ich Dein kleines angstvolles Briefchen bekommen, aber welch unnötige Sorgen machst Du Dir doch! Es wird noch öfter vorkommen, daß Du nur einige mit Bleistift geschriebenen Worte von mir bekommst, Du weißt ja, wie sauer mir das Schreiben wird, und daß ich beim besten Willen oft nicht imstande bin, die Feder in die Hand zu nehmen. –

Den Schöpferinnen der deutschen Flotte, den sehr liebenswürdigen Damen lege ich mich zu Füßen und gebe die Versicherung, daß ich alles, was mir und den Berliner Menschen möglich ist, für diese Flotte-Angelegenheit tun werde. Aber, was habe ich für ein außerordentliches Weib! Ho ho! Zu Hofe gehen! Mit der Königin sprechen! Sehr vornehme Bekanntschaften machen! Vom Minister ein Handbillett!!! Ich empfehle mich der Frau von Kaulbach gehorsamst und bitte mich unter Ihren hohen Schutz zu nehmen!! Wilhelm



Jenny Lind an Josephine

London, den 10. Juli 1848

Teuerste Freundin! Meinen besten herzlichsten Dank für Ihren Brief und das Andenken, das Sie mir aufbewahrten! Mögen Sie niemals den Gedanken fassen können, daß mein Herz gleichgültig für alte Freunde geworden! und tun Sie mir ums Himmelswillen nicht so etwas an als dies zu glauben, ich könnte darüber recht lange und bitterlich weinen. – Erinnern Sie sich, daß ich das Haus Ihnen gegenüber in der Gartenstraße habe kaufen wollen? Ich bin seitdem in meinem geliebten Vaterland gewesen und habe dort so recht gefühlt, wie doch die Liebe, die man von Kindheit an gehegt, mächtig und stark ist. Mein König, die ganze königliche Familie, das Land, die Erdscholle, ach! ich hätte sie alle küssen mögen, aber mit Tränen der tiefsten – veneration im Auge! Was für eine herrliche Zeit habe ich da erlebt! Die Herzlichkeit! Das Gefühl der Heimat! Die Sprache! alles hat mich entzückt; habe so nett bei meiner guten guten Tante gewohnt und viel Geld für die Armen gesammelt. Die Erinnerung an meine erste, schöne, reine, heilige Liebe wieder erwacht. Dasselbe Herz noch so warm wie früher, die einzige Seele, die mich uneigennützig geliebt, immer treu an meiner Seite wieder da! Schöne Hoffnung für die Zukunft, lebendig in der Nähe gewesen – sehen Sie, geliebte gute Freundin, das ist, was ich erlebt! – Ach nur dadurch, daß ich für andere lebe, – kann ich so viel Gnade ertragen! – Freilich war es mir hart, auch dies Jahr die fürchterliche Verantwortung auf mich zu nehmen, die hiesige Oper aufrecht zu halten, aber es war meine Pflicht, so zu handeln, weil es auf mir ruhte, ob (?) ruiniert sein werde und das ganze Theater zu stürzen. Und das Publikum lohnt viel auf eine solche Art und Weise durch Aufmerksamkeit, daß ich nichts zu bereuen habe. Außerdem habe ich

eine schwedische Familie bei mir (mein erster Gesangslehrer mit Frau und Tochter), welche ich kenne von meiner Kindheit an, daß ich mich ganz heimisch fühle. Ich gehe noch dies Jahr nach den Provinzen, aber dann bin ich fertig und lasse die große Karriere hinter mir und werde nur in Schweden zu meinem Vergnügen wirken und arbeiten. – Da haben Sie nun ein Ungefähr, was ich unternehmen werde; geschieht was recht Wichtiges, dann will ich Ihnen dies erzählen – bis dahin aber glauben Sie nichts – vor allem glauben Sie nicht, daß ich ein böses Herz habe. Ich hoffe, ich bin besser geworden, denn ich habe, seit ich Sie sah, schon vieles erfahren und bin nicht ohne Prüfung gewesen. Was sollte ich für Ursache wohl haben, hochmütig zu sein, jetzt mehr als bevor? – – Was macht das liebliche Haus? Was machen die Täubchen? Was machen die Rehen? Fressen die großen schwarzen Vögel noch immer die kleinen Früchte vor dem Hause? Und Ihre prächtigen Kinder, sie gedeihen? Hermann würde ich wohl kaum mehr erkennen! Ach Gott! es ist eine große Verantwortung, Kinder zu erziehen! Wie viel Unheil wäre aus der Welt verschwunden, wenn alle Mütter würdig dieses heiligen Namens wären! Ich denke immer, wenn ich eine Mutter sehe: Gott gebe Dir Kraft, den rechten Weg mit dem Kinde zu wandern. – Nun können Sie müde sein! Ich schließe darum. Seien Sie fest überzeugt, daß ich mein Leben lang aus ganzer Seele und aufrichtig verbleibe Ihre treue, dankbare Freundin Jenny Lind



Kaulbach an Josephine

Die Wahl in Frankfurt ist ein höchst erfreuliches Ereignis. Wenn der Erzherzog Johann das hält und halten kann, was er verspricht, nämlich, wenn er unterstützt wird von der Nation und den Regierungen, so wird eine Fülle von Segnungen aus dieser neuen Verfassung hervorgehen. – Nur dem Berliner Volk, diesem Otterngezücht, will die Wahl des Reichsverwesers Johann nicht munden; obgleich der König und Minister ihn anerkennen, so wird der alte wackere Johann an jeder Straßenecke mit Kot beworfen.

Daß Frau St. nun meint, in Frankfurt würde eine Kunstakademie gegründet werden, gehört auch zu den Abgeschmacktheiten – ich dächte Akademien hätten wir in Deutschland genug! Wenn etwas in dem Bereich der Möglichkeit liegt, so ist es höchstens das, daß mit der Zeit ein großes Parlamentshaus gebaut wird, welches dann durch Maler und Bildhauer reich und schön geschmückt werden könnte; das liegt aber alles noch in weitem Felde.



In den Kreisen der protestantischen Jesuiten, Mucker herrscht eine Verstocktheit, eine Unduldsamkeit, die keine Grenzen kennt. Jede andere politische oder religiöse Meinung (und weicht sie nur ein Haar von der ihrigen ab) verdammen sie in den tiefsten Pfuhl der Hölle. Alle Ereignisse, Erscheinungen unserer Zeit sind bei ihnen Eingebungen des Satans oder des Antichristen

der nächstens erscheinen soll. Das einige Deutschland, weil Katholiken und Juden auch daran teil haben, eine freisinnige Verfassung, Konstitution; die Stadt Frankfurt mit samt seinem Parlament und Reichsverweser Johann, Goethe, Schiller, Kant, Humboldt und hundert anderes Herrliches und Schönes: kurz alles, woran sich edle, patriotische treffliche Männer und Frauen (!!) erquicken und begeistern, alles das ist ihnen ein Greuel. Gegen solche wütende Fanatiker erscheint mir nun unser Guido Görres ein sehr harmloser Mann, den man auf seinem Steckenpferdchen sollte reiten lassen, denn von dem hohen feuerschnaubenden Rappen, auf dem die Ultramontanen in früheren Zeiten einherstolzierten, hat sie die Zeit schon längst hinuntergeworfen und sie werden nie wieder oben aufkommen. Das einst so übermütige, freche Ungeheuer ist durch die Gottesgeißel der ersten und zweiten französischen Revolution um sein Leben gekommen und befindet sich in neuester Zeit nur mehr ausgestopft in Raritätensammlungen. Nichts ist aber lächerlicher, als wenn diese Leute über die Münchner schimpfen, sie hätten keine Bildung, keine Toleranz. Ja, wo soll denn die herkommen? Das zehnjährige Abelsche Regiment hat sie nicht gesät, wohl aber Fanatismus, Beschränktheit und Unduldsamkeit, und die kehrt sich in jüngster Zeit jetzt gegen den eigenen Sämann, gegen die ultramontanen Maulwürfe. Lebt alle wohl, das Geld für die Farben werde ich durch den Geld-Wecksler (weiß der Teufel, das Wort kann ich nicht schreiben) nach München schicken.

Dein Wilhelm

Josephine an Kaulbach

Den 11. Juli

Mit Stilkes hast Du wieder was Schönes angefangen. Sie waren im Begriffe abzureisen, nun läßt Du mit einer gewissen Bestimmtheit ihnen sagen, sie sollten ja nicht von München fortgehen. Nun glauben sie, Du habest besondere geheime Gründe, vielleicht, daß der König Stilke in irgend einer Weise anstellen will, und Du seiest beauftragt, die ersten Schritte zu tun. Die Frau quält mich fürchterlich und ich mag sagen, was ich will, sie glaubt sicher, daß Du irgend eine Mission hast.

Den 30. Juli

Die Gegenstände zur Verlosung für die Flotte sind von heute an ausgestellt. Es ist unendlich viel zusammengekommen, und der Eifer nimmt immer mehr zu. Auch viele Kunstsachen wurden dazu gegeben. Z. B. von Neureuther ein wunderschönes Bildchen: «Jung gewohnt, alt getan». Von Oldenbourg zwei Exemplare Reineke Fuchs; von Kaulbach ein «Narrenhaus» und ein «Verbrecher aus verlorener Ehre». Darüber wirst Du Dich wundern, nicht wahr? Ja, siehst Du, so geht es, wenn die Männer eigensinnig sind! – Von Schwanthaler schöne Figuren, von Gonzenbach 12 Winkelrieds Tod, auch von Waagen etwas usw. Alle, alle haben etwas gegeben.

Übermorgen soll in Neuberghausen die Verlosung stattfinden. Künstler und Sänger sind fleißig beschäftigt, und ich freue mich, daß meine erste Idee von der Verlosung so viel Anklang findet und zu solcher Größe angewachsen ist.

Kaulbach an Josephine

Das hiesige Volk scheint endlich etwas zur Vernunft zu kommen, aber in München haben, scheint es, einige den Verstand ver-

loren. Diese Nachtvögel haben nicht bedacht, daß es in Deutschland anfängt zu tagen und das Morgenrot der jungen Freiheit über die Berge zieht. So Gott will, geht in Frankfurt nächstens die Sonne auf und bringt uns einen hellen, schönen, klaren Tag. Der Gesang der Frankfurter Lerchen hat sogar einigen Eindruck auf die hiesigen protestantischen Mucker und Jesuiten gemacht. Das ist nun gar ein verruchtes Geschlecht, das mir im Grunde meiner Seele zuwider ist.

Die Katholiken, die ich bis jetzt über die Münchner Verhältnisse gesprochen habe, sind entrüstet über das ekelhafte Getriebe dieser Finsterlinge, dieser Maulwürfe! Hier wird es ruhiger, aber wie lange wird es währen? Die Republikaner und Ultramontanen sind überall tätig und die einen so schlecht wie die anderen. Aber so Gott will, werden die Vernünftigen über beide siegen.

Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Den 9. August

Ich bin in der größten Verzweiflung, bin voll Ärger und Gram und Sorgen, denn das Wasserglas, um das Bild zu fixieren, ist noch nicht da! Um Gotteswillen, man wird uns doch so viel schicken, als wir verlangt haben! Ja, es ist zum Verzweifeln. Hat mir diese neue Malart schon so viel Kummer und Sorgen gemacht und jetzt, wo es mit dem Malen gut geht und man den



Karren, den Schl. in den Dreck geschoben hatte, wieder auf gangbaren Weg gebracht hat – lassen mich die Herren Fuchs und Krätz im Stich!

Am Sonnabend war der König mit großem Gefolge hier in Berlin, um Rauchs «Friedrich der Große» anzusehen. Er kam um 8 Uhr früh von Potsdam und stand um halb 9 Uhr vor dem Turm von Babel. Der Mann kann sehr liebenswürdig sein, er besitzt die rechte Weise, sich bei einem Künstler einzuschmeicheln. Er war 3/4 Stunden vor dem Bilde, und keine Figur, kein Ausdruck irgend eines Kopfes entging ihm und seine Lippen flossen über von Lob und Bewunderung, sowohl was die Ausführung im einzelnen, als auch die Harmonie, die lichte klare Wirkung des ganzen Bildes betrifft – aber, was nützt das alles, wir haben kein Wasserglas, um das Bild zu befestigen.[1])

Wir sind alle wohl und munter, welches auch ganz natürlich ist, da wir keine Zeit hatten, krank zu sein, und das Gelingen einer solchen Arbeit einen Kranken gesund machen könnte. Samstag abend werde ich mit Olfers und mehreren anderen (Rauch, Bunsen, Cornelius, Begas) nach Köln reisen. So unangenehm, wie mir die Reise vor einigen Wochen erschien, so angenehm ist sie mir jetzt. Dadurch zerstreue ich mich doch etwas von meinen Sorgen, und in der Zeit wird doch das Wasserglas gewiß kommen. –

Deinen Wunsch, geliebte Josephine, nach Köln zu kommen, kann ich Dir nicht erfüllen; aus vielen triftigen Gründen. Vor allem würde es sehr viel Geld kosten, dann müßtest Du die Kinder allein lassen, ohne sie unter einem zuverlässigen Schutz zu wissen – dann bin ich bei dem kurzen, flüchtigen Aufenthalt dort,

[1]) Soll fixieren bedeuten.

wo sich so vielerlei in ein paar Tagen drängt, so sehr in Anspruch genommen, daß ich von Dir und Deiner Nähe, geliebtes Weib, aber auch gar nichts hätte, und Du von mir ebenso wenig – es wird ein damenloses Fest werden.

Acht Tage werde ich wohl dort bleiben, und Echter und Muhr werden in der Zeit (wenn das Wasserglas kommt!) das Bild fixieren, so daß ich dann, wenn ich zurückkomme, nur zu retuschieren habe. Das dauert einige Tage, und dann eile ich Hals über Kopf zu Euch nach München. Das Heimweh ist kaum zu ertragen.

Auch Echter zeichnet den ganzen Tag nichts anderes, als Ansichten vom bayerischen Gebirge und von München – so trösten wir uns gegenseitig. Nur Geduld! Geduld! Ende August sind wir wieder in der Heimat! –

Gestern und in der vorigen Woche war ich in Potsdam beim König zur Tafel geladen. Der König und die Königin waren sehr, sehr liebenswürdig, und ich mußte von allen Seiten die größten Lobsprüche über mein Bild hören. Rauch und Bunsen waren auch geladen, also drei Waldecker und was für leuchtende Sterne! Wir haben uns gegenseitig die größten Komplimente gesagt, und das Händedrücken und Umarmen wollte bei uns gar kein Ende nehmen. Wir werden auch zusammen nach Köln gehen. Cornelius war auch hier und hat das Bild gesehen. Er war wie umgewandelt, voller Lob und Artigkeiten. Das Bild hat ihn überrascht. Den Großmüttern und Kindern 1000 Grüße.

Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Den 12. August



Du solltest das Bild 'mal sehen, das macht sich pompös; ja ich bin schon recht glücklich damit gewesen und ich bekomme viel Besuch. Humboldt war auch gestern wieder hier.

So sieht er aus; so unscheinbar ist dieser außerordentliche Mann.

Deine Bemühungen für die Flotte sind von wunderbarem Erfolg gekrönt. Du bist eine sehr vielseitige Frau – nicht allein vortrefflich in der Liebe, sondern auch als deutsche Patriotin. Es ist nur ein großes, unnennbares Glück, daß Du mich zum Manne bekommen hast. Würdest Du eine andere Partie gemacht haben, und wäre sie noch so glänzend, so wären Deine Gaben, Deine Talente, der Welt verborgen geblieben! Dein Wilhelm

Köln, den 16. August

Das war gestern ein wundervoller glorreicher Tag; der 15. August wird nie und nimmer vergessen! Ich bin heute noch von all den Eindrücken betäubt und ermüdet. Alle die Einzelheiten Dir beschreiben zu wollen, würde für mich ein Riesenunternehmen sein, auch wirst Du es in der Zeitung lesen und von mir mündlich zur Genüge zu hören bekommen, wie herrlich alles war, selbst bis auf den Speisezettel herab (wegen dieses Wörtchens herab bitte ich sehr um Entschuldigung, es war sehr unüberlegt von mir). – Wir sind Sonntag nachts hier angekommen, Montag bis 11 Uhr

wurden Besuche gemacht und gefrühstückt. Um 2 Uhr mußten wir auf dem Neumarkt sein, um uns der großartigen Prozession des Dombauvereins, sämtlicher Zünfte und anderer Korporationen anzuschließen. Von da ging es an den Rhein, um den König von Preußen zu empfangen. Auf allen Kirchen, sogar auf dem Dom wehten kolossale schwarz-rot-goldene Fahnen, alle Schiffe hatten ihre Flaggen aufgezogen, aber schwarz-weiße sah man wenige. Vom Kanonendonner, von Vaterlandsliedern und Jubelgeschrei erscholl das Ufer! Am Abend waren Olfers, Rauch, Boisserée, Cornelius, Begas, Dein Gatte und noch mehr andere gelehrte Leute und Künstler beim Dombaumeister Zwirner, um ihn wegen der glücklichen Führung des Baues zu beglückwünschen. Den gestrigen Haupttag fingen wir folgendermaßen an:

Durch die Freundlichkeit des Herrn Zwirner wurden wir Obengenannten früher in den Dom eingelassen, als die große Prozession. Dadurch bekamen wir den höchst merkwürdigen Aktus der geheimen Einweihung des Domes durch neun Bischöfe in ihren alten prachtvollen Kostümen zu sehen. Nach einer Stunde, die mir unvergeßlich ist, kam der König, zu seiner Rechten der Reichsverweser mit großem Gefolge, und nun begann die Messe mit Pauken und Trompeten, und zuletzt wurde die Feierlichkeit mit einem Tedeum, wo alle Singvereine mit einstimmten, beschlossen – wunderbare Eindrücke!! Um 1 Uhr ging man in den Gürzenich, der auf das herrlichste mit alten Goldtapeten, Waffen, Blumen und einem Springbrunnen mit Goldfischen geschmückt war. Dann erschien der König mit dem Reichsverweser, und es begann das Bankett. Die Reden des Königs, Reichsverwesers, Gagern und der anderen wirst Du in den Zeitungen lesen. Alles ging herrlich von statten. Der König hat sich sehr gut benommen, ebenso der Reichsverweser, ein würdiger, vortrefflicher Mann. Höchst interessant war es für mich, die Hauptleute aus Frank-

furt kennen zu lernen. Die Aufregung bei allen Anwesenden war so gewaltig, daß niemand ans Essen denken konnte. Es waren 13–1400 Menschen versammelt! Davon waren 350 Gäste, die alle einen erhöhten Sitz einnahmen, und da ich auch einer davon war, so konnte ich das großartige Schauspiel herrlich übersehen. Olfers, Cornelius, Rauch, Bunsen, Helmdach und ich hatten einen Tisch für uns, und zehn Schritt von uns saßen die hohen Herren: der König, der alte Johann, Prinz Wilhelm, Friedrich und Karl von Preußen, Gagern, Humboldt, Rothenhan und mehrere andere Männer von Bedeutung, auch die neun Bischöfe waren anwesend. O, es war ein herrliches Bild! Ein bedeutungsvolles Fest für die deutsche Zukunft! Auf allen Gesichtern strahlte Freude und Jubel. Auch der König von Preußen, der mit sehr umwölkter Stirn in die Versammlung trat (hervorgerufen durch die Düsseldorfer Brutalität), wurde zusehends heiter und glücklich gestimmt. Unermeßlicher, nie gehörter Jubel erscholl, als der König, der alte Johann und Gagern sprachen. Ein Teil der Versammlung war vom König für den Abend nach dem Schlosse Brühl zum Abendessen eingeladen worden; um 6 Uhr fuhren wir mit einem Extrazuge dahin ab und wurden wir dort auf das prachtvollste empfangen mit Musik und Gesang; alles war mit Blumen und Girlanden verziert. Der König als Wirt benahm sich sehr liebenswürdig und sprach mit jedem einige freundliche Worte. Es wurde nur von Gold und Silber gespeist; die Speisen selbst waren über alles Lob erhaben, überaus köstlich zubereitet; dem hohen Flug, den dieser königliche Koch, dieser Speisekünstler, bei diesem Gastmahl nahm, folgen zu können, dazu fühlt sich mein Gänsekiel zu schwach. Ich muß nur sehr bedauern, daß ich sehr wenig zu mir nehmen konnte, da ich noch von Mittag gesättigt war. Um 11 Uhr fuhren wir wieder zurück, um noch die Beleuchtung der Stadt und des Domes zu sehen, welches sich besonders

vom gegenüberliegenden Ufer aus gut ausnahm; denn es spiegelten sich alle die Kirchen und Türme in ihrem brillanten, farbigen Feuer und der Dom in seinem dunkeln, roten Licht und die unzähligen bunten Flammen, die auf dem Rhein schwammen, im Wasser. Und so war es halb 2 Uhr, wie ich müd und matt ins Bett kam, oder richtiger gesagt, ins Bett bin ich gar nicht gekommen; ich bin auf dem Kanapee eingeschlafen und erst am Morgen spät aufgewacht — und heute geht der Tanz von neuem los.



Josephine an Kaulbach

Den 20. August

Bei uns in München geht es wieder toll zu. Es ist ein Lärmen und Toben in den Straßen, die Wühler und Schreier lassen nicht nach, das Volk auf alle mögliche Weise aufzuwiegeln. Nun setzen sie den Leuten in den Kopf, den Hausschatz, die Juwelen des Staates, hätte König Ludwig fortgebracht. An allen Ecken waren Plakate angeschlagen, worin aufgefordert wird, sich zur Beratung auf dem Rathause einzufinden. Tausende von Menschen strömten hinauf, es wurde beschlossen, zum Minister zu gehen, und der sollte Rechenschaft ablegen. Der erklärte aber auf eine ziemlich brutale Weise, daß sie kein Recht hätten, darnach zu fragen.

Darüber wurden sie noch erzürnter; der kleine an Leib und Seele verkrüppelte Volkstribun Vogt stolzierte durch die Straßen, gefolgt von einem Haufen Schusterjungen, Weibern und Gesindel. Auch sah man Gruppen von Menschen beisammen stehen, und einer in ihrer Mitte, der das große Wort führte, schimpfte auf Gesetz und Ordnung und suchte das Volk zu reizen. Bald mußte das Militär ausrücken und alle Plätze und Straßen wurden besetzt. Aber auch das half nichts; denn es kam des Nachts zu schlimmen Auftritten und es gab mehrere Verwundungen. Bürger und Freikorps übernahmen es dann, die Ruhe wieder herzustellen. Heute ist an allen Ecken angeschlagen, daß auf Befehl des Königs die Schatzkammer für jedermann offen steht, und man warnt die Bürger davor, künftig wieder solchem Geschwätz und böswilligen Gerüchten Glauben zu schenken. Deine Josephine

Den 22. August

Guido Görres hat wieder was Schönes angefangen; er wäre beinah vom Volk gesteinigt worden. Gestern nämlich erschien ein Aufruf an alle Katholiken, daß wir zusammenhalten müßten, unsere Religion sei in Gefahr, der Staat müßte von der Kirche getrennt werden, und der Unterricht sollte allein der Geistlichkeit zufallen usw. Eine Adresse läge auf dem Rathause, wo sich alle guten Christen unterschreiben sollten, um dann die Epistel nach Frankfurt zu schicken. Der Aufruf wurde an den Straßenecken schon heruntergerissen, und die Menschen strömten aufs Rathaus, nicht zum Unterschreiben, sondern um ihrem Unwillen Luft zu machen. Dort wurde für und dagegen gesprochen. Schließlich packten einige Menschen die Adresse mit ungefähr 600 Unterschriften und zerrissen sie. Die Tintenfässer warfen sie sich an die Köpfe, die Magistratsräte flüchteten mit genauer Not und die Menschenwoge stürzte dann herunter auf die Straße. Da kam auf einmal unser guter Guido Görres des Weges. Er wurde von der Menge

umringt, versuchte zu sprechen, aber er wurde nicht gehört. So schleppten sie ihn bis in die Burggasse und wollten dort über ihn herfallen; er aber, dank seiner großen Gewandtheit, entschlüpfte ihren Fäusten und entfloh bis auf den Schrannenplatz unter die Bögen, wo er sich ausruhte. Ein Bekannter, der ihn dort sah, sagte zu ihm: „Um Gotteswillen, was haben Sie angefangen? Wie haben Sie Ihrer Partei geschadet!" – Da sprach Guido: „Man muß für seinen Glauben zu sterben wissen." Heute Nacht ist alles Militär in Bewegung, man fürchtet große Unruhen durch diese Geschichte; denn auf dem Lande sollen Tausende diese Adresse unterschrieben haben. Aber sage, ist das nicht entsetzlich!? Sie ziehen den Religionskrieg ja gewaltsam herbei –. „Man sollte sie alle an den Fußzehen aufhängen" – sagte heute unsere gute Anna. Ich meine, die katholische Kirche sei immer dann am besten gewesen, wenn sie arm war. Die reichen Geistlichen haben nie etwas getaugt.

Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Berlin, den 8. September

Jetzt bin ich wieder 80 Meilen von Euch entfernt. Aber nur der Körper! Der Geist ist bei Euch, ihr Lieben. Das waren acht glückselige Tage, rein dem süßen Müßiggang geweiht. Ihr habt immer gesagt, ich könnte nicht faul sein – nun habt Ihr den schlagendsten Beweis vom Gegenteil. Gestern abends bin ich sehr müde und hungrig, wie ein Wolf, hier angekommen. Ich habe mich mit einiger Mühe durch die Volksmassen, die auf den Straßen sich mit entsetzlichem Geschrei herumtrieben, durchdrängen müssen, um in mein Gasthaus zu gelangen. Das Volk hat verlangt, die Minister sollten abtreten, und der König hat nachgegeben. Sie sind heute entlassen! Das hängt mit der Frankfurter Geschichte zusammen. Auf meiner Reise hieher habe ich überall die größte Entrüstung über den schmachvollen preußisch-dänischen Waffen-

stillstand vernommen, und eine große Freude über das Benehmen des Frankfurter Parlaments in dieser Angelegenheit. Auch, daß das Frankfurter Ministerium abgetreten ist, erregt Befriedigung; denn Kenner behaupten, es habe angefangen, in Fäulnis überzugehen. –



Josephine an Kaulbach

Den 13. September

Die schönen Hoffnungen für ein einiges großes Deutschland sind durch die Frankfurter und Berliner zu Wasser geworden. Was aus dieser Verwirrung werden soll, wissen die Götter! – Lasaulx hat einen verzweifelten Brief an Görres geschrieben. Sogar er ist jetzt ganz vernichtet; er glaubt, daß die ganze Versammlung sich binnen kurzem trennen wird. Gott gebe, daß Du glücklich aus dieser wüsten Stadt kommst! Wegen der ausgewechselten 25 Taler sei ganz beruhigt, es ist ganz in Ordnung gewesen; ich habe es Dir selbst vorgezählt. Deine Josephine

Solltest Du wirklich nächste Woche zu uns kommen? Ich kann es kaum glauben; bitte, bitte, lieber Wilhelm, schreibe ja noch vorher, damit wir den Tag Deiner Ankunft genau wissen! –

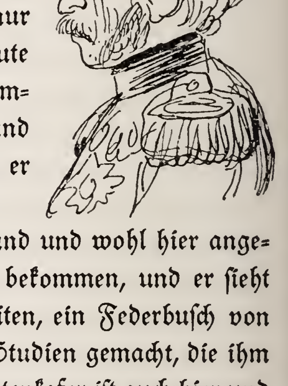
Kaulbach an Josephine

17. September

Morgen oder übermorgen werden wir mit dem Bilde fertig. Wir hatten mit dem Wasserglas große Schwierigkeiten, das Befestigen des Bildes war sehr mühsam. Jetzt, wo das Bild fertig

und zur allgemeinen Zufriedenheit gelungen ist, bin ich sowohl über meine Kühnheit, ein so großes Werk in dieser neuen Methode zu malen, als auch über mein großes Glück bei dem ganzen Unternehmen sehr erstaunt, höchlich erstaunt! Aber all' diese Erfahrungen mußten einmal gemacht werden und kommen den folgenden Werken zugute.

Am vergangenen Mittwoch war ich in Potsdam zur königlichen Tafel geladen. Ich hatte die Ehre, der Königin gegenüber zu sitzen, und neben mir, dem Könige gegenüber, saß der General Schreckenstein. Obgleich er ein Held in der Kunst des Krieges, ich ein (ob ein Held, das verbietet mir meine Bescheidenheit zu bestimmen) Mann in der Kunst, die nur im Frieden gedeiht, so haben wir doch gute Tischnachbarschaft gepflegt. Der alte, grimmige Kamerad war sehr gesprächig und wußte viel aus Bayern zu erzählen, wo er verwandt und bekannt ist.



Freund Dietz ist gestern morgen gesund und wohl hier angelangt. Der Feldzug ist ihm vortrefflich bekommen, und er sieht sehr gut aus. „Ein Säbel an der Seiten, ein Federbusch von Haar" – er hat aber auch sehr schöne Studien gemacht, die ihm später goldene Zinsen tragen werden. Pettenkofer ist auch hier und wir sind viel zusammen. Dietz macht heute Besuch bei seinem Prinzen von Baden, Olfers, Wrangel usw. Wir gedenken Mittwoch oder Donnerstag von hier abzureisen in einem Zug bis München. Dietz hat große Sehnsucht, endlich zu Frau und Kindern zu kommen, nicht minder Dein treuer Wilhelm

10000000 Grüße an alle.

1849

Kaulbach beginnt die «Zerstörung Jerusalems» während seines dritten Sommers in Berlin. Er wird zum Direktor der Kgl. Kunstakademie in München ernannt.

Alexander von Humboldt an Kaulbach

Berlin, den 31. Januar

Es ist mir eine süße Pflicht, verehrtester Herr Professor und Kollege, als unwürdiger Kanzler eines Ordens, der mehr eine gelehrte und artistische, echt europäische Institution, als ein Orden ist, an Sie diese Zeilen richten zu dürfen. Ihre Wahl ist fast einstimmig gewesen; wir haben nie eine solche Harmonie unter Männern erlebt, die nicht mit einander kommunizieren konnten. Ich bin ganz besonders von unserem vortrefflichen Monarchen beauftragt, Ihnen, teurer Herr von Kaulbach, zu sagen, daß seine Wünsche erfüllt worden sind: ich sage die Wünsche, denn Sie wissen, daß nach den Statuten des Ordens der König nur die ersten Ernennungen hat selbst machen können. Von der Freude unserer hiesigen gemeinschaftlichen Freunde sage ich Ihnen nichts. Das herrliche, große Werk, das wir von Ihnen besitzen, wächst mit jedem Tage mehr und mehr in der Bewunderung aller, die die Tiefe Ihrer geistigen Auffassungsgabe, das Großartige der Konzeptionen, die Meisterschaft der Technik zu begreifen vermögen. Es ist ein Luxus der vielspendenden Natur, daß sie Ihnen dazu noch edle Anmut und Einfachheit der Sitten und den liebenswürdigsten Charakter verliehen hat. Meine Gesundheit, an der Sie teilnehmen, und meine nächtliche literarische Arbeitswut erhalten sich trotz meines urweltlichen Alters und vieler unpoetischer Störungen wundervoll. Mögen wir bald wieder das Glück haben, Sie zu besitzen. Mit innigster Verehrung und Freundschaft Ihr

Alexander Humboldt

Christian Rauch an Kaulbach

Berlin, den 20. Februar

.... Des «Verbrechers aus verlorener Ehre» habe ich mich im Chorus mit den Meinigen in Bewunderung der Lebendigkeit der Charaktere erschöpft, wir alle lebten mit in der schauerlichen Gerichtsstube – und ebenso lebendige Bilder unserer Tage (nur freundlicherer Art) beschäftigen Sie im Augenblick für die neue Pinakothek, während ich nebst den anmutigen Frisuren die Haarbeutel, die kurzen Beinkleider, Weste und Rock, sauber im Gipsmodell zum Bronzeguß präpariere, wobei die seidenen Strümpfe in ihrer nötigen Vollendung mich in Verzweiflung bringen, welches Sie alles in der Tonanlage damals verließen. Um nun dem allgemeinen politischen Sudel womöglich nur ein Stündchen mehr zu entgehen, bin ich an den Skizzen zu den oberen Reliefchens, dem eigentlichen Wesen Friedrichs des Großen angehörig, beschäftigt, wozu ich gerne Ihre Nähe und guten Rat benützen möchte, dieser mir aber noch bei der Ausführung derselben als Hoffnung vorschwebt; möchten Sie nur recht pünktlich im nächsten Mai wieder bei uns sein. – Große Motion haben uns durch alle Kreise die Wahlen gemacht; ohne für die zweite Kammer erwünschte Männer erzielt zu haben, jedoch mit dem Unrat der letzten vorigjährigen verglichen, sollen sie besser sein, als erwartet wurde, dagegen die erste Kammer im Sinne des allgemeinen Volks- und Landeswillens vortrefflich in ihrer Zusammensetzung genannt wird. Nun mag das gute Geschick Preußens nachhelfen, in dessen Sold unsere mutige Armee als ultima ratio treu nachhelfen wird, wenn's nötig werden sollte.

Der König wohnte bisher in Charlottenburg, wo ich ihn öfter in gewohnter tätiger Heiterkeit abends sah, nun aber wieder nach Potsdam übersiedeln wird.

Magnus malt ein vortreffliches Bildnis unseres Komman=

danten, General v. Wrangel, in Lebensgröße, ganzer Gestalt, in einer Art, wie sie Ihnen gefallen wird. Begas hat Cornelius' Bildnis auch in der Reihe der Porträts gemalt, wie sich solches für diese Kategorien frommt. Vortrefflich und ähnlich, den Fortschritt, wie in den letzten unseres alten Schadow, deutlich darin erkennend.

Nun bleibt mir noch übrig, womit ich hätte anfangen sollen, Ihnen die Glückwünsche unserer Freunde mit den herzlichsten der Meinigen zur neuen Kollegenschaft unseres Verdienstordens, der Ihnen mit ungeteilter Stimme, wie zu erwarten war, zuerkannt ist, darzubringen. Über die Verleihung der Vakanz des wissenschaftlichen Teils sind unsere Herren Kollegen noch nicht einig, woraus man sieht, wie viel breiter und reicher dies Feld in unseren Tagen ist. v. Humboldt, Magnus, v. Olfers, Drake, Hennig mit den Meinigen tragen mir die herzlichsten Grüße und zu erinnern auf, daß wir Sie bald mit der heiteren Sonne wieder bei uns einziehen sehen, jedoch diesmal nicht allein, sondern womöglich mit der lieben Familie, der ich mich insbesondere zu empfehlen bitte. Ihr schönes Werk ist das tägliche Motiv zu Besuchen der neuen Räume des Museums, worin die Einwohner mit den Fremden wetteifern.

Ich war in Dresden und sah bei unserm Freunde, Professor Rietschel, das in Arbeit begriffene Modell zur Bronzestatue Lessings ohne andere Dekorationslappen, in seiner im Leben gewohnten Kleidung, lebendig aufmerksam, den alle Welt kritisierenden Gelehrten charakteristisch darstellend. — Ein Werk der Zeit, wie wir es noch nicht sahen!

Indem ich in wahrer Verehrung verbleibe Ihr ganz ergebener

Rauch

Den Herren v. Rottmann und v. Schwind bitte ich mich bestens zu empfehlen.

Kaulbach an Josephine

August

Teure Josephine! Von Politik schreibe ich Dir nichts, das ist mir ein gar verhaßtes Kapitel. – Mein kleiner Karton Homer gefällt hier sehr; der alte Rauch mit seinen Schülern war gestern auch hier und haben „drein geschaut!“ Auch meine zweite kolossale Figur «Die Geschichte mit der jungen, ernsten Zeit, die ihr das Buch hält» – ist fertig. Es macht mich sehr glücklich, daß die Figur mir gelungen ist in so kurzer Zeit – aber freilich, alles erst Karton, gemalt muß es erst noch werden. Um die Mittagsstunde kommen viele Menschen, um meine Arbeiten zu sehen. Das Babel schneidet den Berlinern ins Fleisch!! Einer von ihnen hat gesagt, ich übersetzte die Bibel in die Demagogie! Auch ärgern sie sich, daß König Nimrod nicht von Gottes Gnaden ist, aber das sind freilich nur die Abonnenten der Kreuzzeitung (oder besser der Kreuzspinne), die solche Äußerungen machen – sehr stark schwarz-weiß ge-



färbt. – Morgen mittag bin ich bei dem bayerischen Gesandten eingeladen, wo auch der österreichische Gesandte sein wird, da wird wohl aus einem anderen Farbentopf gemalt! Du willst wissen, wie ich die Abende verbringe? Du mein Gott, da ist wenig zu erzählen. Von den vielen langweiligen Abenden, die ich in großen Gesellschaften zubringen muß, will ich lieber schweigen; dagegen bin ich sehr gerne bei Rauch, Ulrichs, Olfers usw., aber, im ganzen genommen, gehe ich wenig aus, denn ich bin in der Regel furchtbar müde, geistig und körperlich. Da gehe ich gewöhnlich mit den beiden Herren Echter und Muhr in ein recht anmutiges Kneipchen, wo wirs uns recht schmecken lassen und die Zeit bis 10 Uhr angenehm verplaudern, dann gehen wir heim ins Bett, um uns für den morgigen Tag durch einen guten Schlaf zu stärken – zu meinem Erstaunen bemerke ich eben, daß ich diesen Brief, wie schon öfters, mit einer Abhandlung über den Schlaf schließen will, das geht doch nicht, da muß ich Dir noch einiges erzählen. – Bei Cornelius bin ich einmal gewesen; aber mit dem Manne ist nichts mehr anzufangen, der wird sehr alt. Er ist voller Verdruß und Ärger, er schimpft über München und Berlin und über alles; keiner macht es ihm recht.

Den ersten Oktober reise ich von hier ab, ich halte es nicht länger aus, von Dir und von meinen guten Kindern entfernt zu sein. Es ist doch trotz all der Ehre und dem Ruhm, trotz allem Gepreise und Gelobe, ohne geliebtes Weib und Kinder verdammt langweilig auf der Erde. – Du lachst zwar über Deinen Mann; aber was ist das Leben ohne Liebe und geliebt zu werden? –

Ich habe in diesen Tagen eine kolossale Figur des Moses ausgeführt – Josephine den solltest Du sehen! aber der ist mir gelungen! so sah gewiß der große Mann aus, der ein großes Volk aus der Knechtschaft befreite. –

Grüße alle Sonntagskinder! Dein Wilhelm

Alexander von Humboldt an Kaulbach

Ich bin vorsichtig, werter Freund und Kollege, wenn es darauf ankommt, mir selbst eine große Freude zu bereiten. Es ist Sonntag, den 14. September, mein fast unwahrscheinlicher 80jähriger Geburtstag, den ich allein mit Ihnen und unserem Rauch in Tegel feiern möchte, im Hause des Ministers v. Bülow. Ich hoffe, daß Sie mir diese Bitte gewähren. Kommen Sie gütigst Sonntag um ½2 Uhr in meine Pension, Oranienburgerstraße 67. Ich fahre Sie dann nach Tegel und wieder zurück. Sie werden Frau v. Bülow und ihre zwei lieben Kinder unendlich beglücken, wir haben in unserer Familie immer gewußt, welcher Genuß und welche Ehre es sei, die hochbegabtesten und edelsten seiner Zeitgenossen als Hausfreunde betrachten zu dürfen. Das hebt und erfrischt. Mit inniger Bewunderung und Liebe

Ihr ergebenster Alexander von Humboldt



Kaulbach an Josephine

September

Vor einigen Tagen habe ich einem sehr interessanten Feste beigewohnt: nämlich Humboldt feierte sein 80jähriges Geburtsfest. Ich wurde von ihm eingeladen auf seinem Landsitz Tegel im Kreise seiner Familie den Tag zuzubringen. Der König und die

Königin mit wenig Gefolge, der alte Rauch und meine Wenigkeit waren die einzigen Gäste. Die Räume in dem Schlosse, obgleich sehr elegant, sind doch zu klein, um mehr Gäste aufzunehmen. Es war in der Tat außerordentlich schön und merkwürdig. Der alte Humboldt war in der geistreichsten und witzigsten Laune; der König sehr heiter. Er hat sogar eine Arie gesungen. Die Verwandten von Humboldt sind zwar nichts weniger wie schön, aber es sind sehr kluge, geistreiche Damen, die das Gespräch bei der Tafel sehr zu beleben wußten. Die Speisen waren köstlich und dazu die herrlichsten Weine. Mündlich werde ich Dir alle Gespräche wiederholen, wie außerordentlich gnädig sich der König über meine Arbeiten ausgesprochen, was die immer sehr melancholische Königin sprach. Der Anzug der Damen, wie schön der Salon geschmückt war, die herrlichen Tafelauffätze bis herab zu den sechs Bedienten in schwarzem Livree und goldenen Schnallen an Knieen und Schuhen – alles, ja sogar den ganzen Küchenzettel werde ich Dir erzählen, und das ist keine kleine Aufgabe.

Dein Wilhelm

Kaulbach an Olfers, den Direktor der Berliner Museen

Die Akademie habe ich allerdings in einem trostlosen Zustande gefunden; es ist mir immer klarer, was ich oft mit Ihnen besprochen: die Akademien sind nicht mehr an der Zeit. Seit Cornelius fort ist, ist auch sein Geist aus ihr gewichen. Während der Gärtnerschen und Heßschen Regierung ist sie bis zur schlechtesten Zeit des Zopfes (nicht mal) herabgesunken. Die Herren, die da angestellt sind, betrachten sie zum Teil als eine Melkkuh. Ärger, als ich gedacht, sind die Schwierigkeiten aufgetreten, dennoch hoffe ich etwas zu wirken. – Wenn ich denke, wie wir im vorigen Jahre den Rhein hinunterfuhren und uns noch beglückende, hoffnungsvolle Zeiten entgegenstrahlten:

„Nichts das Auge trübte,
Als daß der vielgeliebte,
Der schöne Schirm ins Wasser fiel.
Kaum war erreicht das schöne Ziel,
Da faßte schon des Windes Wut
Den guten, neuen, schönen Hut."

Doch wir haben beides mutig ertragen, und so wollen wir auch ferner dem Schicksal trotzen, endlich wird doch kommen der Tag, der siegend die Fahne der Einigkeit durch ganz Deutschland trägt, und wenn wir dann wieder das Fest feiern, den deutschen Rhein hinunterfahren, da strahlen die Berge im Sonnenglanz:

„Und mit meinem Hut sitzt auf des Berges rauher Spitze
Frau Lorelei, mit meinem Schirm sich schützend vor der Hitze."

Das sind die ersten Verse, die ich als Direktor mache – o wundervolle Wirkung! –



1850

Kaulbach verbringt den vierten Sommer in Berlin, an der «Zerstörung Jerusalems» arbeitend. Josephine in Leoni bei Starnberg.

Kaulbach an Josephine

Berlin im Juli

Meine Lieben! Ich bin hier glücklich angekommen und schon in voller Tätigkeit. Echter und Muhr haben ihre Aufgabe gut gelößt und ich bin mit ihnen sehr zufrieden. Herr v. Olfers hatte die Hoffnung schon aufgegeben, mich diesen Sommer hier zu sehen, und war die Freude doppelt groß, mich endlich zu haben. Ich muß gestehen, ich habe mich auch herzlich gefreut, den guten, trefflichen Mann wieder zu sehen. Am selben Tage berichtete er gleich nach Potsdam, daß ich da sei, und den anderen Tag wurde ich alsbald zur königlichen Tafel geladen und hatte das hohe Glück, dem König, der wieder vollständig genesen ist, gegenüber zu sitzen. Ich hatte meinen Sitz zwischen dem verehrungswürdigen Humboldt und Olfers. Dann waren noch da der Musiker Meier-Bär,[1]) Radowitz und die Kreuzspinne Gerlach. Auch der alte Wrangel, der den Freund Dietz besonders grüßt.

[1]) Meyerbeer



19

Den gütigen Überbringer dieser Zeilen wirst Du kennen (Herr von Horschelt). Er kommt eigens nach Starnberg, um Dir mündlich zu sagen, daß ich mich wohl befinde. Empfange ihn daher auf das beste. Grüße die Kinder und das treffliche Fräulein Kreszenz tausendmal! Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Dienstag Nachmittag

Meine herzlichsten Grüße zuvor! Ihr lebt ja wie die Vögel im Hanfsamen! Tanzmusik und Freinacht – hei! Dideldumdei, ich wollt', ich wär auch dabei. Da wird die liebe Johanna gerast haben zum Aufspringen, und die gute Maria wird Triller mit den Beinen in der Luft geschlagen haben, und Du, liebe Frau von Kaulbach, wirst doch auch eine Menuette oder sonst ein ehrbares Tänzchen gemacht haben? Nachdem ich also durch Eure Briefe erfahren habe, daß Ihr lustig und kerngesund seid, habe ich gedacht: Jetzt werde ich auch etwas Vergnügliches unternehmen, und was geschah? –

Am Samstag 2 Uhr nachmittag fuhren Herr v. Olfers, Geheimrat Stüler, der das Museum baut, Echter, der getreue Muhr und Dein Herr Gemahl auf der Eisenbahn zum Berliner Tor hinaus, um eine Erholungsreise nach Dresden und die sächsische Schweiz zu machen!! was sagst Du nu? Die sehr geehrten Herren kamen sämtlich abends 9 Uhr beim herrlichsten Wetter in Dresden an. Am Sonntag besuchten wir die Galerie und einige Werkstätten, z. B. die des ausgezeichneten Rietschel, Bendemann. Mittags waren die Herren alle zu einem Diner geladen, welches seinesgleichen wohl schwerlich je wieder finden wird!! Die köstlichsten Speisen und Weine! –

Nun möchtest Du aber auch wissen, wer der liebenswürdige Wirt war? – ja, ich wollte ihn Dir gerne nennen, wenn mir nur

sein Namen einfallen wollte! – Ja, so ist der Mensch. Die Wohltaten vergißt er nicht, aber wohl den Guttäter. – Es ist ein reicher Grundbesitzer, seine Villa liegt oberhalb der Stadt an der Elbe. Sie ist im höchsten Grade reizend und geschmackvoll eingerichtet. Wir fanden dort die sämtliche Dresdener Künstlerschaft und waren fröhlich beisammen bis spät in der Nacht. Gestern Montag waren wir im Plauenschen Grunde und auf der Bastei in großer Gesellschaft. Wie schön ist es dort! Heute Dienstag sind wir wieder hier in Berlin angekommen.

Daß Johanna so fleißig und brav ist, erfreut mich in hohem Grade. Ich habe es aber auch nicht anders erwartet. Sie ist ja meine Tochter!! –

In der zweiten Hälfte des Monats komme ich jedenfalls zu Dir liebe Josephine! Dein Wilhelm



Josephine an Kaulbach

Die Frauen sind in München ungemein beschäftigt für Schleswig. König Ludwig hat 36000 fl. gegeben, und auch sonst wird sehr viel getan. Tust Du denn gar nichts? Ich halte es für eine Schmach, wenn Männer, wie Du, nicht auch ihr Scherflein beitragen. Wenn Du kein Geld geben willst, so biete doch wenigstens Deinen Gönnern und Gönnerinnen ein Bild zum Kaufe an, und bestimme diese Summe der guten Sache. Wenn jeder tut, was in seinen Kräften steht, so sind die Armen nicht verloren. Und jetzt

ist's unsere Pflicht, zu handeln. Ich bitte Dich, versäume diesen Augenblick nicht!! Hast Du gehört, wie von der Tann sich in der letzten Schlacht ausgezeichnet hat? Passavant erzählte, daß ihm vier Pferde totgeschossen wurden. Auch Hans Raumer hat sich so tapfer bewiesen. Die Dänen sagten, von der Tann sei kugelfest. Gagern soll ja auch im Kampfe gewesen sein und Gervinus schickte 1400 fl. nach Schleswig. O armes Deutschland!!

Deine Josephine

Kaulbach an Josephine

Für Schleswig-Holstein bist Du ja wieder im 9. Grade der Ekstase! Gottes Bomben und Granaten, Du schwärmst ja ganz einzig! Im vorigen Briefe wünschest Du gar ein Mann zu sein und wahrscheinlich wünschest Du, auch zugleich meine Frau zu bleiben – siehst Du lieber Schatz, das läßt sich nicht vereinigen. Auf dieser unvollkommenen Welt müssen die beiden Geschlechter getrennt bleiben. Für Dich den Unterrock, für mich die Hosen. – Aber Spaß bei Seite; das Unglück, welches über die armen Holsteiner hereingebrochen ist, betrübt mich über alle Maßen und, wenn ihnen durch meine feurigsten Wünsche in etwas geholfen werden könnte, so hätten sie die hündischen Dänen schon längst zum Teufel gejagt. Ich habe hier betrübte Stunden erlebt; denn alle Nachrichten bekomme ich hier ganz frisch in wenigen Stunden vom Kriegsschauplatz – aber was ist da für unser eins zu machen? Man muß abwarten und den Himmel bitten, „daß das Unglück von ihrem Nacken genommen werde" (5. Buch Moses, 6. Kapitel); auf diese Weise helfen und beten die Berliner Nebenmenschen; weiter erstreckt sich ihre Teilnahme nicht. Aber wir in München stehen auf einer höheren Stufe der Nächstenliebe; z. B. will ich Dir gleich einen Vorschlag machen, auf welche Weise ich mein Scherflein beitragen will. Den Karton, wie Psyche den Amor

ermorden will, kann man verlosen und den Erlös in die allgemeine Kasse fließen lassen. Ich werde deshalb an Herrn Christern schreiben lassen. – Die Briefe der lieben Kinder haben mich herzlich erfreut, besonders der vom kleinen Briefschreiber Hermann. Also ein Maler willst Du werden und nur Esel malen, wie Du sagst? Gut, mein Junge. Der Vater malt die Menschen und der Sohn die Esel, das geht ganz gut zusammen. An Fräulein Kreszenz meine besten Grüße! Dein Wilhelm



Josephine an Kaulbach

München, den 10. Oktober

In unserem Hause grünt und blüht es. Die Treppe mit den Bäumen sieht herrlich aus, und allmählich kommt alles in Ordnung. Also das Fest, die Enthüllung der Bavaria, war ganz einzig in seiner Art und nie hat man ähnliches erlebt. Die Beschreibung der prachtvoll geschmückten Wagen sämtlicher Handwerker bis auf die Künstler hat Fräulein Kohler Euch schon geschickt. Aber hat sie von dem höchst eigentümlichen Gespann geschrieben, welches die Künstler gemacht hatten? Ein Wagen von acht schwarzen kolossalen Pferden gezogen, vier immer zusammen, die von weißen Zügeln gehalten wurden. Zwischen je zwei Pferden ging ein schöner, junger Mensch in gutem Kostüm, der die Tiere führte. Die Künstler gingen neben dem Wagen. König Ludwig war außer sich vor Freude, und die Königin soll nicht aus den Tränen gekommen sein. Das Wetter war herrlich und alles in Begeisterung. Auf dem Dultplatz stellten sich die Wagen auf; aber der Telegraphendraht mußte dort um einige Fuß höher gemacht werden für diesen Tag, damit die „Auerkirche", die Ottokapelle und ein großes Rad durchgebracht werden konnten. Wir sahen den Zug bei Himbsel ganz prächtig und dann fuhren wir mit dem Brautpaare auf die Wiese. Der Zug dauerte von 12–2 Uhr, denn jeder Wagen hielt am Königszelt. Kreling, Wiedemann und die anderen Herren des Komitees erklärten dem Könige die Wagen. Als der Zug vorüber war, richteten sich alle Augen auf die Bavaria, die Bretterwand davor sollte einstürzen. Es wurde gehämmert und geklopft, die Menschen wurden immer stiller vor Erwartung, der Platz vor der Bavaria wurde frei gemacht und auf einmal fiel ein Böllerschuß, und zugleich neigte sich langsam feierlich die ganze Bretterwand nach vorne und die herrliche Riesenfigur wurde sichtbar. Ein unendlicher Jubel erschallte, sämtliche Liedertafeln sangen begeisterte

Lieder, schwangen die Fahnen, und Teichlein hielt eine herrliche Rede. Es war eine Begeisterung, ein Jubel in der ganzen Menschenmasse, die kaum zu schildern ist. Nicht die geringste Störung fiel vor, kein Unglück; die Menschen alle, arm und reich, waren glücklich; in dem Augenblicke hatte gewiß jeder seine Sorgen vergessen. König Ludwig hatte alle die Künstler, „meine Künstler", wie er in seinem Entzücken immer sagte, zu Tisch geladen. Es waren darunter: Kreling, Teichlein, Wiedemann, Herweg, Tischler Glück, Drechsler Edel, Bierbrauer Sedelmaier usw. Der König sei äußerst liebenswürdig und froh gelaunt gewesen. Das Album soll jetzt auch bald überreicht werden. Allgemein hat man sich darüber beklagt, daß Du eine alte Zeichnung dazu gegeben, gerade Du, der dem Könige doch so sehr verpflichtet ist. Ich finde, daß die Leute recht haben; denn ich war in hohem Grade erstaunt, als ich das Blatt sah. Jede andere Zeichnung hätte mir besser gefallen. Daß unser lieber, guter Schorn tot ist, wirst Du wissen, ich war eben dort, als er verschied.

Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Meine liebe, süße Josephine! Ich schwelge noch jetzt in der Erinnerung an die köstlichen Tage, die ich bei Euch zubrachte. Es waren mir selige Tage! Trotz aller Kälte hatten wir doch in unserem Innern einen schönen, warmen Sommer – und warum auch nicht? Sind wir beide nicht noch jung und frisch?

Ich wünschte nur, daß, wenn ich Mitte Oktober wieder zu Dir zurückkehre (ich gedenke nämlich, meinen Geburtstag damit festlich

zu begehen, daß ich von Berlin abreise), wir noch einige Wochen am See zubringen könnten. Wir wollen den alten Griesgram, den Winter mit seinem Eiszapfenbart, alleruntertänigst bitten, uns noch einige Zeit mit seiner frostigen Gegenwart zu verschonen. – Dem glücklichen Brautpaar meine Gratulation; sage aber dem Bräutigam, er solle vor lauter Wonne nicht die Rottmannschen Angelegenheiten vergessen! Dein Wilhelm



Meine vielgeliebte Josephine
und meine lieben Kinder die
herzlichsten Grüße.

Ich bin nicht oft in meinem Leben so angenehm angeregt auf so erquickliche Weise überrascht worden, als mir durch Euren gesandten lieben theuren Briefe, die ich in diesem Sommer hier empfangen habe, und namentlich das letzte Paquet mit Briefen und Gedichten. ——

In Sanheim wohnt dermahlen einen kleinen Congreß von angehenden Schriftstellern und Poeten; — wenn ich mit meinen Berliner Arbeiten und dem Schatzgräber fertig bin so wird mir wohl nichts mehr zu thun übrig bleiben, als die Werke meines Herrn Sohns und meiner holden Fräulein Töchter zu illustriren. Dann wird

es auf dem Tittel heißen:

Großen Reise um die Welt
und Entdeckung des 6. Welttheil
von
der sehr Ehr und Tugendsamen und
Unerschrockenen
Maria Kaulbach
Verfasserin von 8 Kochbüchern und
Erfinderin der neuen unwandelbaren Wickelbänder
bei ganz kleinen Kinder. Auch schrieb sie
ein Werk über Kindererziehung 24. Bände
stark

Verziert mit einigen Bildern von W. Kaulbach.
Der Künstler hat sich sehr bemüht, jene Großartigen
Erfindungen getreu abzubilden, welches ihm besonders
bei den Wickelbändern auf das wunderbarste
gelungen ist. — u. s. w. u. s. w.

Ja! so wird es künftig heißen, und im
Jahre 1873 wird ein großes Buch erscheinen
das heißt —— !

Neueste Entdeckungen im Gebiet der Pflanzen und Thierwelt in poetischer Beschreibung von roßen Naturforscher Hermann Kaulbach

Höchst wunderbar und ergötzlich zu lesen

Mit 100 Bildern und einem wundervollen Titelblatt (einer neuen Menschengattung, dem 6 Welttheil —

verziert von W. Kaulbach.

Auszug des Schreibens:

Liebe Josephine ich kann dir nicht sagen
wie glücklich mich der Brief vom Ferdinand ge-
macht hat. der ist so schön, so frisch,
so kräftig, so einer innern Freudigkeit
ein Herzensgebet) wie mir selten aber
vorgekommen ist. Aber ich muss bemerken, d.
er mir nicht allein so erscheint, sondern jeder
meiner Freunde die den Brief lesen sprechen
sich ähnlich aus. Gott erhalte ihn!!!
Ja! ich dankte dem großen Gott im Himmel
für diesen Herzens meinen guten Hoffnungen.
Ich habe sehr unruhige Tage gehabt, ich habe
öfter nach Potzdam und hin in das Schloss zum
König Max müssen, so wohl zur Tafel
als man auch ([illegible]) Audienzen genossen —
Es könnte sein dass ich einen Tag später
nach München kommen — kann Du aber
auf jeden Fall beizeiten denn ich habe ein
unaussprechliches Verlangen nach Dir und kann
nicht auf Dich warten Dein treuer W.

1851

Kaulbach arbeitet – im fünften Berliner Sommer – an der «Zerstörung Jerusalems» weiter. Josefas Geburt.

Kaulbach an Josephine

Meine geliebte Josephine! Für Dein pünktliches, eifriges Schreiben danke ich Dir von ganzem Herzen, und doppelten Dank muß ich Dir, geliebtes Weib, dafür sagen, weil ich sehr gut weiß, wie schwer es Dir bei Deinem jetzigen Zustande wird. Aber sieh! wie ich auch eifrig bin in Beantwortung Deines lieben Briefes, den ich gestern abend bekommen habe. – Ich wundere mich über mich selbst, daß ich so oft und so emsig am Schreibtisch mich sitzen sehe; es läßt mich nicht ruhen, bis ich wieder einige Zeilen an Dich gerichtet habe. – Und nun sage mir einer, daß das nicht noch immer die feurigste Liebe zu Dir ist! Ich bin zwar nicht mehr so ganz jung, aber auch lange nicht zu alt, um nicht noch immer auf das leidenschaftlichste in meine Frau verliebt zu sein. Biete daher alles auf, Dich zu pflegen, und schone kein Geld, um Dir Vergnügen und Zerstreuung zu machen.

Graf Raczynski ist hier, und für die Dauer seines Aufenthaltes bin ich jeden Mittag bei ihm eingeladen. Die alten Zeiten sind gewöhnlich unser Tischgespräch, er läßt Dich vielmal grüßen. Lebe recht wohl, geliebte Josephine! Dein treuer Wilhelm

Meine geliebte Josephine und liebe Kinder! Eure Briefe erhielt ich am Mittwoch in der Frühe beim Kaffeetrinken. Das war ein guter Tag, der verdient im Kalender rot angestrichen zu werden; infolge dieser erfreulichen, liebevollen Nachrichten von Euch allen, geht die Arbeit desto rüstiger von statten und ich bin guten Muts und heiter. Du forderst mich auf, ich solle dem Herrn von Fuchs über den Erfolg der Arbeit schreiben. Ich würde es schon

längst getan haben – wenn etwas von Wichtigkeit mitzuteilen gewesen wäre. Wir arbeiten nun seit drei Sommern unermüdlich und ohne auf Hindernisse zu stoßen an dem «Jerusalem», und ich kann dem Herrn v. Fuchs nun die höchst erfreuliche Nachricht mitteilen, daß das Bild in diesen Tagen fertig wird und zwar nicht allein zu meiner Zufriedenheit, sondern auch zur Freude aller, die es sehen. Es ist bei weitem besser, als das Münchner Ölbild, klarer, heller, leuchtender in der Ausführung und Betonung. Das Münchener macht gegen das hiesige in der Farbe einen stumpfen, trüben Eindruck. – So weit sind wir also sehr glücklich! – nun geht aber das verteufelte Fixieren an! Es ist zu beklagen, daß in der Nähe von Berlin kein wundertätiges Heiligenbild sich befindet; zur glücklichen Befestigung des Bildes würde ich mich dahin verloben. Ich habe in diesen Tagen bei einem Spaziergang einem alten Freund von mir, Geheimrat Schüller, einiges aus meinem Leben erzählt, unter anderem, daß ich als 14jähriger Knabe öfter von Mülheim über die Lipperheide nach Starkrath, wo mein Vater in einer Eisenfabrik arbeitete, gegangen bin, um ihm etwas frische Wäsche zu bringen und meiner armen Mutter einige Gulden zu holen. Damals erwachte zum erstenmal in dem kleinen Burschen ein dunkler Drang zum Künstler und er hatte Zeit genug, auf der öden Heide über seine dunkle Zukunft nachzusinnen. Aber es wurde trotz seinem Nachsinnen nicht heller vor seinen Augen, und in diesem trostlosen Zustande waren bittere Tränen jedesmal das Ende. Vor einigen Jahren, als ich in Mülheim war, suchte ich den Ort meines Jammers, die Heide, auf, ich suchte – suchte – fand aber nirgends die öde Heide – die ganze Gegend war in einen schönen Wald und schöne Gärten in einem Zeitraum von zwanzig Jahren umgewandelt. Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Meine geliebte Josephine! Daß Du und die Kinder wohl bist, habe ich durch den gestrigen Brief erfahren, dafür wollen wir den Himmel loben und preisen.

Das Bild «Jerusalem» ist fertig, aber noch nicht fixiert, und macht sich außerordentlich gut. Vor einigen Tagen war der König auf meine Einladung im Museum, um das vollendete Werk in Augenschein zu nehmen; er war sehr entzückt, schüttelte mir die Hand und dankte im Namen der Kunst und für sich als Besitzer. Heute hat sich die Königin angesagt. Viele Tausende vom kunstliebenden Publikum strömen jeden Tag in das Museum.

Meine gute Maria! Daß Ihre Gnaden meinen letzten Brief schön gefunden haben, hat mir sehr geschmeichelt, und ich verspreche dem sehr ehrwürdigen und gestrengen Fräulein, mir künftig alle erdenkliche Mühe zu geben, schön und gut zu schreiben und meine Finger nicht so arg mit Tinte zu beschmutzen, was in diesem Augenblick sehr geschehen ist; (ich habe sogar einen Fleck auf die Nase bekommen!) Es ist mir unendlich leid, zu dero allerhöchstem Geburtstag nicht anwesend sein zu können, ich werde aber nachträglich meinen Glückwunsch und ein kleines bescheidenes Geschenk zu dero Füßen legen und bitte im voraus, diese Kleinigkeit huldvoll auf- und anzunehmen. Lebt alle recht wohl!

Dein treuer Wilhelm

Meine geliebte Josephine! Du wirst hoffentlich, wenn Du diesen Brief erhältst, unsere Familie durch einen kleinen Schreier vermehrt haben, und alles ist glücklich beendet, woran ich gar nicht im geringsten zweifle. Ich befinde mich auch deshalb in einer großen, zuversichtlichen Ruhe.

September

Meine geliebte Josephine! Vivat hoch, ein Kindlein ist uns geboren![1]) – Gott Lob und Dank, daß dieses Ereignis so glück-

[1]) Josefa.

lich beendet ist und man doch wieder freien Atem schöpfen kann; mir war die ganze Zeit, als trüge ich eine Zentnerlast auf dem Buckel. Und welch ein unendliches Glück, daß Du so wohl und munter bist und das Kindlein ohne Fehl auf die Welt gekommen ist und zunimmt an Schönheit und Verstand. Was wird das erst für Augen machen, wenn es das Glück hat, seinen Herrn Vater kennen zu lernen; ich hoffe, daß das künftigen Sonntag über acht Tage geschehen wird.

Ich bin zu ermüdet vom vielen Schaffen, um es hier noch länger zu treiben..... Ja, was müssen die guten Kinder für eine Freude gehabt haben, wie das ganz kleine Schwesterchen erschienen ist. Die Maria wird gewiß die zweite Mutter werden; sie wird es gewiß nicht an großer Aufmerksamkeit fehlen lassen, es bald mit geschickter Hand einwickeln und in den Schlaf singen und dem Kinde in jeder Weise eine gute Erziehung geben – das versteht sich von selbst – parle vou französisch? ja wohl! das sollt ich meinen! Das wird das Kindlein in den ersten acht Tagen lernen. – Ich bin nur neugierig, welchen christlichen Namen die kleine Heidin in der Taufe bekommt. Der Hermann wird wahrscheinlich vorschlagen, sie Goldkäferchen oder Maikäferchen zu nennen, aber das wird die Maria nicht leiden. – Gott bewahre, die wird lieber einen mehr romantischen Namen wollen, z. B. Hulda, Bertha, Thusnelda, Debora oder Kleopatra. Viele Grüße an alle von Deinem treuen Wilhelm Kaulbach.



Josephine an Kaulbach

Montag, den 22. September

In diesem Augenblick erhielten wir Deinen lieben, lieben Brief. Welch ein Jubel für das ganze Haus. Ja, Lieber, Bester, das Kindlein ist allerliebst und nimmt mit jedem Tag mehr zu. Gott gebe uns künftig seinen Segen. Ja, nun wollen wir auch recht vergnügt sein und den Winter so angenehm wie möglich verbringen. Haben wir ja alle Ursache dazu, uns unseres Lebens zu freuen! Künftigen Sonntag sehen wir uns wieder, lieber Wilhelm.

Auf ein frohes, gesundes Wiedersehen, Deine Josephine

Kaulbach an Olfers, Museumsdirektor in Berlin

Euer Hochwohlgeboren! Ihr sehr gütiges und für mich so ehrenvolles Schreiben vom 16. verg. Mts. würde ich schon früher beantwortet haben, wenn es nicht mein Wunsch gewesen wäre, Ew. Hochwohlgeboren zugleich den Empfang des zurückerwarteten Kartons anzuzeigen, der gestern unversehrt hier angekommen ist.

Es war mir eine große Freude zu hören, daß die Art und Weise, wie jener tiefbedeutende Gegenstand von mir behandelt worden ist, im allgemeinen sowohl den Ansichten Seiner Majestät, wie Ew. Hochwohlgeboren entsprochen hat. Was die Gestalt Jehovas betrifft, so kann ich mir wohl denken, daß dieselbe noch nicht genügte, die Figur ist noch zu mangelhaft in der Zeichnung sowohl, wie auch in Haltung und Bewegung; um das vollständig auszusprechen, was ich beabsichtigte, das hoffe ich mit Gott im großen Karton und Bilde zu Ihrer Zufriedenheit zu erreichen. Es macht mich sehr glücklich, daß Ihnen die Gegenwart Jehovas auf dem Bilde notwendig erscheint, es ist ja auch ganz im Stil und Charakter des Alten Testaments, es war im Aufgang der Welt ein anderes Verhältnis Gottes zu den Menschen, wie in unsern Tagen, er war ihnen unendlich näher. Jehova ließ sich herab,

die ersten Ideen von sich dem Menschen so nahe zu machen, als es sein konnte, Gott im Paradiese ward Werkmeister nach Menschenweise, der sein Werk ansieht, sich in ihm freut und es segnet. Im Zelte des Hirten ist Gott Hirt, im Kreise der Familie Vater. Er besucht sie als Freund und läßt sich zu häuslichen Opfermahlen laden. Der Sohn Abel gefiel ihm mehr, als der Sohn Kain, und mit Noah roch er den lieblichen Geruch der verjüngten Erde. Gegenteils zürnt er gegen die Tyrannen und kommt selbst herab (1. Mos. 11,5), den Himmelstürmer Nimrod mit seinem Tun und Treiben zu vernichten. – In den frühesten Zeiten der Menschheit erscheint Gott nicht sowohl als ein Himmelskönig, sondern als ein überall wirksamer Hausvater und Haushalter, der so, wie im ersten Schöpfungsbilde ihm nichts zu klein zu schaffen gewesen war, auch täglich alles neu schafft und ordnet.

Ich glaube dieses sagen zu müssen, um die deutliche, sichtbare Gestalt Gottes auf dem Bilde zu rechtfertigen.

In den folgenden Bildern erscheint Jehova freilich nicht mehr, er ist längst in seinen Himmel zurückgekehrt, aber in den letzten Bildern sendet er seinen Sohn, die Menschen zu bessern und zu bekehren.

Ich werde gewiß nicht unterlassen, mich zu bemühen, in der Darstellung des Jehova mit zwei Cherubsgestalten womöglich dem mir von Ew. Hochwohlgeboren angedeuteten Wunsche Seiner Majestät nachzukommen.

Höchst angenehm war es mir, hinsichtlich des Nackten keinen Anstand zu finden, da durch eine zu ängstliche Beschränkung in dieser Beziehung die Darstellung des alten Hellas in seiner Blüte sehr erschwert und verkümmert worden wäre, es muß in diesem Bilde die Schönheit der menschlichen Gestalt auf das entschiedenste hervortreten.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren noch meinen herzlichsten Dank

für die Aufnahme, welche meine Komposition bei Ihnen gefunden, ausspreche und denselben ersuche, die Grüße des hochgeehrten Professor Rauch auf das angelegentlichste zu erwidern, habe ich die Ehre, mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu sein

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Kaulbach

König Ludwig I. von Bayern an Kaulbach

Werter Kaulbach, meine Antwort betreffend – bewußter Entwurf zu einem Gemälde an der neuen Pinakothek. Die Krönung meines Standbildes in einem von mir malen gelassen werdenden Bilde wäre so entschieden wider meine Art und Weise. Lassen sie solche weg, alles übrige dieser trefflichen Zusammenstellung (Komposition), trefflich ist jeder Kaulbach – hätte zu bleiben.

Der Ihr großes Talent schätzender Ludwig

Die Bildnisse dieser 14 Künstler, hier alphabetisch angegeben, sind auf der Nordseite der Neuen Pinakothek in ganzer Gestalt zu malen, mit dem am längsten Gebohrenen beginnend, von der Linken zur Rechten, von da angefangen, von wo die, die Pforte enthaltende Schmalseite, am nächsten ist. Die nicht abgebildeten Künstler sollen es nicht als Geringschätzung betrachten. Der Raum gestattet nur vierzehn Bildnisse.

München, den 12. November 1851 Ludwig

Es wurden diejenigen von mir bezeichnet, die ihr Wirken vorzüglich mit mir verbunden.



1852

Kaulbach, zum sechstenmal in Berlin, beginnt das Bild «Homer und die Griechen». Er besucht kurze Zeit Josephine in Reichenhall.

Josephine an Kaulbach

St. Zeno bei Reichenhall, Juni

Mittwoch abend gelangten wir nach mehrtägiger Fahrt glücklich hier an. Die Reise war anstrengend, aber doch genußvoll, denn die Straße über Siegsdorf am Chiemsee entlang und an Innzell vorbei ist großartig, und die Kinder konnten sich nicht genug sehen und staunen. Wir kamen gegen Abend in unserem Kloster an, welches einen düsteren, unheimlichen Eindruck macht. Ich hoffe aber, daß ich mich doch daran gewöhnen werde. Aber von dieser großartigen Naturschönheit sind wir ganz überwältigt; Du wirst staunen, lieber Wilhelm, über diese alten, ehrwürdigen Häupter, welche Reichenhall umschließen: Staufen, Untersberg; und diese herrlichen Wälder, die dicht vor unserem Hause liegen, die prachtvollen Wiesen, die wie blumige Teppiche sich ausbreiten, der balsamische Duft, den man einsaugt; es ist herrlich! Nur gebe der Himmel, daß es nicht anhaltend regnet, sonst ist es in unseren Räumen nicht gemütlich.

Josephine

Kaulbach an Josephine

Berlin, Donnerstag den ?

Meinen Brief vom 18. wirst Du vielleicht bekommen haben? Du hattest in Deinem ersten Briefe nämlich vergessen, die genaue Adresse in Reichenhall anzugeben und nun mußte ich eine geistreich ersonnene benützen, die aus Muhrs erleuchtetem Kopfe entsprang. – Den größten Teil des verdienten Geldes habe ich in Preußischen Staats-Schuldscheinen angelegt, und der Schwiegervater von Dönniges, Herr Wolf, war mir dabei behilflich. Die

Summe ist zu $3^1/_2$ % verzinst und man hat die Gewißheit, daß, wenn das Land in Frieden bleibt, das Kapital tüchtig steigen wird, so erzählt der alte Wolf, ein sehr glaubwürdiger Mann. Jetzt stehen die Scheine auf $92^5/_8$. Aber in einigen Jahren, wenn sie auf 100 zu stehen kommen, so wird das eine goldene Zeit auf Erden werden! – Ha! staunst Du nicht über meine ungeheueren finanziellen Kenntnisse? Du staunst mit Recht!! Sollte Dir aber doch noch einiges unklar in meinem Berichte sein, so schreibe umgehend, ich will es Dir so klar machen, wie der durchsichtigste Kristall! – Nun sage mir, liebe Josephine, wie bekommt Dir das Bad? Bist Du wohl? Fühlst Du Dich kräftiger, und bist Du noch viel schöner und reizender geworden, als wie Du schon warst? – Antworte mir auf alle diese Fragen mit Ernst und ausführlich! Diese Woche war für mich eine sehr unruhige; gewiß in die Hunderte von Besuchen, alte Bekanntschaften erneuert und neue machen müssen. Dann war ich am Montag in Potsdam bei der königlichen Tafel, und dann war die Königin Marie von Bayern hier, die ich auch einige Male besuchen mußte, welches mir aber nicht so hart angekommen ist, denn sie ist ein sehr liebes Geschöpf.



Deinen teuren Brief habe ich gestern erhalten und freue mich, daß Du und die Kinder trotz der düstern Klostermauern doch viel Freude an der schönen Gegend erlebt; naschet mir nur nicht alles davon fort, sonst behalte ich ja gar nichts übrig, wenn ich komme. Den Untersberg behalte ich ganz allein für mich, den schlucke ich ganz allein hinunter, hört Ihr! Maria und Hermann!? Daß Ihr beide mir ihn nicht anrührt, den verzehre ich ganz allein. Es sind ja noch genug Berge in der Nähe, sogar mit Eis und Schnee, und da die gute Maria ja ohnedies so gerne Eis bei Tambosi schleckt und der Hermann immer Schneekuchen haben will, so

könnt Ihr beide Euch daran recht satt naschen! – Nun habe ich alles so vollgeschrieben, daß ich kaum mehr Platz finde, um meinen eigenen (mein müdes schläfriges Haupt) Namen hineinzulegen.

Dein treuer Wilhelm

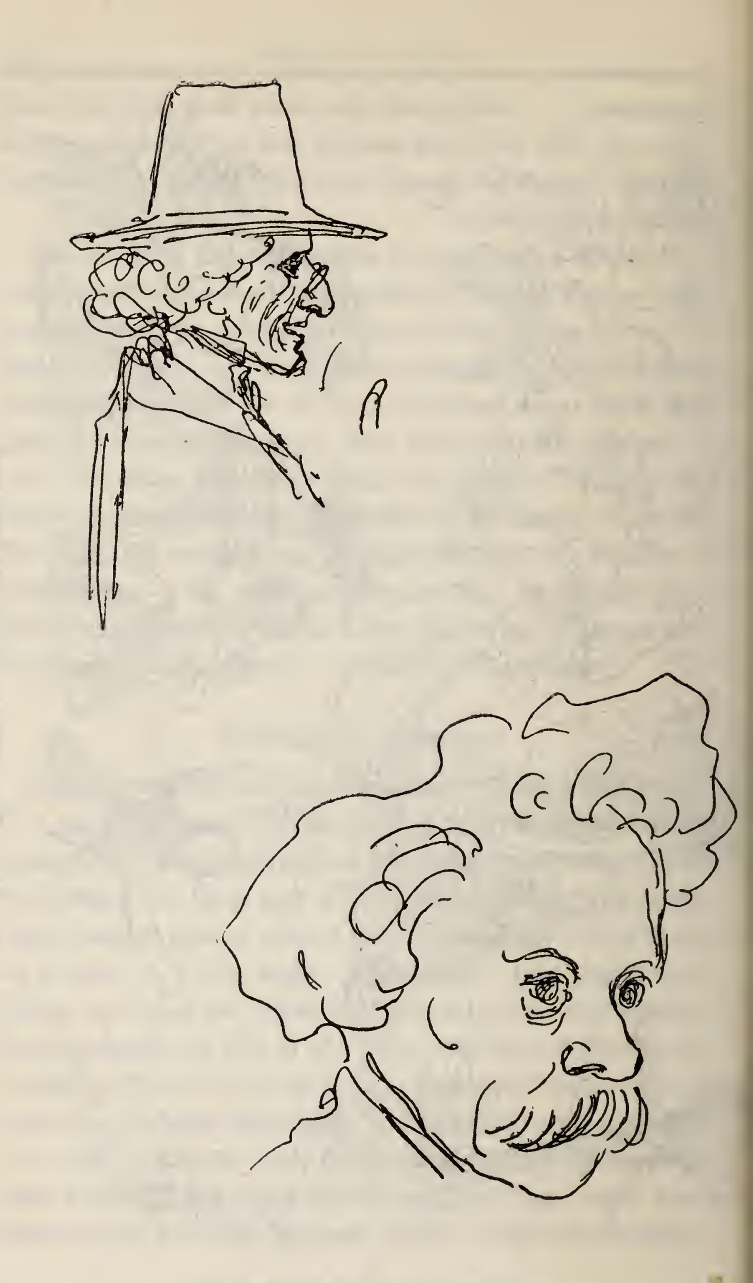
Auf der Reise hieher erlebte ich ein prachtvolles Gewitter. Es war zwischen München und Donauwörth: Mehrere schwere, furchtbare Gewitter, die von verschiedenen Seiten kamen, türmten sich über unseren Häuptern am Himmel empor, eine egyptische Finsternis umgab uns, und nur der ferne Horizont wurde durch einen blaßroten Streifen bezeichnet. Aber bald begann der Kampf mit den himmlischen Mächten: Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz schleuderte eine gewitterschwere Wolke auf die andere. Ja, es war als wollte der uralte Kampf zwischen Göttern und Titanen sich wiederholen – und der Dampfwagen eilte unaufhaltsam von grünem Licht umflossen immer weiter und weiter – es war herrlich! herrlich! unvergeßlich – so kämpfen nur Götter!!

Kaulbach an Josephine

Endlich erhielt ich von Euch allen Briefe. Tausend Dank dafür! Nun, wie schmeckt das Klosterleben? Ist das nicht köstlich und sehr romantisch? Sehr geschaffen zum erbaulichen, beschaulichen Leben, sehr heilsam für Geist und Körper, denn nur in diesen ernsten hohen Mauern gelangt man zu der Überzeugung: „Alles ist eitel auf Erden". – Nicht wahr, Johanna, Du teilst gewiß meine Ansicht; wie schal und erbärmlich erscheinen Dir alle weltlichen Vergnügungen, seit Du in St. Zeno lebst! was ist Tanz? was sind schöne Kleider mit langer Taille, langem Schnipp und tief gebundenem koketten Schürzchen?! Alles Plunder, eitler Plunder! – Ja! ich wollte, ich wäre bei Euch im Kloster, ich wollte ein echtes, rechtes Mönchsleben führen; nämlich sehr gut leben, wenig arbeiten, aber sehr viel spazieren gehen – und alle Eitelkeiten



Ein lustiger Spaziergang mit Kaulbach



Oben Ringseis, unten Kobell



einer großen Residenz, wie z. B. Berlin, verwünschen! – Nun, Anfang August komme ich zu Dir, dann wollen wir recht durch das herrliche Gebirge schweifen! – Für heute muß ich schließen, ich bin auf 9 Uhr zu einer Teegesellschaft bei Herrn von Olfers geladen! O wäre ich in St. Zeno!! –

Der gestrige Abend bei Olfers war berauschend, ich kam erst nach 1 Uhr sehr ermüdet nach Hause. Hunderte von Gasflammen beleuchteten die brillanten Räume, seidene Kleider rauschten, und die Konversation ertönte in allen Sprachen. Als ich erschien, umgaukelten mich gleich ein halb Dutzend junge und alte Damen. Sie piepten und flöteten mir zu, wie unendlich glücklich sie seien, mich wiederzusehen; eine Gräfin X. Y. zeichnete sich besonders in schönen Redensarten aus, z. B. ich sei der Liebling der Musen Isis und Osiris!! mein neuestes Werk, die Blüte Griechenlands, sei ein unsterbliches Werk, freilich die eigentliche Blüte käme erst dann hinzu, wenn das Bild unter Farben gesetzt würde! usw. usw. – Ich verbeugte mich sehr anmutig und dankte mit bescheidener Geberde, dachte aber: wärst du alte Schachtel doch am Blocksberg und ich in St. Zeno, weit von hier!! Aber ich muß einhalten mit dieser Art von Schilderung, sonst wollen Johanna und Maria nicht mehr in die Residenz München zurück, und gehen wahrhaftig in ein Nonnenkloster. Da hätte ich eine schöne Geschichte angestellt. Potz Blitz!! Nein, das erlaube ich Euch nicht. Wozu wäre dann der wundervolle Gesang der Johanna, dann müßte ich „wo ist Silvia – wo ist Johanna" ja allein singen, und das herrliche Klavierspiel von Maria wäre auch umsonst und ich müßte in meiner Betrübnis nichts singen als „das

Lob der Tränen". Nicht wahr, Hermann, das leiden wir nicht, daß die Mädeln ins Kloster gehen. –

Der Ruhm ist doch ein kurioses Ding – eine Leimstange, wo die Fliegen daran hängen bleiben. Das kunstliebende Publikum ist nichts weiter als die Mücken, die einem am heißen Sommerabend das Haupt umtanzen.

Vor 20 Jahren war ich ja schon derselbe wie heute, aber damals hat sich keine Seele um mich gekümmert, kein Mensch mich geliebt – doch halt! Du warst es, die mich liebte und auf mich vertraut hat! Siehst Du, darum bin ich dauernd an Dich gefesselt, denn Du bist von Anfang an mein treues, süßes Weib gewesen. Wir haben vereint alle Perioden des Lebens durchgemacht, haben Leid und Freud miteinander geteilt, haben uns herausgearbeitet – nun hol' der Teufel die Kerls, die jetzt kommen, mir den Hof machen, mir schön tun und behaupten, sie allein hätten schon vor 20 Jahren, was an mir ist, erkannt. Dummes Zeug, alles erlogen! Ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt und überschätze mich nicht! –

Dein Wilhelm





Die kleine Josefa

Kaulbach an Josephine

Berlin, den ? (ich lebe in den Tag hinein, aber das Jahr weiß ich: 1852)

Meine Geliebten! Die liebe Maria putzt mich in ihrem liebenswürdigen Brieflein sehr herunter, daß ich dem Schwesterchen Josefa gar keine Aufmerksamkeit schenke! Ja! das ist auch entsetzlich unhöflich und ungalant von mir, dem schönsten Fräulein im Hause – (o weh! o weh! da hab ich was recht Arges gesagt! dem schönsten Fräulein im Hause –) warum nicht gar! Die Fräulein Johanna und Maria sind mit ihrer wundervollen und huldvollen Schönheit ja auch noch da – ja wohl! Zuerst kommt die Fräulein Johanna, die in ihrer schönen Stolzigkeit prangt wie eine Sonnenblume (das war schön und gut gesagt und sehr neu), und dann als die zweite Schönheit gilt wohl unstreitig die huldvolle Fräulein Maria. Die hat ein Gesichterl grade wie der gute Mond, wenn er recht gut aufgelegt ist, und so einen recht braven, frommen Ausdruck hat. – Vor einigen Tagen ging ich mit einigen Freunden nach einem nahegelegenen Dörfchen spazieren; wir gingen durch hohe Kornfelder, und unabsehbare Flächen dehnten sich nach beiden Seiten aus, vor uns hatten wir die untergehende Sonne; sie war aber so umschleiert von Nebel, daß man recht gut in ihr rotbackiges Angesicht sehen durfte. Da dachte ich, jetzt geht vielleicht meine treffliche, gute Johanna von einem großen Spaziergang auch nach Hause zur Ruh und hat auch so ein erhitztes Gesicht, wie die Sonne. Nach einer kleinen Weile, wie wir uns nach der entgegengesetzten Seite umschauten, sieh da – da ging eben der Mond auf, bleich und mit etwas traurigem Ausdruck. Ei! dachte ich, das ist ja meine gute, sorgsame Maria, die wahrscheinlich mal nachsehen will, ob denn die Johanna noch nicht nach Hause kommen will, und ich rief dem guten Mond zu: „ja, sie ist eben zu Bett gegangen!"

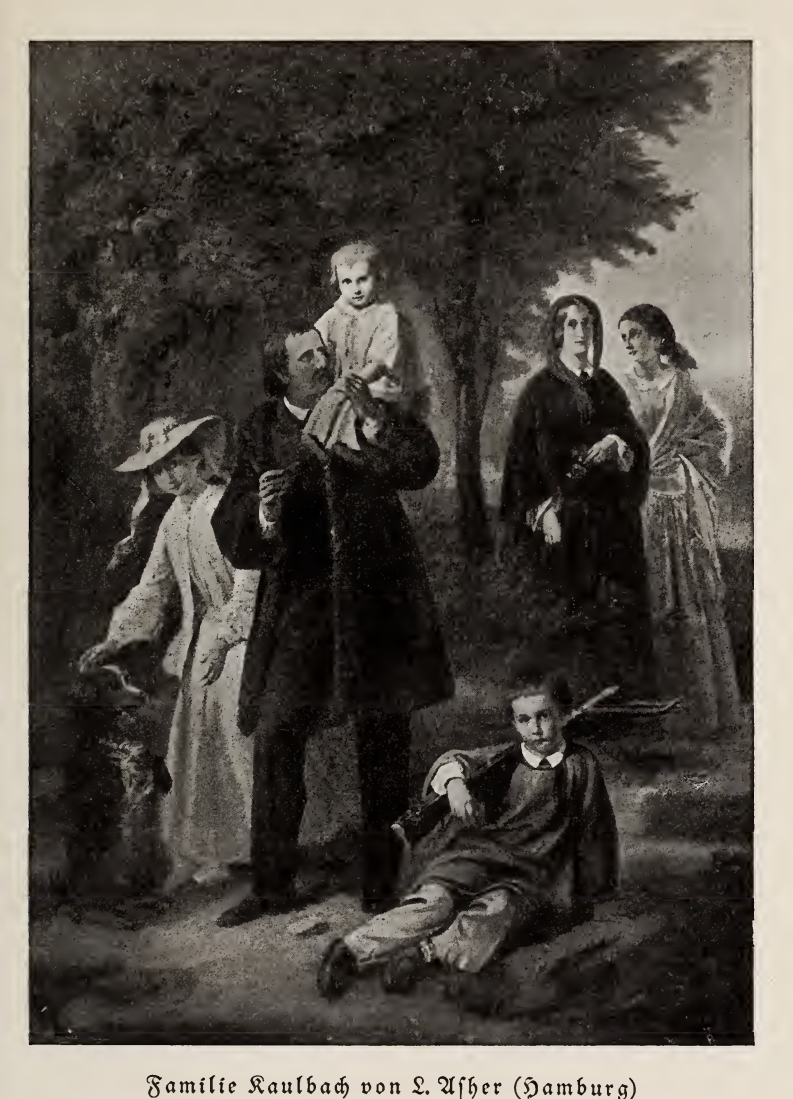
Aber der Mond wollte es mir noch nicht recht glauben und schaute noch einmal hinter einer Wolke heraus; aber wie er da wieder hervorkam, da glaubte er es und machte mir ein sehr freundliches, dankbares Gesicht für meine gütige Teilnahme – und lief dann weiter am Himmel hinauf, um den kleinen, freundlichen Abendstern Hesperus auch in das Bett zu bringen. Da dachte ich wieder: Ei! das ist die kleine Josefa, und der Schelm will noch nicht schlafen gehen, und nun hat das gute Hausmütterchen Maria auch noch diese Sorge – aber sie hat recht, die Nacht wird kühl, und da könnte der kleine Stern Josefa den Schnupfen kriegen – seht Ihr wohl, wenn ich auch einen von Euch nicht in meinen Briefen erwähne, so umschwebt Ihr mich doch immer, und Ihr seid mir immer gegenwärtig und meine liebsten Gedanken. – Ich hätte gerne noch mehr geschrieben – et jinge wohl, aber et jeht nich – ich bin zu müde. Addio Dein Wilhelm

Liszt war aus Weimar hier, um seine Tochter, die ihm aufs Haar ähnlich sieht, mit einem Herrn von Bülow zu verloben.

Josephine an Kaulbach

Soeben kam Dein lieber, lieber Brief; ich war nicht zu Hause, aber als Johanna mich kommen sah, lief sie mir mit lachendem Gesicht entgegen. Ich konnte kaum die Treppe hinaufkommen, so bestürmten mich die Kinder. Welch ein Jubel, welche Freude! Die gute Maria zerfloß wieder in Tränen, Hermann war beschämt und Johanna wollte nur der Vergleich mit der vollen Sonne nicht recht behagen, sie war aber sehr glücklich. Sogar die kleine Josefa ließ einige Freudentöne vernehmen. Ich danke Dir für Deine Pünktlichkeit und wundere mich nur, daß Du den Tag so genau behältst, aber dies habe ich wohl Herrn Echter und Muhr zu danken?...

Deine Josephine



Familie Kaulbach von L. Asher (Hamburg)

Im Hintergrund: Josephine mit Johanna, im Vordergrund: W. Kaulbach mit Josefa auf der Schulter, Maria und Hermann

1853

Siebenter Sommer in Berlin. Kaulbach arbeitet weiter an dem dritten Bilde und dazwischen an dem Kinderfries über den sechs Bildern. Josephine wieder in Leoni bei Starnberg.

Josephine an Kaulbach

Leoni

Noch eine Neuigkeit muß ich Dir mitteilen. Vor ein paar Tagen wurde Himbsel die frohe Nachricht zuteil, daß der König den Bau der Eisenbahn genehmigt. Das Dampfschiff brachte die Botschaft mit Kanonendonner, und Himbsel ist jetzt in die Stadt gefahren, um Anstalten zu treffen, damit die Million bald zusammenkommt. Der Staat gibt die Garantie, er hat auf 50 Jahre die Pacht übernommen und zahlt jährlich 4500 Gulden. Im Verlauf eines Jahres soll die Bahn fertig sein. Was sagst Du dazu? Während ich hier schreibe, kommt Himbsel zurück und erzählt mir von dem glücklichen Erfolg der Eisenbahnanleihe. Die Million wird in einigen Tagen beisammen sein. Hilaris Haus soll um 1000 Gulden im Preis gestiegen sein. Er wird in diesen Tagen mit König Max herauskommen. – Die Kinder machen mir Freude; die kleine Josefa scheint einen reichen Quell von Liebe bekommen zu haben. Sie ist voll Zärtlichkeit, umarmt und küßt alles, was ihr in den Weg kommt! Sie ist zu nett, ein wahrer Engel!

Deine Josephine

1854/55

Kaulbach beginnt, im achten Berliner Sommer, das Bild «Die Hunnenschlacht» und die allegorischen Figuren.

Josephine an Kaulbach

Am Mittwoch gegen Abend kam der alte Rauch mit dem jungen Schadow hier an. Sein erster Besuch war bei mir, und ich freute mich recht, diesen guten alten Mann kennen zu lernen. Er ist eine ganz außerordentliche Erscheinung; einen so schönen alten Mann gibt es wohl nicht wieder! Welche Lebensfrische besitzt er noch, wie jugendlich spricht er über alles und welch' herrliches Auge hat er und diese schönen, weißen Haare! Ich lud ihn gleich für den anderen Mittag ein, denn er blieb nur zwei Tage, und habe lange darüber nachgedacht, wer von unseren Freunden am besten dazu passen würde. Ich glaube, ich habe eine gute Wahl getroffen, und das kleine Fest war äußerst gelungen. Die Gesellschaft blieb von zwei bis acht Uhr abends beisammen, und zwar waren wir vom Wetter begünstigt, daß ich den Tisch im Garten, an derselben Stelle, wo Johannas Hochzeit war, decken ließ. Die Gäste waren also, außer Rauch und Schadow, Herr von Liebig, Carrière, Förster, Folz, Seiberts, Wiedmann, Bodenstedt und Asher, ich und Emilie Leonhardt, die einzigen Frauen. Die Herren unterhielten sich ganz vortrefflich. Förster brachte einen hübschen Toast auf Rauch aus, Bodenstedt erwiderte in Versen. Der gute Wein, das gute Essen haben das ihrige dazu beigetragen, die Gesellschaft zu beleben. Bodenstedt erzählte dann zum Schluß noch einige sehr interessante Abenteuer aus seinem Aufenthalt bei den persischen Weisen, wo er 7 Jahre zubrachte mit Studien und Beobachtungen. Rauch hat diese Erzählung außerordentlich gefallen, und auch wir waren ganz

entzückt davon. – Ich habe an Liebenswürdigkeit nichts gespart, aber ein bißchen Herzklopfen hatte ich doch; als ich aber sah, daß alles gut ging, war die Angst vorbei. Abends hat man ihm im Stubenvoll ein Fest gegeben, und den anderen Mittag war er bei Bockelberg eingeladen. Durch diesen Mittag bei uns habe ich auch unseren alten Fehler bei Bodenstedt wieder gut gemacht und gezeigt, daß wir doch keine Menschenfresser sind. –

Die Kunstausstellung soll ja sehr bedeutend werden, das heißt so bedeutend, wie man es eben von unserer Zeit erwarten kann. Seiberts ist auch beim Komitee und der erzählte, daß ein Porträt von Bendemann in die Ausstellung kommt, was ganz außerordentlich sein soll. Mir tut es doch recht leid, daß außer «König Max» nichts von Dir dort zu sehen ist. Du wirst zwar darüber lachen, aber ich kann nur meine Meinung sagen, nämlich, daß mir das Bild des Königs gar nicht gefällt. Diese idealische Karikatur ist mir zuwider. Könntest Du denn nicht einige von Deinen Shakespeare-Skizzen hingeben? Diese Zeichnungen aus «Macbeth», «Sturm», sieht man doch sonst nicht; sie sind mir lieber als alles andere, mit Ausnahme der «Hunnenschlacht» und einiger allegorischer Figuren. In Vollendung der Form und in der Zeichnung stehst Du einzig da! – Nun schäme ich mich aber, daß ich Dir so etwas sage; ich wollte es wieder ausstreichen, aber es geht nicht. Es tut nichts, wenn Du auch darüber lachst. – Die Tiere, nach denen Du Dich erkundigst, gedeihen alle, nur habe ich mich noch nicht entschließen können, den Hühnern Eier unterzulegen, weil das Futter so sehr teuer kommt. Die ganze Menagerie mit den zwei Hunden, Tauben, Fischen, kostet mich im Monat 11 Gulden, also des Tages 22 Kreuzer; das ist doch sehr viel, und deshalb denke ich, wir lassen es bei dieser Zahl.

Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Juli

Dienstag, den 25. d. M., wird der glückliche Tag sein, wo ich von hier absegele, um nach Nürnberg zu reisen, wo wir uns wohl treffen werden! Was meinst Du? Zu meinem großen Schmerz habe ich gehört, daß mein armes Mitzelchen, mein kleiner Frosch, so bös gefallen ist. Das ist ja recht unglücklich gegangen! und ich bin recht froh, daß Du mir diese traurige Geschichte nicht eher geschrieben, als bis alles glücklich vorbei und geheilt war – hätte ich früher etwas davon geahnt – alle Lust und Laune zum Arbeiten wäre dahingewesen. – Jetzt freue ich mich erst recht, mit den Kindern im Garten spielen zu können; den ganzen Monat August will ich unsern Herrgott den guten Mann sein lassen und nichts tun, gar nichts tun, als mit meinen Kindern mich herumtreiben, mit meiner lieben Frau Liebeständeleien treiben und gut essen und trinken.

Dein letzter Brief hat mir große Freude gemacht. Nicht was man so im gewöhnlichen Leben „Freude" nennt, sondern eine unermeßliche Lache erscholl! Bei jeder Seite Deines Briefes, und

namentlich da, wo Du, den Kochtopf verlassend, Dich auf das hohe Pferd der Kritik schwingst!! Ich gestehe mit aller erdenklichen Anerkennung Deiner sonstigen großen Verdienste um die Menschheit (Du speisest sehr gut die Hungrigen, tränkst die Durstigen mit Champagner), Du bist aber auch groß, ja! sehr groß als Kritikerin – wenigstens ebenso groß, wie mancher unserer Kritiker, und das will schon sehr viel sagen. Du hast ganz den richtigen gediegenen klassischen Sinn für Auffassung und Technik eines Kunstwerkes. Du hast auch mit den anderen Kritikern die Eigentümlichkeit gemein, daß Du über Kunstwerke auf das bestimmteste aburteilst, die Du gar nicht, oder nur sehr flüchtig gesehen. Und welch' ein trefflicher Ausdruck: idealische Karikatur!! mit wie wenigen Worten eine so große Fülle von tiefen Gedanken ausgesprochen!! – Aber in allem Ernst gesprochen: Alle die Briefe haben mir große Freude gemacht: Rauchs Fest, Kritik, Hermanns Gedichte, alles vortrefflich, ausgezeichnet! 1000 mal Gruß an alle, aber die Zeichnungen zu «Shakespeare» können nicht ausgestellt werden; die brauchen die Kupferstecher. Euer Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Nicht allein die andauernde Schwüle, sondern auch mein andauernder Fleiß macht es, daß ich den ganzen Tag nicht aus der Hitze komme. Ich bin jetzt am 3. Karton, und da die Figuren sehr hoch sind, so muß ich, um zu ihnen zu gelangen, Trepp auf, Trepp ab steigen den ganzen Tag. Ich bin in dem Augenblick sehr müde und mich verlangt nach frischer Luft, wie man sie eben hier im Tiergarten haben kann! Du, mein geliebtes Weib, bekommst auch deshalb heute nur ein paar Zeilen. Graf Raczynski, bei dem ich jetzt schon einige Male zu Gast war, brachte mir heute morgen beifolgendes Rezept, den Reis in der besten Weise zu bereiten.

Er kam ursprünglich, um die «Hunnenschlacht», die Echter in Farben ausführt, zu sehen. Der fertig gemalte Teil gefiel ihm außerordentlich, und der dicke Mann geriet in große Ekstase, in wahrhaft hunnische Begeisterung. Aber mitten in derselben erinnerte er sich Deiner köstlichen Dampfnudeln, und mit dem glühenden Strom der Begeisterung, womit er einige Augenblicke vorher den Attila und seine Scharen gelobt hatte, mit demselben Strom übergoß er Deine Nudeln! Echter stand wie versteinert und ich konnte kaum das Lachen verbergen. Und nachdem er mit den Nudeln fertig war, denn er beschrieb ihre Zubereitung ausführlich, warst Du, Josephine, der Gegenstand seines Entzückens! Du seiest die liebenswürdigste, gescheiteste, verständigste und köstlichste aller Frauen – (das Wort „köstlich" war mir denn doch etwas auffallend – denn ob Du köstlich bist, kann doch nur Dein Mann wissen!) Zum Dank für Dein Nudelrezept schickt er Dir sein Reisrezept – wie in alten Zeiten die Helden ihre Waffen tauschten! Also so weit ist das heutige Adelsgeschlecht heruntergekommen! – Sage mir doch in Deinem nächsten Brief, wie es allen Bäumen geht. Den zwei Kastanien, der großen Esche, der frisch gesäten Wiese, den Feigen, Granaten, und ob das Schweizerhäuschen wohl fertig ist? Dein Wilhelm

Über das, was Du mir von Kreling mitteilst, habe ich sehr lachen müssen. Nun ist er Direktor geworden und ist noch nicht zufrieden? Sollen ihm auch noch eine Frau geben! Ich glaube nicht, daß wir etwas dagegen haben könnten. Übrigens lasse Du der Sache ihren Lauf, sei wachsam und beobachte.

Kaulbach an Josephine

September

Die höchste und beste Lebensregel besteht doch darin, daß man alle Genüsse, seien sie geistiger oder körperlicher Natur, genau

miteinander abwägt, so daß eine vollständige Harmonie erreicht wird; dann wird nie ein Überdruß oder eine Übersättigung stattfinden. Ich bin jetzt etwas museumssatt! Grüße meinen kleinen lustigen Engel Josefa!

Dein Wilhelm

Eine Einladung

an Kaulbach, der anfrug, ob er im Frack oder Rock erscheinen solle.

Wo Du erscheinst – gehört nur Dir der Raum!
Wie Du erscheinst – der andre sieht es kaum!
Wann Du erscheinst – ist es die rechte Zeit,
Daß Du erscheinst – ein jedes Herz erfreut.
So liegt Wo! Wie! und Wann! in Deiner Macht.
Das daß allein ist eine «Hunnenschlacht»;
Denn ob im Frack, im schlichtesten Surtout –
Des Festes Königs-Sieger bleibst nur – Du!!

Mephisto Tränenweide [1])

Franz Liszt an Kaulbach

Weimar, 22. Nov. 1855

Vortrefflicher (nicht eintreffender) Freund!

Da Du mit Deinem Besuch in Weimar so zögerst und mich nicht Klavier spielen hören willst, so erlaube ich mir Dir einen Ersatzmann als Klavierspieler abzusenden – Namens Dionys Pruckner. Er verhält sich zu manch anderen Pianisten, wie Bockbier zu Limonade – und Du wirst das Vergnügen haben ihn zu hören.

Leb bestens wohl, glücklich und tatkräftig, wie es Dir von Herzen wünscht

Dein Freund Liszt

---

[1]) Oberpostrat Schüller, ein treuer Freund und Verehrer Kaulbachs.

1857

Kaulbach reist über Weimar nach Berlin, wo er, im neunten Sommer, das fünfte Bild «Die Kreuzzüge» beginnt.

Kaulbach an Josephine

Heute ist der dritte Tag, den ich in dem göttlichen Berlin, der Stadt der höchsten Kultur und Intelligenz, zubringe. Mein erster Gang war zu Geheimrat Pinder, der mich mit der größten Freude empfing und mich, trotz meines Widerstrebens (denn ich war noch in den Reisekleidern), zum Herrn Minister Mühler führte, wo dann manches Wichtige und Erfreuliche besprochen wurde. Die beste Laune verließ mich nicht, solange ich bei diesem Kultusminister weilte! Der Teufel summte mir immer das Trinklied in die Ohren: „Grad' aus dem Wirtshaus komm ich heraus" – welches der Herr Minister beim Schluß des preußischen Herrenhauses dichtete und sang. Übrigens war der Herr bei meinem Besuche nicht betrunken; er war sehr nüchtern und anständig und ließ sich in aller Breite über die herrliche Aufgabe aus, die ein Historienmaler von meiner Kapazität habe: Das Religiöse mit dem Geschichtlichen zu verbinden, zu verschmelzen, denn dadurch allein sei es nur möglich, auf die guten Sitten und die „Büldung" des Volkes einzuwirken. Gestern morgen machte ich auf Anraten des Ministers und Freund Pinders bei Olfers einen Höflichkeitsbesuch. Wir waren gegenseitig sehr steif und formell und langweilig, aber außerordentlich höflich. Der «Reformation» wurde mit keiner Silbe gedacht; – wenn uns eine dritte Person zugehört hätte, wie wir wie zwei Katzen um den heißen Brei schlichen, der hätte sich krank gelacht! – Da ich nun einmal im Zuge war, ging ich auch zu Cornelius. Ich ließ mich bei ihm als sein „alter Schüler Kaulbach" melden. Er saß in der Kanapee-Ecke zusammengekauert wie ein

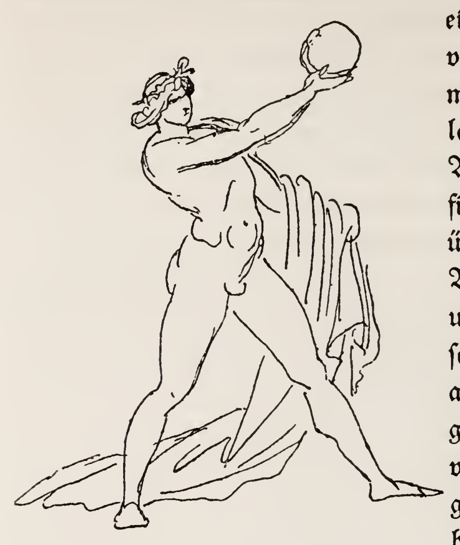
alter Adler ohne Schwungfedern und mit stumpfen Krallen, sehr verstimmt und voll Verdruß. Er äußerte sich unter anderem auch, er sei ein zu guter Katholik, um an meinem Reformationsbilde Gefallen zu finden; es sei ihm überhaupt alles sehr „Wurst" – und mit diesem höchst weisen und inhaltsschweren Worte versuchte er aufzustehen, was ihm aber nicht gelang, und ich empfahl mich – auf dem Heimwege meine Betrachtungen machend.

Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Verzeihe, wenn es heute nur einige Zeilen sind, die ich Dir schreibe, aber ich werde hier den ganzen Tag in Anspruch genommen mit Besuchemachen und Empfangen von Kunstfreunden und Kritikern aller Art, von Kupferstechern und Malern; dann muß ich mit Olfers und Konsorten mich herumstreiten wegen des letzten („Gerichts" – hätt' ich beinah' gesagt) Bildes «Reformation» – von all dem Zeug gehts mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Dann soll man doch auch arbeiten und was Gescheites auch noch. Ich bin abends so müde, daß ich oft kaum gehen kann. Wenn



einem bei all dem nicht so viel Erfreuliches geschähe, möchte man auf und davon laufen. Ich sehe den alten A. v. Humboldt sehr häufig, und der stimmt mit mir über die Frage des letzten Bildes vollständig überein, und ich hoffe, ich werde mit seiner Hilfe durch einen fein angelegten Plan als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen. Auch mein dicker gräflicher Hauswirt[1]) gehört in diesem Punkt zu meinen entschiedenen Gegnern. Am vorigen Sonntage habe ich ihn in der Früh in die Kirche begleitet; unter den Linden gerieten wir sehr heftig über dieses protestantische Bild aneinander; er schrie und schlug mit seinen Armen so heftig in der Luft herum, daß die Leute stehen blieben. Ja! Das ist eine tolle, verrückte Wirtschaft hier in der Stadt der Intelligenz!! Drei Dinge fürchtet man hier, das ist: der Protestantismus, eine nähere Verbindung mit England (Vermählung usw.) und das dritte: die Konstitution und was damit zusammenhängt. – Gestern habe ich die kolossale Gestalt Karls des Großen neben der «Hunnenschlacht» angefangen zu malen. Wie Du weißt, hat er in seiner linken Hand den Reichsapfel, in der rechten geballten Faust hält er ein blankes, mächtiges Schwert schützend und drohend über den Apfel, als wenn er sagen würde: „weh dem, der an mein Reich rührt!" – und nun habe ich, um den hiesigen Potsdamer Patrioten eins unter die

[1]) Raczynski.

Nase zu geben, nur das Wörtchen «Neufchâtel» auf den Reichsapfel geschrieben – bin neugierig, was ich nun alles hören werde! – Ich danke Dir tausendmal für die Zeitungen und die schönen Rosen. Aber beim Anblick der letzteren sind mir beinahe die Tränen gekommen. Alle waren entblättert, keine ganze Rose mehr! – Während ich dies schreibe, steht die Schachtel neben mir, und die Blätter duften noch immer köstlich, wie frische Rosen!!

Aber ist es nicht zu töricht? Schreibe ich bisher und habe noch kein Wörtchen von meinen lieben Kindern und Enkelchen gesagt: Wie lebt Ihr schön und herrlich! Bald, bald seh' ich Euch alle wieder. Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Gestern mittag bin ich mit A. v. Humboldt nach seinem Schlößchen Tegel gefahren, um dort im Kreise seiner Familie Mittag zu

speisen – anbei bekommst Du, liebe Josephine, seine schiefe unleserliche Handschrift. Der alte Herr, der nun 88 Jahre zählt, war sehr liebenswürdig und bezaubernd geistreich. Welch ein kolossales Gedächtnis! Situationen, Reden und Anekdoten berühmter Personen des vorigen Jahrhunderts sind ihm zu jeder Zeit gegenwärtig, und er weiß das mit beredter und gewandter Zunge zu schildern, so daß alles lebendig vor die Sinne tritt – o, er ist ein wunderbarer Mann! Er hat sich sehr angelegentlich nach dem Herrn v. Liebig erkundigt, und ich konnte ihm nicht genug von seiner großen Tätigkeit, Rührigkeit und liebenswürdigen Persönlichkeit erzählen, und ich will nicht leugnen, daß ich mich vor Humboldt mit Liebigs Freundschaft etwas geschmückt habe. – Mein edler und dicker Hausherr Raczynski ist gestern von seiner Reise in die Schweiz wohlbehalten zurückgekehrt, in Begleitung dreier junger Ochsen, die er dort gekauft hat, um auf seinen Gütern die Rasse zu verbessern. Sie wohnen jetzt auch mit uns unter dem gräflichen Dache, und der Graf wendet ihnen all' seine hochadlige Zärtlichkeit und Sorgfalt zu.

Um etwas auszuruhen von meiner höchst mühsamen Arbeit, denn ich stehe hoch oben auf einem Gerüst uud korrigiere an den Heiligen auf den Wolken über der Stadt, und auch auszuruhen von der unerträglichen Hitze (ich habe beinahe nichts auf dem Leibe), schreibe ich Dir diese wenigen Zeilen unten auf dem Boden sitzend. Dein Wilhelm

1858

Kaulbach reist über Nürnberg und Dresden nach Weimar (Altenburg); mit Kreling nach Berlin, wo die Verhandlungen über das sechste Bild mit Olfers weitergeführt werden. Dann über Eisenach nach München.

Kaulbach an Josephine

Berlin, August

Die Königin von England ist hier, und da haben die Berliner einmal wieder ein Strohfeuer von Begeisterung entzündet. An jeder Haustür weht eine preußische und englische Fahne eng verbunden. Und diese beiden großen Nationen stehen am Steuerruder des politischen Lewiathan.

Zum Schluß will ich Dir noch sagen, daß mein freundlicher Wirt, der Graf Raczynski, soeben mich verlassen hat; er kam im großartigsten Kostüm, um mich zu begrüßen und um 5 Uhr zum Diner einzuladen. Dein Wilhelm



Kaulbach an Josephine

Eisenach, August

Kühn und stolz
Ritten wir durchs Holz
Hinauf zur Burg,
Wo Luther sang
Und mit dem Teufel rang.

Dieses wundervolle Bild ist eine kleine Episode aus unserer Wanderschaft. Ein leichter Regen überraschte uns, wie wir unseren ersten Ritt auf die Wartburg machten, und da mein Esel einen sehr unsicheren Gang hatte, so hätte er mich um ein Haar heruntergeworfen. Dienstag morgen sind wir hier angekommen und haben die Zeit über hier sehr vergnügt und interessant verlebt. Wir waren kaum auf der Burg angekommen, so kam die Nachricht, daß der Großherzog mit Gemahlin und der König von Holland mit großem Gefolge die Wartburg besichtigen und oben speisen würden. Wir haben uns also nicht lange aufgehalten und sind auf den schönsten und lieblichsten Umwegen, die Dir bekannt sind, wieder nach Eisenach zurückgekehrt und hatten mit dem Kommandanten von Arnswalde verabredet, am Abend oder am anderen Morgen, wenn die Herrschaften die Burg verlassen hätten, wieder hinaufzukommen. Mir war es unangenehm, mit dem Herzog so bald wieder zusammenzukommen. Doch kaum hatten wir unser Mittagessen beendet, so erschien ein Bote mit dem Helm auf dem Kopf und das Schwert an der Seite und brachte einen Gruß von dem Herzog und zugleich die Einladung für Kreling und mich zur Tafel. Nun war Holland in Not!! Die Zeit war sehr kurz, der weite Weg, wir nicht angekleidet, ich keinen Zylinder, Kreling keinen Frack!! Wir mußten unendlich lachen in diesen Nöten; doch machte sich alles mit gutem Willen und dem vortrefflichsten Humor. Wir haben einen zu engen Rock und einen ebenso engen Hut geliehen und einen Wagen anspannen

lassen, und fort gings im sausenden Galopp! – Die Herrschaften saßen schon bei der Tafel. Ich führte Kreling ein und stellte ihn vor; wir benahmen uns ausgezeichnet und waren witzig und geistreich. Dem Gespräche konnten wir volle Aufmerksamkeit schenken, da wir schon in Eisenach gespeist hatten. In dem großen Saale, wo der Sängerkampf stattgefunden hatte, saßen wir, umgeben von alten Rüstungen, Rittern zu Pferde usw. Es machte einen imposanten Eindruck, umgeben zu sein von diesen Eisenmännern, die vom Kopf bis zu den Füßen der Pferde in Rüstung eingehüllt waren. Aber wunderlich erschien es, daß in diesen altertümlichen Räumen eine ganz neue Zeit in Frack und Krinolinen sich behaglich fühlen kann. Einigen Hofdamen und dem König von Holland wollte das auch nicht recht munden. Die Damen blieben mit ihren Reifröcken an den gotischen Verzierungen hängen, und der dicke König konnte sich kaum durch die engen Türen drängen! Der Kaffee wurde in dem kleinen Gärtchen mit der Laube getrunken. Kreling hat sich lange und lebhaft mit der klugen Herzogin unterhalten, während ich mit dem Herzog durch die alten und neuen Räume kroch und viele Luftschlösser gebaut wurden, worin ich, wie Du wohl weißt, ein großer Meister bin. – Als die Herrschaften schon längst fort waren, haben wir uns auf den Weg gemacht; es war finstere Nacht geworden. Fledermäuse schwirrten um uns her, Eulen schrieen tief im dunklen Wald, Regenwolken jagten am Himmel; und dann und wann wurde die Wartburg flüchtig vom Monde beleuchtet. Das alte Gestein, Mönch und Nonne belebten sich wieder in der stillen Mondnacht und küßten sich. – Auch den Gesang der „Jungfrau von der Höhle", die da drüben am Berge wohnt, glaubten wir zu hören. Sie nieset alle 7 Jahre 7mal, und wenn man ihr nicht 7mal Gesundheit wünscht, so bringt sie einen ums Leben, welches neulich einem jungen Apotheker geschehen ist, dessen Grabmal da unten auf der Wiese steht – man

sieht es deutlich im Mondenschein glänzen. – Es war eine herrliche, süße, schöne Nacht, alle die alten Sagen und Märchen von der Wartburg wurden wieder lebendig in mir. Nur dem guten Kreling[1]), dem echten Sohn der roten Erde, wurde es sehr unheimlich zumute; er hat mich mit meinen Liebhabereien auf den Blocksberg gewünscht und sich in unser sicheres und behagliches Gasthaus in Eisenach. – Nun endlich kamen wir dort glücklich, aber hungrig und durstig an. Nach einem guten Mahle und eben solchem Schlafe bestiegen wir heute von neuem den Burgberg und haben uns vorgenommen, etwas zu arbeiten! Ja, denkt Euch, zu arbeiten!! – Für die Gastfreundschaft, die uns der liebenswürdige Herzog geschenkt hatte, wollten wir ihm auch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen; wir haben ihm zwei lebensgroße Landgrafen von Thüringen oben im großen Saal auf die Wand gezeichnet. Kreling hat den «Ludwig den Eisernen» in voller Rüstung vortrefflich hingezeichnet; finstertrotzig blickt er aus seinem Helm hervor, mit der rechten Hand auf der Pflugschar; – ich habe «Ludwig den Frommen» gemacht, der nach Palästina zog und Kirchen und Klöster baute; ein sehr lieber, frommer Herr!! – Nach getaner Arbeit wurde in dem Zimmer gespeist, in dem der Teufel dem Dr. Luther erschienen ist, aber wir haben von beiden Herren leider nichts gesehen, als wie den Tintenfleck an der Wand. Dann sind wir, eingehüllt in unsere grauen Tücher, einen Knotenstock in der Hand, von dem Kommandanten der Burg geführt, hinabgestiegen auf verborgenen Pfaden, durch Felsengeklüfte, reizend schöne Täler, durch prachtvolle Buchen- und Tannenwälder....

Dein Wilhelm

---

[1]) Man sagt den Westfalen nach, daß sie voller Aberglauben und Gespensterfurcht stecken.

1859

Kaulbach malt in Nürnberg im Karthäuserkloster (Germanischen Museum) ein Freskobild: «Otto I. öffnet die Gruft Karls des Großen».

Kaulbach an Ed. Schüller

... Du warst von jeher mit meiner Idee[1]) einverstanden und hast mich ermuntert, meinen überkatholischen Gegnern hartnäckigen Widerstand zu leisten, was ich bisher redlich getan habe. Deine Vermutungen über diese Leute sind nicht unbegründet.

Wie mein trefflicher Freund, Herr v. B., habe auch ich einen predigtartigen Brief über mein 6tes Bild erhalten, welcher meine Seele mit Skrupel erfüllen sollte. Der Verfasser, Geh. Rat v. Schnaase, hat aber die Scheibe verfehlt. Dieser kenntnisreiche und gelehrte Herr weiß trefflich über vollendete Kunstwerke zu sprechen, er scheint aber nicht die Gabe zu besitzen, eine noch unverkörperte künstlerische Idee richtig zu gestalten. Was er über meinen zum 6ten Bilde entworfenen Plan vorbrachte, war über alle Beschreibung konfus und albern. Indessen meine Gegner zankten, habe ich gearbeitet. Die Materialien zu meinem 6ten Bilde sind vollständig gesammelt. Ich war zu diesem Zwecke eigens in Nürnberg und habe dort über die Sitten, Gebräuche, Kostüme, Bewaffnung usw. der Reformationszeit umfassende Studien gemacht. Ich habe über den Gang, das Ziel und die Träger der Reformation eine Menge guter Bücher gelesen, und hat sich in mir noch mehr als bisher die Überzeugung bestätigt, daß die Wahl meines Stoffes eine äußerst glückliche war, daß sich dieser großartige Stoff auch in großartiger Weise künstlerisch darstellen lasse und daß mein 6tes Bild nach seiner Vollendung seine fünf älte-

[1]) Reformation betreffend.

ren Brüder an innerem und äußerem Werte überragen wird. Mein leichtes Augenleiden hat sich inzwischen ganz gehoben, demungeachtet, bin ich nicht geneigt, mit der Komposition meines 6ten Bildes zu beginnen, weil mich die Berliner bis zur Stunde ohne alle offizielle Mitteilung gelassen haben. Eine Komposition von solcher Schwierigkeit kann ich ohne feste Zustimmung von seite Eures durchlauchtigsten Prinzregenten nicht beginnen. – Herzlich Dank für die Batterie, welche mein getreuer und vorsichtiger Freund zu meinem Schutze vorbereitet hat. Gib Feuer, wenn der Feind am Schlachtfelde erscheint. Deiner kriegserfahrenen und wohlorganisierten Artillerie werden die mittelalterlichen Feldschlangen und Donnerbüchsen meiner Gegner nicht lange zu widerstehen vermögen. Für einen Künstler ist der Gedanke wohltuend und beruhigend, schlagfertige Freunde an seiner Seite zu haben.

Wilhelm



Josephine an Kaulbach

Sommer

Ich wollte, Du hättest gestern Abend Speidel spielen hören! Es war wunderbar! Trotz all der zehntausend Jungfrauen, die Dir in Nürnberg mit Musik und Gesang die Zeit vertreiben, kön=



Josefa Kaulbach von E. Seiberts

nen sie Dir doch den Genuß nicht verschafft haben, wie wir ihn gestern hatten!

Heute kam eine Weinrechnung über 25 Flaschen Champagner aus Nürnberg! Nun, wohl bekomm' es Euch! Aber Ihr badet Euch wohl in diesem Göttertrank, um ewig jung zu bleiben!!

Deine Josephine

Es ist doch herrlich, daß Du bei dem Kampfe um die «Reformation» wieder als Sieger hervorgegangen bist.

Kaulbach an Josephine

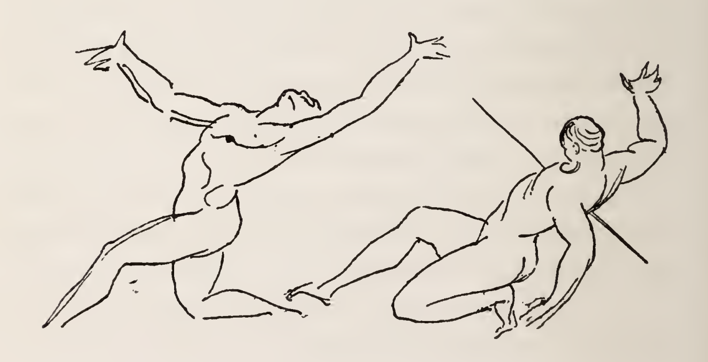
Nürnberg

Wir leben hier jetzt nach getaner Arbeit in Saus und Braus, und die Bewohner Nürnbergs tun uns beinah zu viel Ehre an. Die köstlichen Weine umfließen und umschäumen uns, die schönsten Damen in rauschenden Gewändern umgirren und umschnäbeln uns wie süße Turteltäubchen, welches namentlich dem Freunde Köckert sehr behagt und mundet. Auf ihn macht das alles einen bezaubernden Eindruck, wir dagegen, Kreling und meine Wenigkeit, sind doch schon zu sehr in den Jahren vorgerückt, daß so etwas auf uns Eindruck machen könnte. Wir beide gehen an solchen Dingen mit unendlicher Ruhe vorüber und machen, ohne stärkeren Herzschlag zu empfinden, unsere kalten, aber sehr weisen philosophischen Reflexionen –. Doch ohne Spaß, wir erleben und hören hier viel Erfreuliches über das Gelingen des Bildes. Die Enthüllung vorgestern abend war wirklich pompös, prachtvoll sogar. Ich wünschte, Ihr hättet das gesehen. Freund Pettenkofer mit Frau waren in der Früh gekommen und wohnten der Feierlichkeit bei. Zuerst nahmen sie ein gutes Mahl ein, welches Aufseß[1]) von einem geschickten Koch bereiten ließ; bei Tafel wurden wir

[1]) Baron v. Aufseß, 1801–72, Gründer des Germanischen Museums, war mit Kaulbachs und Krelings innig befreundet.

von dem jungen Aufseß in Pagentracht auf's beste bedient. Um 5 Uhr nach aufgehobener Tafel zog ich mich in das kleine Chörchen der Kirche zurück, von wo aus ich das ganze Fest mitansehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Eine lange Rede des Vorstandes des Germanischen Museums, dann das Vivatgeschrei, das Geheul, als der Vorhang fiel, das volle Orchester mit schönem Gesang, all das konnte ich ungestört genießen. Die Freunde trieben sich unten in der bunten Menge umher und kamen nur dann und wann mit roten, erhitzten Gesichtern zu mir herauf, um mir zu erzählen von der Begeisterung des Publikums. Das Fest dauerte bis gegen Morgen. Pettenkofer hatte auch die Güte, das Bild noch spät in der Nacht mit hellem phosphorischen Lichte auf das herrlichste zu beleuchten, während Frauen auf dem Chore die schönsten Lieder sangen. Ich habe noch nie einen schöneren Triumph erlebt, als wie mit diesem Bilde!!

Gestern abend waren wir im Garten bei Korte. Pettenkofer war sehr liebenswürdig und erzählte uns die schönsten Geschichten aus seinem Leben und Wirken. – Gestern und heute sind wir mit dem Fixieren des Bildes beschäftigt, heute abend ist der große Fackelzug!! Dein Wilhelm



1860/62

Kaulbach in München.

Berthold Auerbach an Kaulbach

Berlin, 20. November

In Betrachtung der hohen geschichtlichen Bedeutung Ihrer Produktionen, gibt mir das freundschaftliche Wohlwollen, das Sie mir zuwendeten, die angenehme Verpflichtung, Sie auf etwas aufmerksam zu machen, zu dem mich nicht nur ein persönlicher Kultus bestimmt, sondern glücklicherweise die Ueberzeugung allgemein geschichtlicher und logischer Notwendigkeit. Nach der Darstellung, die öffentliche Blätter von dem großen Bilde der Reformationsepoche geben, das Sie, verehrter Meister, eben jetzt unter der Hand haben, vermisse ich die große epochebildende Erscheinung Spinozas. Sollten die öffentlichen Darlegungen ungenau und Ihr umfassender Blick auch diese erhabene Gestalt bereits an entsprechender Stelle gesetzt haben, so ist mein Brief überflüssig, und Sie sehen darin weiter nichts, als das Bestreben, der allgemein geschichtlichen Erkenntnis und dem besonderen Interesse für Ihre künstlerischen Produktionen Folge zu leisten.

Wäre Ihnen indes in der Tat die Gestalt Spinozas entgangen, so brauche ich Ihnen nur den Namen ins Gedächtnis zu rufen, um Sie zu veranlassen, den Schöpfer der neuzeitlichen Philosophie, den Schleiermacher den Göttlichen nennt, jetzt, da es noch Zeit ist, in die gebührende Position zu bringen. – Es bedarf gewiß keiner weiter motivierenden Auseinandersetzung. –

Es freut mich sehr, daß ich nun, da ich mich in Berlin angesiedelt habe, bald und andauernder der persönlichen Begegnung mit Ihnen mich erfreuen darf!

Ob nun dieser mein Brief überflüssig war oder nicht, ich hoffe doch bald eine Antwort von Ihnen zu erhalten. – Haben Sie die

Güte, unsern Freund Pfeuffer, sowie Ihre Familie bestens von mir zu grüßen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

Berthold Auerbach

Friedrich Hebbel an Kaulbach

Wien, 3. März 1861

Hochverehrter Herr! Wundern Sie sich nicht zu sehr, daß ich Ihnen hiebei unter Kreuzband ein kleines Paket schicke, und daß dies Paket nichts enthält, als drei Nummern der Wiener Zeitung mit zwei Aufsätzen von mir. Erblicken Sie hierin vielmehr einen Beweis unserer österreichischen Bescheidenheit, von der ich, wenn ich auch kein gemütlicher Sohn der Berge, sondern nur ein meerumschlungener Schleswig-Holsteiner bin, doch nach und nach etwas angenommen habe.

Diese läßt uns nämlich glauben, daß unsre Gegner von aller Welt gelesen werden, wir aber nur von den Wenigen, die wir kniefällig und mit aufgehobenen Händen darum ersuchen. Ich bin nun unmittelbar vom Olymp herunter, und zwar, wie es scheint, von dem obersten der Götter, wegen einiger schüchterner Bemerkungen, zurechtgewiesen worden, die ich vor Jahren in einer nach menschlichen Begriffen höchst anständigen Rezension gewagt habe. Leider spürte ich aber bis jetzt nur den Donnerkeil auf dem Schädel, nicht das Einströmen der göttlichen Weisheit ins Gehirn, ja mein eigner dummer Verstand ist impertinent genug, zu behaupten, daß er trotz des Gewitters am Leben geblieben sei. Möge er sich vor Ihnen legitimieren! Ich zweifle nicht daran, daß ich ganz vorzüglich Ihnen die Verleihung des Maximiliansordens durch die Hand Sr. Majestät zu verdanken habe. Darum möchte ich am ungernsten in ihren Augen als ein Individuum erscheinen, das statt des Kopfes ein ausgelaufenes Ei zwischen den Schultern trägt.

Ich reise morgen auf Einladung des Großherzogs nach Weimar zur Gesamtaufführung meiner Nibelungen-Trilogie; da werde ich wieder viel von Ihnen hören, obgleich Ihre glühende Verehrerin, die Fürstin Wittgenstein, noch nicht wieder da ist. – Ihr Reineke hat mir wunderbar über acht Krankentage hinweggeholfen; eine Dame schenkte mir ihn zu dem Zweck und richtete mehr aus, als der Doktor.

In wahrer Verehrung Ihr treu ergebener

Fr. Hebbel

Eduard Mörike an Kaulbach

Stuttgart, 29. November

Hochverehrter Herr! Mit welchem Erstaunen empfing ich gestern die Ankündigung der außerordentlichen Ehre[1]), welche mir durch die Huld Ihres Königs am gestrigen Tage zuerkannt worden sein soll und wie sehr bin ich Ihnen für den Ausdruck Ihrer freundlichen Teilnahme und die große Güte verpflichtet, die mich auf dem schnellsten Wege von diesem Ereignis in Kenntnis setzen wollte!

Es war abends 7 Uhr 30 Min.; ich saß eben mit den Meinigen bei unserm Tee und Butterbrot und las, während die anderen plauderten, in einem frisch erhaltenen Buche den Anfang einer philosophischen Abhandlung „Über Wahrscheinlichkeit", als mir das Unwahrscheinlichste, ja etwas, woran ich nie einen Gedanken gehabt, ins Zimmer gebracht wurde.

Im ersten Augenblick bestürzte mich die Sache dergestalt, daß ich wahrhaftig in der Namensunterschrift des Telegramms die eigenhändigen Züge Kaulbachs zu sehen und somit durch den glücklichsten Anlaß zu dem Besitze eines zweiten Autographs gekommen zu sein glaubte!

[1]) Kaulbach hatte Mörike telegraphiert und gratuliert, weil er mit einem Orden ausgezeichnet wurde.

Ich stehe nun also eben in froher Erwartung des seltenen Ehrenzeichens, das mir weit mehr ein unschätzbares Zeugnis der gnädigen Gesinnung des erhabenen Gebers, als meines wirklichen Verdienstes sein soll.

Genehmigen Sie den Ausdruck der hohen, so lange schon im stillen gehegten Verehrung, welche ich Ihnen bei Ihrer Anwesenheit in unserer Stadt persönlich leider nicht bezeugen konnte, und mit der ich für immer verharre Euer Hochwohlgeboren dankbar gehorsamster Dr. Ed. Mörike

Döllinger an Kaulbach

(Religiöses Symbol für Deutschland)

Das Passendste wären die Reichsinsignien, als Symbole des Kaisertums, welches ganz als religiöse Würde gedacht wurde, daher auch die Insignien als Heiligtum und Kleinod des heiligen Reiches in der Urkunde von Karl dem IV. 1350 bezeichnet wurden, also vorzugsweise der Reichsapfel mit dem Kreuze und die Krone Karls des Großen.

Im Mittelalter sagte man: Die drei Hauptnationen: die Italiener, Franzosen, Deutschen haben sich in die drei Hauptinstitutionen der christlichen Welt geteilt. Die Italiener haben das Papsttum, die Deutschen das Kaisertum, die Franzosen das Studium, d. h. die Pariser Universität, welche lange Zeit die einzige rechte und volle Universität war, und auf welche die Franzosen, als auf ihren höchsten Vorzug, stolz waren.

Wenn Sie eine Abbildung der Reichskleinodien wünschen, kann ich sogleich eine schicken.

Über die anderen Punkte in den nächsten Tagen. Döllinger

1863

Kaulbach malt an seinem sechsten Bilde: «Zeitalter der Reformation».

Pettenkofer an Kaulbach

München, den 28. Juni

Teuerster Freund! Die herzliche Teilnahme, womit Sie mich von jeher auf allen meinen Wegen erfreut haben, verpflichtet mich, Sie von einigen Entdeckungen in Kenntnis zu setzen, die ich jüngst über die Konservierung von Ölgemälden gemacht habe. Die Veranlassung dazu war, daß ich in eine Kommission gesetzt wurde, die darüber Aufschluß geben sollte, weshalb sich manche Gemälde in Schleißheim und auch in der Pinakothek so schlecht konservieren. Ich habe nun die Ursache des Verderbens in gewöhnlichen atmosphärischen Einflüssen gefunden, die künftig fern gehalten werden können. Diese Einflüsse wirken allmählich und mit der Zeit; da ich sie aber nun kenne, so bin ich imstande, die Einflüsse eines Jahrhunderts in den Zeitraum von wenigen Tagen zusammen zu drängen und ein neues Bild schnell alt, grau und schimmlig zu machen. – Die Erkenntnis des Verderbens hat mich auch wieder auf die richtige Erkenntnis der Heilung der Schäden geleitet, und ich habe Bilder aus Schleißheim, welche von allen Restauratoren aufgegeben waren, wieder wunderschön gemacht, ohne von alten Bildern etwas wegzunehmen. Sie werden weiteres in einigen Tagen von Carrière in der „Allgemeinen Zeitung" vernehmen. Ich halte mein Verfahren vorläufig noch geheim – ich dächte, ich sollte für jedes meiner fünf Kinder 10 000 Gulden damit gewinnen können. Wenn ich keine Kinder hätte, würde ich die Sache am liebsten der Welt schenken – so brächte ich sie am schnellsten los und hätte mich um nichts zu kümmern. Mit inniger Verehrung und Hochachtung,

Ihr dankbar ergebener Dr. M. Pettenkofer

Kaulbach an Josephine

Dienstag, oder ist heute schon Mittwoch?

Für heute müßt Ihr mit wenigen Zeilen vorlieb nehmen, ich bin herzlich müde vom Schaffen der ganzen Woche – weniger von der Arbeit selbst, als wie Tag für Tag auf der Leiter stehen und da oben balancieren. Ich würde es körperlich auch nicht wohl aushalten können, wenn nicht die außerordentliche Freude, die Lust und das Gelingen der charakteristischen Gestalten mich aufrecht hielte. Alle Freunde der Kunst sind voll des Lobes, sogar der sehr katholische Aristokrat Raczynski, der gewöhnlich kein gutes Haar an all dem läßt, was Bürgerliche hervorgerufen und geschaffen haben – selbst der ist voll Begeisterung. Aber vor einigen Tagen, als ich bei ihm speiste, hab' ich ihn sehr erzürnt, so sehr, daß er einen köstlichen, feinen Käse auf den Boden warf, und damit den schönen Teppich beschmutzte – und wodurch? – : ein kleines Gedichtchen war schuld daran, ich fand es in einer kleinen Stadtzeitung, es heißt: An Georgios I., König von Griechenland!

„Ich bringe nicht Geschick, noch bringe ich Verstand
„Euch zu regieren mit" – das hast du frei bekannt;
So viel Bescheidenheit fürwahr, die lob ich mir,
Doch warum sprachst du „Ich" und nicht wie üblich „Wir?"

Es ist mit allerliebster Grazie und Feinheit abgefaßt und so außerordentlich wahr. –

Liebe Josephine, Du schreibst von dem „schmerzlichen Verluste, wenn Maria[1]) das Haus verläßt" – das finde ich gar nicht; das ist gar kein Verlust, im Gegenteil, es ist ein Gewinn, denn durch Maria haben wir einen guten, rechtschaffenen und gescheiten Sohn mehr ins elterliche Haus bekommen. Je größer unsere Familie wird, je besser und schöner ist es. –

---

[1]) Maria, die zweite Tochter Kaulbachs, heiratete den Ministerialrat W. v. Völk.



18 72

Götter gab ich, Menschen und Pferde, —
Was hat Euch am besten gefallen?
Den Menschen vergaßt ich ein,
Ergötzt' ich mich doch an Allen.

Kaulbach

1872

Wird Euch der große Wurf gelingen
Den Könige unter Einen Hut zu bringen?
Gott verdamm die Jesuiten.

2/7 72

Die Abende bin ich abwechselnd bei Schüller, Raczynski, auch bei Parthey, sogar bei dem Verfasser des Barfüßele, Auerbach. Er ist ein gescheiter kleiner Jude, der mich auf das köstlichste unterhält, voll Witz und Humor; aber mit einer nie zu sättigenden Eitelkeit ist er behaftet, wie alle, die zum Stamme Sem gehören.

Dein Wilhelm

Kaulbach an Josephine

Hier sieht es greulich aus. Wenn der preußische Staat nicht nächstens in Scherben geht, dann will ichs loben. Ganz geheim zirkuliert hier das Gerücht einer Palastverschwörung, welche den König und den Kronprinzen beseitigen und den Prinzen Karl oder dessen Sohn auf den Thron setzen will. Die beiden letzteren sind klüger, roher, energischer, dem Absolutismus unbedingt zugetan, und die Feudalen bauen deshalb auf sie ihre besten Hoffnungen. Denn sie fürchten des Kronprinzen Nachgiebigkeit, die Einwirkung seiner mehr bürgerlich erzogenen Frau – und was könnte dem Konstitutionalismus daraus alles erwachsen!! Ja, das ist hier ein verrückter Zustand! Während das Haus brennt, prügeln sich die Bewohner über einer Stiege und zu ebener Erde; vor der Haustür warten indessen die Diebe und warten auf eine gute Gelegenheit. Auf der einen Seite der französische Fuchs, dem nach dem Rheinlande sehr gelüstet (ein rechtes Appetitschnitzel!), und drüben der russische Bär, der Preußisch-Polen mit seinen Pratzen gar zu gern umschlingen möchte. (Ein neues Bild zum Reineke.)

Pettenkofer hat an mich geschrieben, und ich bin ebenso erstaunt wie erfreut über seine merkwürdige Erfindung – er ist doch ein wunderbares Genie; nach allen Richtungen hin erleuchtet, nützt er der Welt! Nur wünsche ich von Herzen, daß er auch etwas Ordentliches davon hat – nicht bloß schöne Worte zum Dank.

Dein Wilhelm

1864

Kaulbach arbeitet an der «Reformation» weiter. In München: Richard Wagner, Bülow.

Josephine an Kaulbach

Die Münchner sind in einer entsetzlichen Aufregung, namentlich die musikalische Welt, Schafhäutel an der Spitze. Richard Wagner ist der Liebling des jungen Königs, der schon als vierzehnjähriger Knabe für Lohengrin und Tannhäuser sich begeisterte. Nun war seine erste Handlung, daß er Wagner nach München einladen ließ, Hofrat Pf. mußte den Zukunftsmusiker am Bahnhofe empfangen und ihn in den Bayrischen Hof bringen. Einen Jahresgehalt von 1800 Gulden setzte er ihm aus seiner Privatkassa aus, eine Villa am Starnbergersee wurde ihm zur Verfügung gestellt. Auf Befehl des Königs spielt die Militärmusik nur Wagnersche Melodien. Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Berlin, den 6. Mai

Ich bin wieder in meinem alten gräflichen Pferdestall[1]) eingezogen. Der gräfliche Kutscher hieß mich im Namen seines Herrn (in

[1]) Kaulbachs Zimmer lag direkt über dem Pferdestall.

Anbetracht der sieben Taler, die er monatlich von mir bekommt) auf das zuvorkommendste willkommen. Ich kleidete mich rasch etwas um, um dann ins Museum zu eilen, aber am Brandenburger Tor angekommen, sah ich alles voll Menschen, die auf die eroberten dänischen Kanonen, die heute gebracht wurden, mit freudestrahlenden Gesichtern warteten. Ich versuchte mich bis zum Museum hinaufzudrängen, es war aber unmöglich. Das Gedränge war furchtbar; ich kam bis zur Statue des Alten Fritz, dort faßte ich Posto und ließ den ganzen Zug an mir vorübergehen. Zuerst kam der König hoch zu Roß, umschwärmt von einem sehr zahlreichen, glänzenden Generalstab. Dann sieben Musikchöre, die den Friedberger Marsch wundervoll bliesen. Dann erschienen endlich die tapfersten Soldaten, die sich am meisten bei dem Sturm auf die Düpeler-Schanzen ausgezeichnet hatten. Ich konnte mich der Tränen nicht erwehren, wie ich diese Leute sah, junge, frische prächtige Leute, meistens Rheinländer und Westfalen –! es ist doch etwas Herrliches um die Tapferkeit, es ist berauschend! Die Leute waren von Kopf bis zu Fuß mit Blumen und Girlanden bedeckt. Einer war darunter, ein junger, sehr schöner Mann von 20 bis 25 Jahren. Sein blühendes Gesicht war wie eine Rose so schön, und dabei ein so freudiger, glückseliger Ausdruck! – Ich werde den Jungen nie vergessen!

Ich habe heute fleißig gearbeitet an den Köpfen, die ich voriges Jahr angefangen; es macht mir große Freude. –

Gestern speiste ich bei meinem gräflichen Wirt in Gesellschaft von Ministern, einem halben Dutzend von Geheimräten und Baronen. Da hörte man wieder die echte preußische schwarz-weiße Gesinnung auf das schroffste und grellste aussprechen. Einige von diesen Herren rühmten sich (auch mein Wirt!), daß sie den Eid auf die Konstitution Anno 48 verweigert und lieber Amt und Stellung, die sie bekleidet, niedergelegt hätten, als solch einer Aus-

geburt der Hölle und des Volkes sich zu fügen. Mein gräflicher Wirt las den Brief vor, den er damals vom König erhalten. Den Inhalt will ich Euch lieber mündlich mitteilen. In der weiteren Unterhaltung bekommen auch die Süddeutschen und Napoleon ihren Treff! „Der arme Napoleon! Der hat abgehaust, der kann nichts mehr! er ist eben ein Parvenü; er bemüht sich vergebens, von sich reden zu machen; unser Bismarck ist eine andere Kapazität usw." Addio!

Der Herr Graf ist oder kommt nach München. – Es ist wirklich keine Redensart, wenn ich sage, ich muß schließen, denn meine Feder ist zu schlecht; es ist eine verfluchte Stahlfeder! ich bleibe im Papier damit hängen! Dein Wilhelm



1865

Kaulbach beendet das sechste Bild. In München ist die Hauptprobe zu „Tristan und Isolde".

Josephine an Kaulbach

Gestern, Donnerstag, war im Hoftheater die erste Probe zur Wagnerschen Oper „Tristan und Isolde", die künftigen Montag zur Aufführung kommen wird. Diese Probe kann schon als vollkommene Aufführung gelten, nur mit dem Unterschied, daß dies Publikum von Wagner und Bülow eingeladen ist – nur „die Auserwählten und die Freunde", wie Wagner in seiner Rede, die er vor dem Beginn an uns gehalten, gesagt hat. Die Rede war vorzüglich; bescheiden, schlicht und herzlich. Ich wollte, man könnte das auch von seiner Oper sagen. Die Parkettsitze waren alle dicht besetzt, und ich sah lauter Freunde und Bekannte. Frau von Bülow hatte mir zwei Karten gegeben und, da Maria nicht wohl war, lud ich Freund Dietz ein. Neben uns saßen Riehls, Siebold, Wüllner, Pfeuffer usw. Bülow als Dirigent streckte seinen Kopf gewaltig in die Höhe und wollte nach Wagner auch noch eine Rede halten. Leider blieb er schon beim ersten Satz gründlich stecken. Er kam in seiner Verwirrung über die gewöhnlichen Phrasen von Dank und Aufopferung nicht hinaus. Endlich fand er den Schluß und es begann die Ouvertüre, die mit wirklicher Meisterschaft ausgeführt wurde und unsre herkömmlichen Begriffe von Musik nicht überschreitet. Den Inhalt der Oper kennst Du ja. Die Steigerung der wütendsten Leidenschaft füllt den ganzen zweiten Akt, der aus einem Duett besteht, welches dreiviertel Stunden dauert, ohne Melodie; die höchst barbarischen, ich möchte sagen, die Leidenschaften eines vorsintflutlichen Ge-

schlechtes ausdrückend. Für unsre schwachen Nerven und Ohren ungenießbar. Der Gesang besteht nur in heulenden, schrillen Tönen; sie brüllen, wüten, toben und werden dazu von dem Orchester mit den kunstvollsten Dissonanzen begleitet: Pauken, Trompeten, Zimbeln und noch andere neu erfundene Instrumente steigern sich zu wahrer Raserei. Das Orchester hat diese schwierige, mühsame Arbeit meisterhaft durchgeführt; in keiner anderen Stadt wäre dies möglich gewesen. Aber vor allem gebührt Schnorr und seiner Frau das höchste Lob. Letztere übertraf alles bisher Dagewesene, sowohl als Sängerin, wie als Schauspielerin. An Gestalt und Aussehen ist sie eine Grimhilde; ebenso herrlich wirkt Schnorr. Nur diesen beiden großen Künstlern wird Wagner den Erfolg zu danken haben; sie besitzen sowohl die körperlichen, wie die geistigen Kräfte, um dieser Riesenarbeit nicht zu erliegen. – Mit diesen drei Aufführungen wird wohl „Tristan und Isolde" sich ins Privatleben zurückziehen müssen. – Man ist besorgt, daß Bülow bei der ersten Aufführung (wegen der Schweinehundgeschichte) schlecht empfangen wird; denn die Erbitterung gegen ihn ist sehr groß. Der junge König soll in der großen Probe vor Begeisterung bis zu Tränen gerührt gewesen sein. Aus allen Teilen Deutschlands sind Freunde Wagners hierhergekommen. Die gute Bülow strahlt vor Entzücken. Deine Josephine

Josephine an Kaulbach

Die Zukunftsmusiker haben wieder eine entsetzliche Geschichte angerichtet. Bülow, der auf dem besten Wege war, sich die Achtung und Bewunderung der Münchener zu erringen durch seine geniale Leitung der Proben, verdirbt sich noch seine ganze schöne, angenehme Stellung hier. Vor einigen Tagen, während einer Probe, in der er sehr aufgeregt war, ließ er sich bei irgend einer kleinen Veranlassung hinreißen, das Münchener Theaterpublikum

– „Schweinehunde" zu nennen! Diese ungeschickte Äußerung ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und kam auch dem jungen König zu Ohren, der Bülow schriftlich zurechtwies. Gestern Abend sollte ihm eine Katzenmusik gebracht werden; doch wurde es noch glücklicherweise von der Polizei verhindert. Frau von Siebold sagte mir, in Berlin sei „Schweinehund" kein Schimpfnamen, wir hätten einen falschen Begriff davon, es sei beinah als ein Liebesname, als eine Neckerei aufzufassen! – Die gute Bülow sprach nicht mit mir darüber; auch ich hütete mich wohl, etwas davon zu erwähnen; aber alle Zeitungen sind voll von der Geschichte und fordern ihn auf, sich zu erklären.

Liszt in Rom hat also wirklich schon einige Weihen bekommen, trägt Tonsur und wird Abbé Liszt genannt; er soll mit der Welt abgeschlossen haben. Die gute Bülow ist darüber sehr betrübt, obwohl sie lange darauf vorbereitet war. Deine Josephine

Josephine an Kaulbach

Freitag

Wie leben hier in großen Aufregungen; die Gerüchte wachsen aus der Erde und kein Tag vergeht, an dem nicht wieder etwas Neues, Unerhörtes sich ereignet. Wagner spielt die Rolle der Lola und, wenn die Erbitterung und der Haß gegen ihn und Bülow so fort geht, so ist ihres Bleibens nicht mehr lange. Aus allen Teilen Deutschlands strömten die Menschen hierher, um der ersten Aufführung beizuwohnen, unter anderen Speidel und Kapellmeister Herbeck aus Wien. Als der Abend kam, waren große Plakate angeschlagen, auf denen zu lesen war, daß die Aufführung wegen Erkrankung Frau Schnorrs unterbleibe. Der Schreck war ungeheuer, denn kein Mensch glaubte daran. Man dachte, die Polizei habe dies alles so veranstaltet, weil sie fürchtete, es könne einen Skandal geben. Die Studenten wollten Bülow mit Äpfeln,

faulen Eiern bewerfen und ihn mit Kinderratschen empfangen, sobald er den Dirigentenstuhl besteige. Ein anderes Gerücht sagt wieder, Wagner stecke wegen einer Pariser Schuld im Schuldturm. Das innigste Mitleid haben wir mit der guten Frau von Bülow, die wirklich zu bewundern ist, mit welcher Ruhe und Liebenswürdigkeit sie das alles über sich ergehen läßt.

Deine Josephine

König Ludwig II. von Bayern an Kaulbach

21. Februar 1866, abends

Mein lieber Herr Direktor! Noch ganz erfüllt von dem unauslöschlichen Eindruck, den mir Ihre wundervollen Kunstschöpfungen hinterlassen haben, drängt es mich, Ihnen noch heute auszusprechen, wie mich alles begeistert und entzückt hat, was ich in Ihrem Atelier gesehen. Der Anblick dieser herrlichen «Schlacht von Salamis» hat mir wie mit einem Zauberschlage alles Erhabene und Fesselnde, was ich je über die griechische Geschichte und Mythos gehört, ins Gedächtnis zurückgerufen und für die Größe des Heroentums mich entflammt. –

Der Anblick der prachtvollen Kartons[1]) hat mir eine solch tiefe und innige Freude gemacht, wie ich sie kaum noch in meinem Leben empfand. Da stand er vor mir, der tatkräftige, mutvolle Tell, wie er sich der Fesseln der Tyrannen entwindet, da durchlebte ich es aufs neue, das erschütternde Geschick des spanischen Königssohnes, glaubte die herzzerreißenden Worte zu vernehmen, die er an den despotischen, kalten Vater richtet, als er ihm die Ursache des Todes seines einzigen, geliebten Freundes kündet. – O welche göttlichen Bilder!! – Wie freue ich mich auf die Szenen welche Sie aus R. Wagners „Ring des Nibelungen" zu behandeln gedenken. Herrlich wäre es, wenn Sie später, nach Vollen-

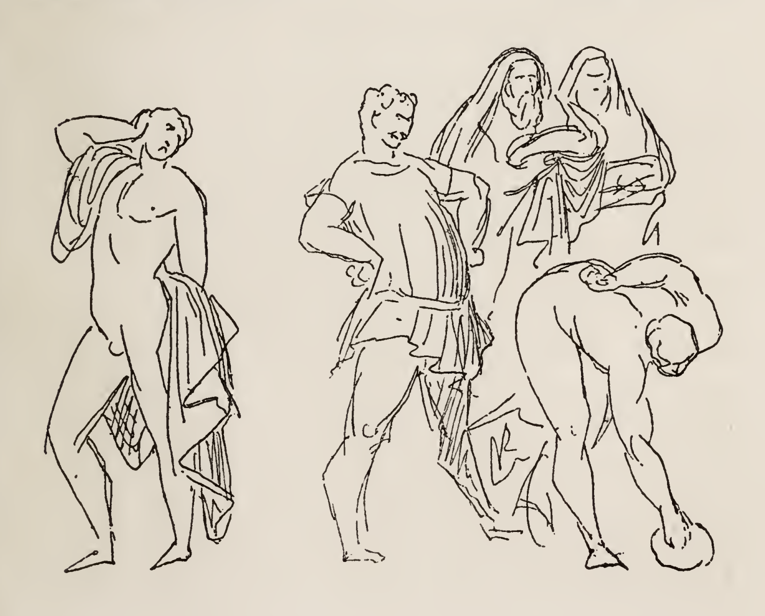
[1]) «Wilhelm Tell»

dung der Schillergalerie, einige Bilder den Shakespeareschen Werken zu entnehmen gedächten, etwa je einen Karton aus den verschiedenen Epochen des Entwicklungsganges des Geistes des unsterblichen Briten. – Nehmen Sie, mein lieber Herr Direktor, nochmals die Versicherung entgegen, daß die Erinnerung an den heutigen Tag mir immer eine besonders teure sein wird. Mit vielen freundlichen Grüßen bleibe ich stets Ihr sehr geneigter

König Ludwig

Josephine an Kaulbach

Richard Wagner besuchte uns auch; ich glaube, München ist kein Ort für ihn. Seine Persönlichkeit ist nicht angenehm, ich war aber freundlich gegen ihn, da er durch Liszt an uns empfohlen ist. Soll ich ihn einmal einladen und wen noch mehr? Dr. Kürnberger läßt Dich grüßen. Deine Josephine



Kaulbach an Josephine

Vivat hoch!! Ich bin fertig!!! Ich habe soeben den letzten Strich gemacht!! – Es macht mich einesteils froh, und doch bin ich traurig gestimmt, wie immer, wenn man eine Arbeit vollendet hat. Ein gutes Stück Leben liegt hinter mir; da empfindet man einigen Katzenjammer, daß die Sache nicht besser geworden ist –; hat man doch ungeheure Rosinen im Kopf, wenn man eine Arbeit beginnt. – Aber – nachher kommt immer ein – aber! Übrigens will ich nicht undankbar gegen mein Glück sein.

Samstag 1 Uhr Mittag gehe ich von hier ab bis Kulmbach oder Bamberg, von da nach Aufseß, wo ich einige Tage bleibe, und dann werde ich schnell bei Euch sein.

Lebt alle recht wohl! Wilhelm Kaulbach

Ferdinand Kürnberger an Josephine von Kaulbach

1870

... Welch traurige Rolle spielt das Wort den bildenden Künsten gegenüber. Wie viel Mut gehört dazu, um von Formen und Gestalten zu sprechen! Jeder Kenner des Wortes weiß, daß hier die schwache Seite des Wortes liegt. Das Wort ist vortrefflich geeignet, um Gedanken auszudrücken, aber höchst unzulänglich, das Sinnlich-Schöne zu veranschaulichen. – Das Wasser wird durch den Wellenschlag, und die menschliche Gesellschaft durch Sprechen in Fluß gehalten. Ich bin viel zu wenig Meister des Wortes, um das Wort als Selbstzweck, d. h. als gewandte und glänzende Phrase behandeln zu können. Ich danke Gott, wenn ich nur Worte finde für meine Gedanken; aber Worte zu finden ohne Gedanken, nämlich Phrasen, in dieser geschätzten und effektvollen Kunst überflügeln mich tausend glücklichere Federn. Ich brauche den Gedanken schlechterdings als Erzeuger des Wortes;





das Wort stellt sich bei mir gar nicht ein ohne Gedanken, leider aber stellen sich oft Gedanken ein ohne Worte. In einem gewissen Sinne ist diese Naturanlage unbeholfen und schwerfällig; ein echter Zauberer des Wortes muß Zwei sagen können, ohne daß Eins und Eins darin enthalten ist; das beweist seine Kunst, das stellt ihn auf die Höhe absoluter Souveränität. Ich armer, unglücklicher Mann muß bei den unbedeutendsten Worten, die ich lalle, immer erst einen Gedanken haben, der sie fortschiebt und der ihnen auf die Beine hilft. Wir leben in einer Zeit, wo man dies allen Ernstes als einen Mangel empfinden kann. –

Andersen an Josephine

Kopenhagen, 26. April 1874

Liebe, teure Frau Kaulbach! In Ihrem ersten tiefen Schmerz über den Tod des gesegneten Ehemann's wollte ich nicht schreiben. Gott mildert selbst die schwerste Prüfung, zu ihm hoffe ich, daß Ihr Schmerz jetzt milder ist, daher schreibe ich erst jetzt. Es kam so unerwartet, daß der herrliche treue Freund, der große Meister, gestorben sei; die Nachricht wurde mit tiefer, wehmütiger Teilnahme empfangen. Ich hatte so sicher gehofft, noch einmal seine Hand zu drücken, die edle, liebe Frau Kaulbach, die Kinder und Verwandte wiederzusehen. Sie waren so freundlich, mir eine Heimat in Ihrem Hause anzubieten, wenn ich nächstes Mal nach München komme. Ach! alles irdisches Schönes, Gutes und Glückliches verschwindet! Diesen Sommer hätte ich doch nicht München erreicht, ich bin noch krank. Achtzehn Monate bin ich im ganzen leidend gewesen, besonders als ich vorigen Sommer, von München aus, Kopenhagen erreichte. Die meiste Zeit habe ich seitdem in meinem Zimmer zugebracht, jetzt bin ich etwas besser; die Ärzte meinen, daß der Sommer meine Besserung fördern wird. Ich werde vielleicht meine Freunde wiedersehen, ihn aber, unsern

edlen, herrlichen Freund Kaulbach, werde ich auf dieser Erde nicht wiedersehen!

Nikolas Bögh, mein junger Reisegefährte vom vorigen Sommer, den Sie so freundlich empfingen, hat in der dänischen Illustrierten Zeitung einen sehr schönen Artikel geschrieben unter dem Titel „Kaulbach in seiner Heimat"; er gibt uns darin ein schönes, anmutiges Bild. Vielleicht wird es übersetzt, und Sie werden dann daraus ersehen, mit welcher Liebe es geschrieben ist. Er sendet Ihnen und allen im Kaulbachschen Hause die teilnehmendsten Grüße. — Gott stärke Sie in Ihrer großen Trauer, er segne Sie für all die Güte und Teilnahme, die Sie erwiesen haben

Ihrem dankbar ergebenen

H. Ch. Andersen



